



Das
Kastöchterlein
von
Rothenburg
von
Else Ury

Das Ratsstöchterlein von Rothenburg

Eine Erzählung für junge Mädchen

von

Else Arh

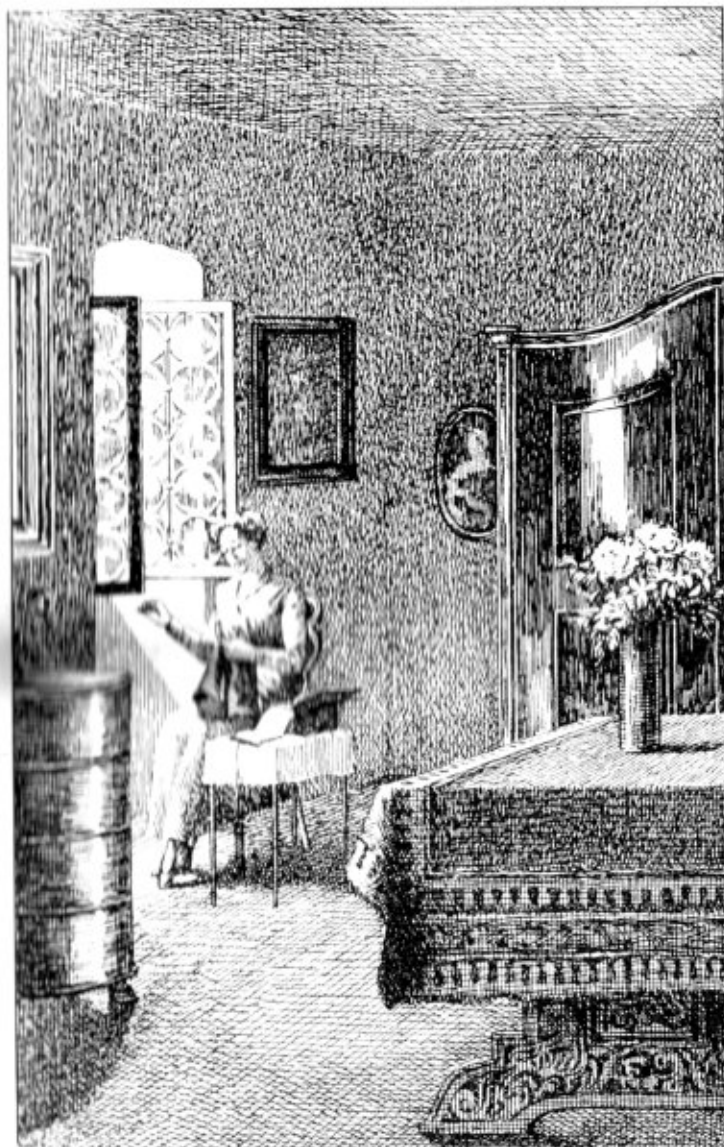
Adriaan M. vanden Broede
Verlag / Leipzig

Buchausstattung von Josef Herzit, Wien

Kapitelfolge:

	Seite
1. Kapitel: Weshalb der alte Schreibtisch ärgerlich knarrt, und Magda fast die Kaffeestunde versäumt	7
2. Kapitel: Magda hält es für ein Unglück, als Rats- töchterlein von Rothenburg zur Welt gekommen zu sein	19
3. Kapitel: Was Magda auf der verschneiten Stadt- mauer zu suchen hat	28
4. Kapitel: Tante Brigitte ist „altfränkisch“ und ver- steht nichts von modernen Frauenbestrebungen	37
5. Kapitel: Graue Regentage und helle Sommer- kleider	51
6. Kapitel: Vom Frühlingswind	66
7. Kapitel: Wie der siebzehnte Geburtstag endet ..	84
8. Kapitel: Auf der Kleinstadtmesse	101
9. Kapitel: Wie man zu Rothenburg das Pfingstfest feiert	117
10. Kapitel: Der historische Festzug, und was einem jungen Geschichtsforscher am besten daran gefällt ..	126
11. Kapitel: Von alten Mauern und jungen Menschen	138
12. Kapitel: Auch das schlummernde Rothenburg wird vom Kriegsdonner geweckt	154
13. Kapitel: Wie man eigene Wünsche am besten ver- gibt	171
14. Kapitel: Aus vergilbten Blättern	185
15. Kapitel: Kriegstage	205
16. Kapitel: Ein Abschied, und was dabei unaus- gesprochen bleibt	216
17. Kapitel: Klein-Trautchen ist aufrichtiger als Magda, und Werner schießt mit der Kartoffelhacke	227

	Seite
18. Kapitel: Von einem, der nicht wiederkam	236
19. Kapitel: Erfüllte Wünsche, die nicht glücklich machen	243
20. Kapitel: Warum das Ratsstöchterlein des Vaters Weinberg mit Tränen nezt	251
21. Kapitel: Dulde, gedulde dich fein	267
22. Kapitel: Es wird Licht	278



1. Kapitel

Weshalb der alte Schreibtsch ärgerlich knarrt und Magda fast die Kaffeestunde versäumt

Draußen fiel der Schnee, leise und dicht. Er setzte den trutzigen Wehrtürmen der alten Stadt Rothenburg silberfunkelnde Helme auf das graue Steinhaupt, daß sie so reckenhaft auf das verschneite Taubertal herabblickten wie einst vor sechshundert Jahren. Mit lichtem Hermelin schmückte er die rissigen Festungsmauern, welche die Stadt noch heute umgürten und stülpte den verschlafenen Toren riesigeweisse Nachtmägen über die Ohren. Jeden mittelalterlichen Giebel, jeden Erker und jedes Giebsgesims zeichnete er als echter Künstler mit hartfeinem Schneegriffel nach. Flocke auf Flocke glitt hernieder — still, lautlos.

Vor dem runden Mansardenfensterchen des alten Patrizierhauses wuchs das lichtweiße Schneepolster. Junge Augen blickten nachdenklich durch die bleigefassten Buzenscheiben in das langsame, unaufhörlich sich erneuernde Herabgleiten der Silbersternchen. Wie sicher und unbeirrt ein jedes seinen Weg ging! Ohne Aufenthalt, ohne Rücksicht auf seine Gefährten, in stiller Selbstverständlichkeit seinem Ziele zu.

Den schlanken Kopf mit den schweren rötlichgoldenen Flechten in die Rechte stützend, seufzte Magda tief auf. Ach, wer doch auch so selbstsicher seinen Weg verfolgen könnte wie die

Schneeflocken da draußen! Wer doch nicht auf Schritt und Tritt von engen Mauern und veralteten Vorurteilen in seinem Streben gehemmt würde!

Die großen, tiefschwarzen Mädchenaugen, die seltsam zu dem Goldton des Haares stimmten, lösten sich von dem steten Flockengeriesel da draußen und wanderten wieder zu dem umfangreichen Wörterbuch, den Büchern und Heften zurück, welche die Schreibtischplatte bedeckten.

Es war ein merkwürdiger Schreibtisch, wie man ihn gewöhnlich wohl nicht in einem Mädchenzimmer zu sehen bekam. Nichts Zierliches hatte er, auf starken, geschweiften Beinen stand er breit und wuchtig in seinem alten Nußbaumleide da, mit hohem Ruffaß und schwerer Klappe, mit vielen, vielen Fächern, Kästen und Schüben. Der geschnitzte Löwenkopf, der ihn bekrönte, hatte sicher schon dereinst auf ehrwürdige Ratsherren mit der Zopferücke herabgeblinzelt, auf dicke Lederfolianten, Gänsekiel und Schnörkelschrift.

Viele Generationen des Patrizierhauses Toppler hatte der alte Sekretär kommen und gehen sehen. Manch kluger, ernster Mann hatte von ihm aus die Stadt Rothenburg regiert. Aber eine Frau, nein, eine Frau hatte niemals das Haupt über seine blankpolierte Platte gebeugt.

Oder doch — vor vielen Jahrhunderten hatte er da nicht schon mal auf solch goldflimmerndes Frauenhaar herabgeschaut? Aber das war so lange, lange her der alte Geselle konnte sich nicht mehr darauf besinnen, denn sein Gedächtnis hatte schon arg nachgelassen.

Was wollte der junge, liebreizende Mädchenkopf da bloß mit all der Gelehrsamkeit? Mißbilligend blickte der alte Schreibtisch auf die lateinische Ausarbeitung, auf Virgil

und Mathematikaufgaben. Trotzdem es nun schon fast ein Jahr war, daß Magda ihn aus der Vergessenheit des Rumpellammerlebens gezogen hatte, daß er seinen Platz hier in ihrem Mansardenstübchen bekommen, konnte er sich noch immer nicht mit diesem neumodischen Kram abfinden. Solch junges Ding gehörte arden Nähtisch drüben auf dem Fenstertritt. Da hatten ihre Großmütter und Urgroßmütter die fleißigen Finger geregt, wenn sie nicht im Haus und am Herd schafften. Aber der Nähtisch, der aus demselben hellen Nußbaumholz und nicht viel jünger war als er, erfreute sich ange nicht so der Zuneigung des jungen Fräuleins wie er selbst. Dabei sah er doch mit seinem weißen Häkeldeckchen und dem Rubinglas darauf mit Kiefergrün und roten Beeren einladend genug herüber.

Unzufrieden knarrte der alte Schreibtisch in allen seinen Fugen. Aber das machte auf Magda Toppler nicht den geringsten Eindruck. Emsig eilte ihre Feder über die weißen Blätter, nur hin und wieder eine kleine Pause zum Nachschlagen im Verikon oder zum Stirnrausziehen lassend.

So vertieft war das junge Mädchen in seine Arbeit, daß es nicht merkte, daß die alte Pendeluhr unter der Glasglocke, die den Platz auf der schön geschnitzten Kommode inne hatte, vier dünne Schläge mit altersschwacher Stimme durch das Stübchen schwingen ließ. Es hörte nicht das Tappeln von kleinen Kinderfüßen draußen auf der Holzstiege. Erst als die Tür ohne Umstände aufgerissen und ein blondes Dingelchen, gefolgt von einem genau so großen schwarzen Pudel, ins Zimmer stürmte, fuhr Magda erschreckt aus ihrer Versunkenheit empor.

„Tante Brigitte läßt fragen, wo du denn steckst, und Vater,

was du wieder treibst, daß du nicht zum Kaffee herunterkommst. Werner ist auch noch nicht zu Haus, trotzdem die Schule schon um drei aus ist. Und Tante Brigitte will mich nicht mit meinem neuen roten Weihnachtschlitten in den Schnee hinauslassen, sie sagt, ich hole mir bestimmt den Tod. Ach, liebstes, aller-aller-allerbestes Magdchen, sag' ihr doch, daß ich mir den Tod nicht holen werde!" Zärtliche kleine Arme schlangen sich um den Hals der großen Schwester, schwarze Hundepfoten legten sich auf ihren blauen Blusenrock. Das Tintenfaß geriet bei dem unvorhergesehenen Ansturm bedenklich ins Wanken.

"Ich komme schon, Trautchen — da hab' ich doch tatsächlich die Uhr überhört." Magda schlug das Lexikon eiligst zu. Denn in bezug auf Pünktlichkeit verstand der Vater keinen Spaß.

"Was arbeitest du denn bloß immer — du bist doch schon groß!" Fragend sahen die strahlendblauen Kinderaugen auf die beschriebenen Blätter. Auch Peter, Tante Brigittes Pudel, schnupperte neugierig.

Hastig, wie auf einer verbotenen Tat ertappt, schloß Magda Hefte und Bücher in den alten Sekretär, trotzdem das Kleinen noch gar nicht lesen konnte. Klapp — machte der und ließ dröhnend seine schwere gewölbte Holzklappe herunterrasseln.

Trautchen jauchzte, als geschehe dies eigens zu ihrem Privatvergnügen. Sie vergaß darüber, daß die Schwester ihre Frage überhaupt nicht beantwortet hatte. Nachdem die Kleine noch ganz geschwind das bunte Fensterglasbild, durch das die Schneeflocken draußen so schön blau, rot und grün aussahen, bewundert hatte, nachdem Magda nun schon zum

drittenmal „komm, Liebling!“ gerufen, trennte sie sich endlich von dem Stübchen der großen Schwester, in dem Trautchen nur gar zu gern weilte.

Um die Wette ging es zwei- und vierbeinig die gewundene, schwereichene Treppe mit den schön geschnitzten Holzpuppen herab. Über die Diele, in der die großen Nürnberger Schränke die dunklen Nischen füllten, zum Eßzimmer. Dasselbe war ein großer, ziemlich niedriger Raum, holzgetäfelt, mit klosterartiger Deckenwölbung. Zinnteller und Humpen bligten auf den Wandbrettern im Schein der elektrischen Glühbirnen, die wie aus einer anderen Welt die altererbten Familienmöbel des Patrizierhauses bestrahlten. Elektrisches Licht — das war das einzige Zugeständnis, das der mit allen Fasern am Hergebrachten hängende Ratsherr der modernen Zeit gemacht hatte.

Er hob den schmalen, scharfgeschnittenen Charakterkopf, der fast allen Topplers eigen, beim Eintritt seiner beiden Töchter nicht von der Zeitung. Nur an dem Runzeln der blondbuschigen Augenbrauen erkannte Magda, daß der Vater ärgerlich war.

Auf dem grünen Ripssofa mit weißgehäkelten Schonern saß Tante Brigitte. Ihre zierlichen Finger warfen das Elfenbeinschiffchen hin und her zu kunstvoller Frivolitätenarbeit. Das war aber wohl auch das einzige, was die alte Tante jemals in ihrem Leben mit diesem Worte zu tun gehabt hatte. Denn ihr gütiges Herz konnte keiner Fliege ein Leid antun. Auch jetzt blickte sie unter der schwarzen Spitzenbarbe, die sie über dem grauen Scheitel trug, ängstlich von der unpünktlichen Großnichte zu dem Ratsherrn, ehe sie behutsam den Kaffeewärmer mit Perlstickerei von der bauchigen Kanne hob.

„Entschuldige, Vater,“ wandte sich Magda zu den Zeitungslisenden. „Ich war so vertieft, daß ich das Schlagen der Uhr überhört habe.“

„Vertieft — worin, Magda? Welche wichtige Beschäftigung kann dich derart in Anspruch genommen haben, daß du die Pünktlichkeit, die stets alle Topplers ausgezeichnet, und auf die ich daher ganz besonderen Wert lege, außer Acht lassen konntest?“

Magda schwieg verlegen.

Klein-Trautchen aber rief lachend: „Schularbeiten hat sie gemacht, die große Magda — hahaha — Schularbeiten wie der Werner!“

Das zarte Mädchengesicht übergoss dunkle Röte. Es versuchte möglichst hinter der großen Blümchentasse, die Tante Brigitte sorglich mit duftendem Kaffee gefüllt, zu verschwinden.

„Hör' mal, mein Kind,“ der Vater blickte ernsthaft auf die verlegene Tochter. „Es ist ja ganz gut und schön, daß du das in der Schule Gelernte noch fleißig wiederholst und vertieft. Aber du bist nun fast siebzehn Jahre alt, da gibt es doch weiß Gott für dich wichtigeres hier zu schaffen, als die Nase in Schulbücher zu stecken. Sorge lieber dafür, daß der Werner das tut, anstatt sich in dem Schneewetter herumzutreiben und die Kaffeestunde zu versäumen. Gehe Tante Brigitte mehr zur Hand, sie ist nicht die Kräftigste und den Anforderungen des großen Haushaltes kaum noch gewachsen. Wenn die Siebzehn nicht mehr so recht wollen, müssen die Siebzehn einspringen, was, Tante?“ Ratsherr Toppler griff dankbar nach der Hand der alten Dame, die ihn selbst, den früh Verwaisten, den rechten Weg geleitet und sich später auch seiner mutterlosen Kinder angenommen.

„Es geht schon noch, Heinrich, es geht schon noch,“ nickte Tante Brigitte mit verschämtem Lächeln und zupfte ihre weiße Spitzenmanschette, welche die derbe Männerhand etwas zerbrüchelt, wieder tadellos. „Laß nur das Magdachen bei ihren Büchern, wenn es ihr Freude macht. Ich schaff's schon noch ein Weilchen allein. Nur die schwarzen zerlöchernten Kinderstrümpfe — ja, da wollen die alten Augen abends nicht mehr ihre Schuldigkeit tun.“ Sorgenvoll ruhte Tante Brigittes Blick auf einem altmodischen mit bunter Rosenstickerei verzierten Korbständer, in dem sich ein ansehnlicher Berg Strümpfe türmte.

„Ja, wozu ist denn die Magda da, wenn sie nicht im Haushalt hier ihre Pflicht tun sollte! Nimm dir den Strumpfkorb vor, Kind, der ist mir lieber für meine Tochter als Blaustrümpfigkeit. Die gehört nicht in die Topplersche Familie. Was, Tante — die Frauen aus unserem Hause waren alle ehersame, tugendsame Hausfrauen, wie sie nicht so bald wieder in ganz Rothenburg zu finden gewesen sind!“ Stolz glitt des Ratsherrn Auge die stattliche Bilderreihe über dem grünen Alposofa entlang. Es waren die Ahnenbilder, alte Ölgemälde. Schmale, scharf geschnittene Männergesichter, wie es auch Magdas Vater aufwies, und blonde Frauen in reicher Patrizierkleidung, blauäugig, sanft und milde.

„Ja, ja — so ist's!“ Tante Brigittes Schiffchen, das unaufhörlich zwischen den weißen Fäden hin- und herflog, durfte ein wenig verschmaufen. „Die Topplerschen Männer haben Rothenburg einst groß und berühmt gemacht, und die Frauen inzwischen daheim in stiller Arbeit durch sparsames Walten den Wohlstand gemehrt.“

„Auch jene, Tante?“ Magda, in deren offenem jungen

Gesicht das Blut kam und ging, als kämpfte sie mit einem aufregenden Entschluß, wies mit dem ausdrucksvollen Rinn, das sie vom Vater geerbt, zu einem kleinen ovalen Frauenbildchen an der Wand. Es war stark nachgedunkelt, aber trotzdem erkannte man noch ein liebreizendes, junges Gesicht mit großen, schwarzen Augen, die im Gegensatz zu allen den andern sanften Frauenaugen feurig den Beschauer anblitzten. Rotgoldenes Haar lockte sich um die weiße Stirn.

Tante Brigitte ließ den milden Blick zwischen dem alten Bild und dem jungen Großnichten langsam hin- und herwandern. Und was sie schon oft empfunden, drängte sich ihr wiederum in diesem Moment auf — die unverkennbare Ähnlichkeit, die Magda mit jenem Bilde hatte.

„Ja, die — die war anders, als die Topplerschen Frauen es zu sein pflegten. Die hatte welsches Blut von ihrer Mutter her in den Adern — das ließ sie die Grenzen der Weiblichkeit überschreiten und — — —“

„Und hat die Stadt, den Rat, ja ganz Rothenburg durch ihre sogenannte Unweiblichkeit errettet,“ rief Magda, und ihre schwarzen Augen flammten zum Bilde der Urahne hin. Du selbst, Tante Brigitte, hast mir oft genug die Heldentat der schönen Magdalena Hirsching, nach der ich heiße, erzählt. Oh, ich wünschte, ich wäre wie sie!“

„Da decken sich unsere Wünsche nicht, mein Kind. Ich möchte, daß meine Tochter sich weiblichere Vorbilder unter den Topplerschen Frauen sucht. Vor allem deine Mutter, die leider zu früh von uns gegangen.“ Der Ratsherr fuhr mit der Hand über die Augen.

Magda löste den Blick von dem Bilde der Urahne und wandte ihn dem feinen Pastellbilde zu, das in der Mitte den

Ehrenplatz unter all den Porträts innehatte. Grüner Efeu schlang sich um den schmalen Goldrahmen.

Nein, sie bekam es jetzt nicht fertig, dem Vater das zu sagen, was ihr das Herz und die Zunge abbrückte, und was sie schon monatelang kämpfend mit sich herumtrug. Vorhin, als von der mutigen Heldentat der Magdalena Hirsching die Rede gewesen, ja, da hatte sie die Kraft in sich gespürt, es mit den Vorurteilen, die hier in allen Winkeln und Ecken des alten Hauses nisteten, aufzunehmen. Da hätte sie es herausrufen mögen: „Vater, laß mich studieren, schicke mich aufs Gymnasium, ich bin anders als die Topplerschen Frauen waren, ich bin ein Kind der neuen Zeit!“

Aber jetzt, wo der Vater ihr von der frühverstorbenen Mutter gesprochen, da sein Blick, der sonst stahlhart sein konnte, voll ungewöhnlicher Weichheit die verlorene Vergangenheit zu suchen schien, nein, da brachte sie es nicht über sich, ihn derart zu betrüben und zu erzürnen. Denn zornig würde der Vater unbedingt werden, wenn er erfuhr, daß sie, seitdem sie die Schule verlassen, heimlich Latein und Mathematik in ihrem Mansardenstübchen trieb. Daß Heinz, der um ein Jahr ältere Bruder, der in dem nahen Würzburg vor dem Abiturium stand, jedesmal bei seinen Sonntagsbesuchen ihr Aufgaben stellte, die sie in der kommenden Woche dann zu lösen hatte. Unter seiner Anleitung, mit seinen Büchern hatte sie das Schwere unternommen, sich heimlich allein bis zur Prima oder wenigstens Obersekunda eines Mädchengymnasiums vorzubereiten. Aber wann würde der Tag kommen, wo sie es wagte, dem Vater mutig ihre Wünsche zu offenbaren? Sie ersehnte ihn und fürchtete ihn zugleich, diesen Tag.

Das junge Mädchen, das weltverloren in die leere Kaffeetasse gestarrt, fühlte plötzlich ein leises Zupfen an dem weißen Strickerschürzchen. Wie sie es haßte, dieses Schürzchen, das so gar nicht zu mathematischen Formeln und lateinischem Ablativ paßte. Und doch mußte sie es tragen; nicht nur Tante Brigitte hielt darauf, auch der Vater pflegte zu sagen: „Ein Mädchen ohne Schürze, das ist wie ein Topf ohne Boden — nutzlos. Unsere Topplerschen Frauen trugen stets stolz ihr Schlüsselbund am Schürzengurt!“

Das Zupfen wurde stärker, ein bettelndes Stimmchen flüsterte: „Du wolltest es ihr doch sagen, Magda, daß ich mir nicht den Tod holen werde — bitte, bitte, Magdachen, ehe es dunkel wird.“

Da schob die große Schwester zugleich mit der Kaffeetasse die quälenden Gedanken von sich. Zärtlich blickte sie in das runde bittende Kindergeſicht.

„Ich gehe jetzt zur Urſel Mergentheimer, das Trautchen darf mich doch mit ihrem Schlitten begleiten, nicht wahr, Tante Brigitte?“ wandte sie sich aufstehend zu der alten Dame.

„Kinder, bei dem Wetter — wo man keinen Hund vom warmen Ofen jagen möchte,“ zusammenfröstelnd hüllte sich Tante Brigitte trotz der behaglichen Zimmertemperatur in ihren gehäkelten wolligen Seelenwärmer, während Peter, ihr großer schwarzer Pudel, beifällig knurrte.

„Es ist ja wundervoll draußen, am liebsten machte ich jetzt eine Schlittenfahrt ins Taubertal hinein,“ rief Magda, in das dicke Schneegestöber hinausschauend.

„Ja, wundervoll ist es!“ Trautchen, die schon gewonnenes Spiel zu haben glaubte, klatschte glücklich in die Händchen.

„Und der Strumpfkorb da drüben, mein Fräulein?“ mischte sich jetzt der Vater in die Debatte.

Trautchens Gesicht ward ängstlich.

„Der läuft nicht davon, bis ich wiederkomme, Vater. Aber die Urſel läuft davon, die will heute mit der Anne nach Würzburg ins Theater. Und ich — ach, wie gern möchte ich — — —“

„Ins Theater . . .?“ Der Rathsherr schüttelte den Kopf.

„Ich möchte ihnen gern noch ganz geschwind etwas für unsern Heinz mitgeben,“ vollendete Magda schnell den Satz. Sie hatte den Freundinnen ja gleich gesagt, daß sie nie und nimmer mit durfte.

„Auch wieder solche neumodischen Sachen, daß die jungen Mädchen ins Theater fahren müssen! Wer hätte früher hier jemals daran gedacht? Bis nach Würzburg, das bedeutete eine Reise. Jedes Jahr, wenn zur Messe einmal die Komödianten nach Rothenburg kamen, ging man früher ins Theater — und das war reichlich genug. Ja, ja, die Zeiten haben sich geändert, was, Tante Brigitte? Aber besser sind sie nicht geworden. Anspruchsvoll und vergnügungsfüchtig haben sie unsere heutigen Mädchen gemacht.“

Tante Brigitte nickte mit ihrem schwarzen Spitzenhäubchen wehmütig den vergangenen besseren Zeiten nach. Die junge Magda aber rief bligenden Auges: „Nein, Vater, das kannst du wirklich nicht sagen. Weder ich noch meine Freundinnen sind anspruchsvoll und vergnügungsfüchtig. Wann bin ich überhaupt schon aus unsern engen alten Mauern herausgekommen? Und Urſel, die den ganzen Tag so fleißig in der Apotheke arbeitet, und die Anne, die ebenso eifrig ihre Malstudien treibt, denen ist doch eine kleine Abwechslung mal zu

gönnen. Ich wünschte, ich dürfte mit ihnen mit!" Voll Sehnsucht klang es.

"Ei ei, Magda, mir scheint's, die Freundinnen mit ihren verdrehten modernen Ansichten von Selbstständigkeit und Frauenberufen haben schon ansteckend gewirkt. Aber solange du unter meiner Botmäßigkeit stehst, wird nichts aus solchem vergnügungssüchtigen in die Welt Hineinfahren. Eine Haus-tochter gehört ins Haus — so haben wir Toppler es allezeit gehalten." Der Ratherr begab sich schweren Tritts in sein Arbeitszimmer.

Magda, welche derartige Auseinandersetzungen des Vaters bereits kannte, seufzte hörbar.

Die alte Tante auf dem grünen Ripssofa deutete den Seufzer anders. Sie lächelte ihr gütigstes Lächeln: „Na, lauft nur Kinder, lauft nur! Für den Strumpfkorb findet sich heute abend wohl noch ein Stündchen. Aber die Pelzgummischuhe anziehen, Trautchen, und das Rappchen aufsetzen, daß du dir nicht die Ohren erfrierst, mein Seetchen. Und vergiß bloß nicht, Magda, dem Heinz die wollene Unterwäsche mitzuschicken, der arme Junge kann sie bei dem Wetter brauchen!“

Wenige Minuten später trat Magda Toppler, das dunkle Pelzbarrett fest auf das Goldhaar gestülpt, Klein-Trautchen an der Hand, durch das schöngeschwungene Rundbogenportal, das mit seiner kunstvollen Schmiedearbeit jedem Vorübergehenden schon sagte, daß es ein vornehmes Patrizierhaus bewache.

2. Kapitel

Magda hält es für ein Unglück, als Rats-töchterlein von Rothenburg zur Welt gekommen zu sein

Welch junges Auge vermag trübselig in die Welt hineinzublicken, wenn die Schneeflocken so lustig um einen wirbeln und stieben. Es hätte gar nicht der Jubelrufe des kleinen Schwesterchens bedurft, daß auf seinem roten Weihnachtschlitten sich glücklich von Magda ziehen ließ, um ihr die eben noch trüben Gedanken aus dem Kopf zu jagen. Das alte Rothenburg mit seinen hohen Zuckergiebeln, den schneeüberpuberten Erkern und weißbemähten Thürmen machte heute einen so lustigen, ja übermühtigen Eindruck, als hätten die würdigen alten Häuser allen Ernst der Jahrhunderte abgestreift. Und da sollte ein junges Menschenkind noch an Vorurteile, an zu eng gezogene Grenzen denken?

Leuchtenden Blicks schaute Magda um sich. Nie war ihr ihre Heimatstadt schöner erschienen, nie hatte sie dieselbe mehr geliebt. Durch enge Gäßchen und verschneite Gärtchen lugte allenthalben die Stadtmauer mit ihrem furchigen Steinanstrich, heute eine schloßweiße Gottesmauer.

Die Herrengasse hinunter fiel die bergige Straße zum Marktplatz ab, eine tadellose natürliche Rodelbahn bildend. Das Rats-töchterlein konnte der Lust nicht widerstehen, auf

Trautchen's Schlitten mit aufzusetzen, stimmte es auch nicht so recht zu der Jungdamenwürde.

Suchhu — da fauste das große und das kleine Fräulein Toppler mitten unter der ausgelassenen Schuljugend die glatte Bahn wie der Wind herab. Vorüber an dem herrlichen Renaissancebau des Rathauses, der sich heute in ein schneeglitzerndes Märchenschloß verwandelt hatte. Der heilige Georg daneben auf dem alten Herterichbrunnen schaute ganz verschlafen aus seinem Flockenpelz heraus auf das helle Lachen, übermütige Rufen und Jubeln ringsum, das ihn trotz der Schneewatte in den Ohren aus seinem Winterschlaf aufgeweckt. Noch eben hatte er von alten, alten Zeiten geträumt, von Holzesel und Drehhäuschen, Galgen und Pranger, den furchtbaren Strafen des Mittelalters, die man ihm zur Seite einst zu vollstrecken pflegte. Kannte denn die neue Welt gar keinen Ernst? Gern hätte er sich den Schnee aus den Augen gerieben, um das lachende junge Leben da zu seinen Füßen besser in Augenschein nehmen zu können. Es war doch noch nicht Kirmes heute.

„Holla — Achtung — aufgepaßt — — —“ ein lecker Bub kam in toller Fahrt hinter Trautchen's kleinen Schlitten hergebraust — zu spät — da war das Unglück schon geschehen. Mit Mann und Maus versanken die beiden Schlitten zum nicht endenwollenden Jubel der umstehenden Jungen und Mädel in der Unterwelt.

Magda krabbelte sich als erste aus dem kühlen Lager wieder heraus. „Trautchen — hast du dir auch nicht weh getan, Liebling?“ fragte sie halb besorgt, halb belustigt. Nachdem sie sich davon überzeugt, daß sowohl des Schwesterchens wie ihre eigenen Knochen einwandsfrei heil geblieben, wollte

sie sich gerade temperamentvoll dem tollkühnen Schlingel, der sie der Lächerlichkeit der Stadtjugend preisgegeben, zuwenden, als es vom Fenster der Marienapotheke her unter gemüthlichem Lachen klang: „Da hätten wir ja das Topplersche Kleeblatt beisammen, frisch aus dem Schnee gewachsen — na, wohlgeruht, meine jungen Herrschaften?“ Es war Ursels Vater, der Apotheker Mergentheimer selber, der schmunzelnd der Rutschpartie zugeschaut.

Das Topplersche Kleeblatt? Magda vergaß in ihrer Beistürzung, beinahe den Vater der Freundin gebührend zu begrüßen. Zäh wandte sie sich zurück und — „Werner — Bengel — das warst du? Na, warte nur, mein Junge! Anstatt daheim Latein zu lernen, treibst du hier Unfug und gefährdest Rothenburg's ehrsame Bürger — marsch jetzt nach Haus!“ Es sollte strafend klingen, aber der Humor der Sache hatte schon wieder die Oberhand bei der großen Schwester gewonnen.

Werner wußte denn auch genau, wie's gemeint war. Sein bildhübsches lachendes Jungengesicht unter dem blonden Kraushaar schnitt der Schwester eine ulkige Grimasse, und ehe die sich's versah, saß er auch schon wieder auf seinem hölzernen Schlittengaul und galoppierte — hast du nicht gesehen — die Schmiedegasse herunter. Als Magda sich von ihrem Staunen über solche unverfrorene Dreistigkeit noch kaum erholt hatte, winkte er ihr bereits vom Kobolzeller Tor her einen Abschiedsgruß zurück.

Ei, den jungen Herrn wollte sie sich heute abend mallangen. Sie konnte es ja verstehen, daß er das lustige Wintertreiben hier draußen den Schulaufgaben daheim vorzog, aber die Pflicht über alles! Darin war Magda eine echte Toppler.

„So, Trautchen, du darfst mit deinem Schlitten noch ein

wenig hier auf dem Marktplatz bleiben. Wenn dir kalt wird, kommst du in die Apotheke. Aber daß du mir nicht weitergehst!" Magda nickte dem Schwesterchen noch einmal zu und zog dann den weißporzellanen Klingelgriff an der erlergeschmückten Marienapothek.

Hier war sie bereits von Herrn Mergentheimer angemeldet. Raum durchschallte die heifere Schellenstimme die Stille des Hauses, da riß auch schon die Urfel in höchsteigener Person die Haustür auf. Jubelnd zog sie die Freundin über die historische Schwelle, über die dereinst Kaiser Maximilian als Ritter Teuerdank ein- und ausgegangen.

"Famos, Magda, daß du mitkommst — hast du deinen alten Herrn wirklich herumgekriegt? Lohengrin wird heute abend gegeben — fein, nicht? Bleibst du über Nacht in der Pension bei deinem Bruder? Sonst kannst du auch bei meiner Tante schlafen. Das Fremdenzimmer hat zwei Betten und ein Sofa. Anne schläft auch dort — auch du, daß soll mal ein Jokus werden!" Die kleine bewegliche Urfel ließ die fast um einen Kopf größere Freundin überhaupt nicht zu Worte kommen. "Einen Augenblick, Magda, ich muß ganz schnell noch mal in die Apotheke, ein Rezept ausfertigen. Leg' ab und komm nach." Die zwei, die von klein auf befreundet waren, pflegten wenig Umstände miteinander zu machen. Auch jetzt verschwand Urfels brauner Kopf über dem weißen Apothekerkittel schleunigst wieder hinter der zur Offizin führenden Glastür.

Mit geteilten Gefühlen hängte Magda inzwischen Mantel und Mütze an die Kiegel des altertümlichen Steinflurs. Die Annahme Urfels, daß der Vater ihr die Erlaubnis zum Theaterbesuch erteilt haben könnte, entlockte ihr ein schmerz-

liches Lächeln. Wie gut hatten es doch die Freundinnen, deren Leben nicht von einer Familienchronik gegängelt wurden! Was hätte sie darum gegeben, wenn sie nicht als Ratsstöchterlein zur Welt gekommen wäre!

"Ei, die Magda — grüß dich Gott, Kind." Frau Apotheker Mergentheimer, klein und rundlich wie die Urfel, steckte aus der zu Ende des langen Ganges gelegenen Küchentür den freundlichen Kopf heraus. "Geh' nur inzwischen ins Wohnzimmer, die Urfel wird gleich soweit sein. Ich will euch nur noch ganz geschwind ein paar Schnitten für die Fahrt zurechtmachen, du hast doch kein Abendbrot bei dir?"

"Ich darf ja gar nicht mit, Frau Apotheker," beinahe hätte die Magda jetzt geweint. Auch Urfels Mutter, die kluge Frau, hielt es für ganz selbstverständlich, daß sie das Theater mitbesuchte. Nicht einmal den Vater richtig darum zu bitten, hatte sie sich getraut. Wußte sie es ja schon im voraus, wie er darüber dachte.

Noch ehe Magda Frau Mergentheimers Aufforderung, näherzutreten, nachkommen konnte, ging aufs neue die Türschelle.

Anne Griebel erschien mit kälteroten Backen und einem nicht weniger rosig leuchtenden Näschchen.

"Tag, Anne — so, Kinder, da wären wir ja versammelt — ich habe schon Feierabend gemacht. Kommt nur gleich mit in meinen Vogelbauer, ich muß mich noch ganz fix umziehen." Lebhaft sprang Urfel den Freundinnen die steile, schmale Treppe zum Obergeschoß vorauf.

"Der Vogelbauer" war ein allerliebstes, winziges Erkerzimmerchen, in fränkischem Bauernstil möbliert. Leuchtend blaue Holzmöbel mit bunten Streublumen bemalt, Blümchen-

gardinen und Vorhänge machten Ursels Stübchen ganz besonders traulich.

„Erst muß ich euch aus dem Wege räumen, damit ich mich überhaupt hier in meinem Vogelbauer umdrehen kann,“ damit drückte Urfel die Anne auf den mit Rosenbüschen und Magda auf den zweiten mit Kornblumen bemalten Holzstuhl. „Was sagst du bloß dazu, Anne, daß die Magda heute mal mit darf? Geht da nicht die Welt unter?“

„Ginge sie nur unter und ich dazu!“ halb lachend, halb jämmerlich klang's zurück. „Wer sagt euch denn bloß, ihr Schlauköpfe, daß ich mit nach Würzburg fahre? Ein Paket für den Heinz will ich euch nur mitgeben. Meine lateinische Ausarbeitung und seine wollene Unterwäsche ist darin. Kannst es deinem Bruder übermitteln, Urfel, der sieht doch den Heinz morgen im Gymnasium.“

„Also wirklich nicht?“ Ursels ausdrucksvolles Gesicht zeigte grenzenlose Enttäuschung.

„Weiß denn dein Vater, daß Lohengrin gegeben wird, und daß eine Opernsängerin aus München heute gastiert?“ fragte Anne eifrig.

„Als ob das an seinen Ansichten etwas ändern könnte. Hat das ehrsame Geschlecht der Toppler jemals danach gefragt? Sicher nicht — folglich ist das auch noch für mich im Jahre 1914 maßgebend. Ach, Kinder, ihr wißt es ja nicht, wie viel besser ihr es habt. Es ist schon ein Unglück, als Ratsstochter von Rothenburg zur Welt gekommen zu sein!“

Die Magda machte dazu solch ein drollig verzweifelter Gesicht, daß sich die beiden Freundinnen nicht helfen konnten. Hellauf mußten sie lachen.

„Ja, ihr habt gut lachen, Kinder“ — aber das Ratsstochter-

lein stimmte dabei selbst schon wieder mit ein. In Ursels „Vogelbauer“ war man stets guter Dinge.

„Es fragt sich noch, wer von uns es besser hat,“ meinte Anne sinnend, nachdem man sich einigermaßen beruhigt. „Du hast es nicht nötig, Magda, uns tägliche Brot zu arbeiten wie ich! Die Grillen eines wunderlichen Onkels in den Kauf zu nehmen und noch dazu „danke schön“ sagen zu müssen. Du hast deinen Vater, der für dich sorgt, deine Geschwister und ein schönes Zuhause. Wenn du Lust hast, kannst du den ganzen Tag das gnädige Fräulein spielen, während unsereins sich im Schweiß seines Angesichts plagen muß, was Urfel?“

„Kannst es glauben, Magdachen,“ fiel diese lebhaft ein, „es ist auch nicht immer ein Vergnügen, Vaters Apothekerlehrling zu spielen. Wenn ich Dummheiten mache, was dem intelligentesten Menschen mal passiert, dann setzt's ein Simmeldonnerwetter, das sich hören lassen kann.“

„Meine Farben und Pinsel wollen auch nicht immer, wie ich will. Da sieht man nun das Rothenburg und das Saubertal so schön, so unsagbar schön vor sich, und wenn man fertig ist mit der Kleckerei — profit Mahlzeit — auf der Leinwand ist nichts von all dem Zauberhaften zu sehen.“

„Gewiß, Enttäuschungen wird jeder Beruf bringen“ — gab Magda zu. „Aber ihr habt doch wenigstens einen Beruf. Ihr seid doch keine Drohne wie ich — ihr dürft eure Arbeit offen leisten und findet Anerkennung dafür, während ich die meine wie ein Verbrechen verheimlichen muß.“

„So tritt doch endlich damit heraus, ich hab's dir schon so oft geraten, Magda. Den Hals wird es ja doch nicht gleich kosten. Dein Vater ist so ein netter Mann, wenn er ausgebullert hat, ist er wieder gut.“ Urfel setzte sich den Hut auf.

„Ich habe das Gefühl, als ob unser altes Haus in seinen Grundmauern zusammenstürzen würde und sämtliche hochwohlgeborene Topplers sich im Grabe umdrehen müßten, wenn ich es wagte, solch einen zeitgemäßen Wunsch in unserm vorsintflutlichen Gemäuer zu äußern. Oben in meinem Mansardenstübchen, da habe ich jedesmal die löblichsten Absichten: Heute faßt du aber Mut, heute schenkst du dem Vater reinen Wein ein — — — und sitze ich dann unten auf dem Stuhl, der schon vor hundert Jahren so gestanden, sehe ich die alten Möbel, die Alhnengalerie, Tante Brigittes unmodernes Häubchen — nein, dann ist es mir, als wage ich an dem Heiligsten des Hauses mit frevler Hand zu rühren — an seinen jahrhundertalten Traditionen. Ihr könnt mir das nicht sonach fühlen, Kinder, ihr haltet mich sicherlich für feige. Aber ihr wißt eben nicht, wie das ist, wenn die Geister der Vorzeit in die lebendige Gegenwart hineinspuken. Ach, ich sage euch, lieber Straßenlehrer in irgendeiner Stadt, als Ratstöchterlein hier in Rothenburg!“

„Ei, Magda, mach' uns unser schönes Rothenburg nicht schlecht — — —“

„Wir sind nur zugezogen, nicht alteingesessenes Patriziergeschlecht wie du, und trotzdem lieben wir es — — —“

„Sicher nicht mehr als ich — — — arbeiten, mir selbst leben möchte ich hier — und — — —“

„Und wir versäumen bestimmt den Zug und das Theater, wenn du noch länger Vorträge hältst, Magda. Flint, gib die lateinischen Unterhosen für deinen Bruder Heinz her. Bist du fertig, Anne? Dann en avant — hiermit schmeiße ich dich feierlichst raus, Magda.“ Das Vogelbauertürchen klappte hinter den drei Freundinnen zu.

„Himmel, ich habe ja schon viel zu lange geschwätzt. Trautchen wird mir inzwischen draußen angefroren sein. Lebt wohl, Kinder, viel Vergnügen! Paßt gut auf, daß ihr mir alles erzählen könnt. Nein danke, Frau Apotheker, ich kann heute wirklich nicht länger bleiben, Trautchen wartet — — —“ Noch ein Händeschütteln, noch ein sehnächtiger Blick auf die Glücklichen, die ins Theater durften, dann trennten sich die Freundinnen.

3. Kapitel

Was Magda auf der verschneiten Stadtmauer zu suchen hat

Draußen hatte sich das Bild inzwischen verändert. Die alabasterweißen Schneefäulen des Rathauses leuchteten nur noch ganz verschwommen in der Halbdämmerung des aufziehenden Winterabends. Der lustige Schlittenkorsowar eingestellt; mit beginnender Dunkelheit traten die Schularbeiten in ihre Rechte. Nur ab und an kam noch ein kleiner Faulpelz mit hellem „Zuchhu“ die vereinsamte Bahn herabgerutscht.

Nirgendes Trautchen's grünes Käppchen, ihr roter Schlitten. So angestrengt auch Magda über den Marktplatz in die schmalen Gäßchen hineinäugte, nicht die geringste Spur von dem Schwesterchen. Ob die Krabbe auf eigene Faust nach Hause gegangen war, anstatt, wie ihr angesagt, in die Apotheke zu kommen?

Kein Mensch zu sehen, der ihr Auskunft geben konnte. Der heilige Georg auf dem Herterichbrunnen war der einzige, der Bescheid wußte um Trautchen's Verbleib. Aber der träumte schon wieder von mittelalterlichen Zeiten, träumte und — schwieg.

Magda hastete schnell vorüber, die Herrengasse hinauf heimwärts. In der schönen alten Diele des Hotels Eisenhut saßen die guten Rothenburger beim Dämmereschoppen. Auch

der Vater war wohl darunter. Da er selbst Weinberge besaß, liebte er einen guten Tropfen Sauberwein.

Wie um Mitternacht lag das verschneite Städtchen still schlummernd in seinen weißen Federbetten. Ab und zu huschte gelblicher Lampenschein aus einem unverhangenen Fenster über den Schnee. Und doch hallten von der benachbarten Jakobskirche erst sechs Schläge, schwer und dumpf.

Auch Magda's Vaterhaus reckte seine hohen Giebelzacken gleich einer gewaltigen Schneetreppe verschlafen in die Winterdämmerung. Alles dunkel. Nur durch die schöne alte Kunstschmiedearbeit der Fenstergitter des Eckzimmers zitterten Lichtflecke hinaus. Dort war Tante Brigittes Reich.

Die Kinderzimmer lagen nach dem Hof zu. Magda's Finger setzten ungestüm die blizblank gehaltene Türklingel in Bewegung.

Es dauerte lange, bis sich schlürfende Schritte auf der Diele hören ließen. Das junge Mädchen verging vor Ungeduld. Mechanisch las sie zum soundsovielten Male die Inschrift der Steintafel über dem Portal, die besagte, daß Kaiser und Könige dereinst in diesem Hause zu Gäste gewesen. Sonst war das Ratsstöchterlein stolz darauf; heute ließ es sie völlig gleichgültig.

„Bärbchen, sind die Kinder zurück — ist Trautchen zu Hause?“ kaum hatte das Portal in den Angeln gequiecht, da rief es Magda schon mit gedämpfter Stimme durch die Türspalte.

Aber sie hatte in ihrer Aufregung nicht mit der Schwerhörigkeit der alten Dienerin gerechnet.

Bärbchen, oder vielmehr Barbara, erschien den Topplerschen Kindern von kleinauf, als sei sie das älteste Inventar

des uralten Hauses. Sie hatte schon bei den Großeltern gebient und wußte in der Familiengeschichte fast so gut Bescheid wie Tante Brigitte.

Bärbchens runzliges Gesicht unter einer vorsintflutlichen weißen Faltenhaube nickte dem jungen Fräulein freundlich zu.

„Zieh dir nur die Überschuhe gleich hier draußen aus, daß du keine Schneetapfen auf meine schön geböhrten Dielen machst — willst du heißen Tee, Magdachen?“ Es war Bärbchens stillschweigend zugestandenes Recht, alle Topplerschen Kinder bis zu ihrer Verheiratung zu duzen.

Magda mußte sich dazu bequemen, die ihr am Herzen liegende Frage lauter zu wiederholen. Wenn nur Tante Brigitte nichts merkte! Ihre Herzensgüte war mit einer geradezu lächerlichen Ängstlichkeit gepaart. Die wäre sicher sogleich aus dem Häuschen.

„Bärbchen, ist unser Kind zu Haus?“

„Ja, ja, der Wind draußen, bei solchem Wetter bleibt man am besten daheim,“ pflichtete Bärbchen bei.

„Das Trautchen — ob Trautchen da ist?“ ganz langsam und akzentuiert sprach es Magda, trotz ihrer Ungeduld, damit ihr die Alte die Worte von den Lippen lesen konnte.

Und wirklich — Bärbchen verstand.

Die schöngetollte Haube geriet in aufgeregte pendelartige Bewegung. „Nein, Kind, das Trautchen ist doch mit dir fortgegangen. Um aller Heiligen willen, es wird ihm doch nichts zugestoßen sein?“

„Was soll Trautchen denn in unserem Nest hier passieren!“ trotzdem Magda es möglichst leichtthin sagte, war ihr nicht ganz wohl dabei zumute.

„Und der Junge, Bärbchen?“

„An der Lunge? Du lieber Gott, meinst du wirklich, daß sich unser Kind was an der Lunge holen kann?“ Bärbchen packte entsetzt Magda bei ihrem Flauchsmantel.

Da gab diese endgültig eine Verständigung auf. Den Zeigefinger auf die Lippen gelegt, wies sie mit der andern Hand zu der dunkelgebeizten Ecktür, die zu Tante Brigittes Zimmer führte.

Bärbchen begriff. Wenn ihre Ohren auch nicht immer mehr ihre Schuldigkeit taten, mit dem Herzen war die treue Alte gewöhnt, jedem im Hause seine Wünsche abzulauschen. Die Haube geriet in heftigere Schwankungen, betuernd legte Bärbchen die Hand auf die Brust.

„Schön — schön Bärbchen — ich bin bald wieder da,“ das Ratsstöchterlein trat aufs neue in den Winterabend hinaus.

Aber noch einer hatte sich mit durch die geöffnete Tür durchgellemmt — Peter, Tante Brigittes Pudel. Es schien, als habe das kluge Tier, das dem Gespräch in der Diele gefolgt, mehr davon begriffen als die alte Barbara. Aufmunternd bellend umsprang er seine junge Begleiterin.

Die hielt ziemlich ratlos in der ausgestorbenen Straße Umschau. Es hatte aufgehört zu schneien. Aus jagenden Wolkenfegen lugte ab und an die fast volle Mondscheibe auf das krause Giebelgewirr der alten Stadt Rothenburg hernieder. Die bildete die Hauptbeleuchtung. Denn die spärlichen Gaslaternen blinzelten müde und trübselig.

Wo nun hin? Wieder zum Innern der Stadt zurück oder hinaus auf die Wälle, die mit ihren heimlichen Verstecken zu jeder Jahreszeit der liebste Sammelpfad der Stadtjugend bildeten.

„Ja, Peter, wo gehen wir hin — wo ist Trautchen?“ unbewußt wiederholte Magda die Frage, die ihr am Herzen lag, noch einmal laut.

Der Pudel sah sie mit fast menschlichem Verständnis an. Er begann in die klare Luft zu schnuppern. Dann lief er mit gesenkter Nase ein Endchen in der Richtung des Marktplazes zu, kam wieder zurück, schnupperte, wandte sich zu dem gegenüberliegenden Franziskanerkloster und schlug nun auffordernd bellend den Weg zum Burgtor hinaus ein.

„Peter — Peter — hierher — zurück!“ Es war ja nicht denkbar, daß die Kleine, die so furchtsam war, sich in der Dunkelheit zur Stadtmauer hinausgewagt hatte. Sicher war sie irgendwo bei Bekannten, um sich aufzuwärmen.

„Peter — hierher!“ Aber das sonst so gehorsame Tier rührte sich nicht von der Stelle. Nur sein kurzes überzeugungsvolles Gebell erklang in Zwischenräumen.

Ob sie sich Peters Führung überließ? Magda kreuzte die Straße und trat zu dem jetzt freudig wedelnden Hunde.

„Zu Trautchen, Peter — führ' mich bloß zu Trautchen!“ Der Schwester große Sorge löste sich in diesem an ein vernünftiges Tier gerichteten Hilferuf.

Der Hund senkte aufs neue die Nase. Dann lief er spornstreichs Magda voran, der Stadtmauer zu. Hin und wieder wandte er den zottigen Kopf, ob sie ihm auch folge.

Ja, Magda folgte. All ihre Hoffnung setzte sie auf den schwarzen, wolligen Knäuel da vor sich, der eiligst über den weißen Schnee dahinrollte.

War dort nicht eine Schlittenspur? Sicher, eine ganz schmale, daneben eine etwas breitere — und hier, das waren doch Tapsen von kleinen Füßen. Magda strengte die Augen

bis aufs äußerste an . . . Da aber löschte eine große dunkle Wolke die Mondlaterne am Himmel aus — stockfinster war's plötzlich. Nur das weiße Rund des gewaltigen Burgtors und die riesigen Schneehauben der uralten Wachtürme verbreiteten ein wenig Helligkeit.

Magda war ein beherztes Mädchen. Aber es wurde ihr doch unheimlich hier draußen in der menschenverlassenen Gegend. Und da sollte sie ihren kleinen Liebling suchen? Die verschneiten Weinberge außerhalb der Stadtmauer fielen zur Tauber ab. Dieselbe war jetzt vereist, aber wenn sie doch irgendwo noch offene Stellen hatte . . . wenn Trautchen mit ihrem Schlitten dort hineingeraten . . . Magda fühlte, wie ihr Herz bei dieser Vorstellung aussetzte.

„Lieber Gott — du, mein lieber Gott, strafe mich nicht so hart. Ich will mich ja nie wieder über mein Los beklagen, ich will ja zufrieden sein in der Enge unseres alten Hauses, nur das Kind gib mir unverfehrt wieder!“ Schon als Zwölfjährige hatte Magda das hilflose quakende Bündel, das die sterbende Mutter zurückließ, getreulich gewartet und behütet. Heute, zum erstenmal hatte sie bei den Freundinnen ihre Pflicht dem Schwesterchen gegenüber vernachlässigt.

Da — ein leises Weinen — alles Blut jagte es Magda zum Herzen.

Peter schlug an. Er blieb vor einem Schneetreppchen, das zum Wehrgang des inneren Mauerringes führte, stehen und blaffte freudig.

„Trautchen . . .?“ Magda vermochte es kaum, den Namen in die Stille hineinzurufen. Die herzklopfende Erwartung schnürte ihr die Kehle zusammen.

„Hier bin ich —“ schluchzend klang es von der obersten

Treppstufe herab — „ach, bitte, bitte, hole mich doch, ich graule mich ja so sehr!“

„Gottlob!“ mit ein paar Sägen war Magda oben. „Kind — Trautchen — wie kommst du denn bloß hierher?“ sie riß die Kleine an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Küffen.

„Mir ist so kalt — au, meine Hände und Füße sind ganz erstarrt — und ich habe mich ja so gefürchtet,“ weinte es statt jeder Antwort weiter.

„Aber Trautchen, wie konntest du denn bloß so unartig sein, fortzulaufen und noch dazu in aller Nacht hier auf die Wälle.“ Magda nahm das leichte Dingelchen auf den Arm und trug es durch den hohen Schnee die Treppe herab.

„Der Werner — der Werner hat doch gesagt, ich soll mitkommen, die feinste Rodelbahn sei hier am Burgberg, hat er gesagt. Und wir wären längst zu Hause, bis du kämst. Aber dann war es so dunkel da draußen und so kalt — ach, und als ich mich fürchtete, da hat der Werner mich eine „Memme“ geschimpft. Und dann hat er gesagt, ich soll mich nur da oben auf die Treppe setzen, da wäre es schön warm, da käme der Wind nicht hin. Zehnmal wollte er bloß noch den Berg herabrodeln. Aber er ist bestimmt schon zwanzigmal hinuntergefahren, und ich muß inzwischen frieren.“ Trautchen begann aus Mitleid mit sich selbst wieder heftiger zu schluchzen.

„Ihr seid beide ganz böse Kinder, die man gar nicht mehr lieb haben kann,“ dabei riß die große Schwester den eigenen Mantel auf und schlang ihn um das zitternde Kind. So fest, so zärtlich, daß es Trautchen schwer wurde, an den Ernst der strafenden Worte zu glauben.

„Werner — Werner — sofort kommst du hierher!“ Magda

rief es sodann temperamentvoll in das schlafende Taubertal hinaus.

„Juchhu!“ da faufte es von der einstigen Burg herab in schneidiger Fahrt auf die beiden zu — „juchhu“ — strahlend schwenkte der Schlingel noch seine wollene Rodelmütze.

„Bengel!“ in die schweigende Einsamkeit des alten Mauerwerks knallte eine kräftige schweesterliche Ohrfeige. „Wir werden wir das abgewöhnen, dich den ganzen Nachmittag herumzutreiben und mir auch noch das Kind dazu zu verleiten. Auf den Tod kann es sich ja erkälten — — —“

„Magdachen — ach, Magdachen, glaubst du wirklich, daß ich mir den Tod geholt habe?“ weinte es aus dem warmen Flaummantel der großen Schwester heraus. Offenbar konnte sich Klein-Trautchen gar nichts darunter vorstellen, nur das Wort war ihr unheimlich.

Aber noch einer heulte. Werner war sein jauchzendes Juchhu vergangen. Erst die Ohrfeige hatte es ihm zum Bewußtsein gebracht, daß er sich noch nie so arg gegen die Ordnung und die Hausgesetze vergangen hatte wie heute. Es war aber auch noch nie so schön gewesen.

„Sag' dem Vater nichts, Magdachen,“ bat er zerknirscht, als man das Haus beinahe erreicht hatte. „Er wird so böse sein, und dann prügelt er mich — — —“

„Die Prügel hast du auch rechtschaffen verdient, mein Junge — nein, diesmal vertusche ich deine Heldentat nicht, wie schon so oft.“ Trotzdem Magdas gutes Herz gern dem Vater den Ärger und dem Bruder die unweigerlichen Hiebe erspart hätte, blieb sie diesmal fest. Werner mußte mit Strenge genommen werden, sonst trug sie selbst die Schuld daran, wenn der Elfjährige sich zu einem kleinen Vagabund auswuchs.

Zwei Stunden später bestrahlte die alte Messing-Modérateurlampe die dereinst durch Öl gespeist wurde, und in der sich die elektrische Glühbirne jetzt merkwürdig genug ausnahm, ein friedliches Familienbild. Tante Brigitte war in ihrer grünen Sophaecke über einen alten Gartenlaubenroman sanft eingenickt. Der Vater im schwarzledernen Großvaterstuhl rauchte wie allabendlich sein Pfeifchen und blickte zufrieden auf den goldigflimmernden Scheitel seiner ältesten Tochter. Der war tief über zerrissene Kinderstrümpfchen geneigt. Emsig zog die schmale weiße Mädchenhand Faden auf Faden durch das Gewebe. Kein Gedanke flog neidisch zu den Freundinnen, die jetzt im Operngenuß schwelgten. All die sich auflehrenden Empfindungen Magdas schwiegen heute abend. Sie waren inniger Dankbarkeit gewichen.

Doben im Kinderzimmer schlief Klein-Frautchen, nachdem Bärchen ihr vorsorglich süßen Lindenblütentee gebracht — denn der hilft selbst gegen den Tod — sanft und friedlich ihren Rinderschlaf.

Werner hatte nach Entgegennahme der väterlichen Hiebe mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit noch sein Schulpensum erledigt.

Sie selbst aber fühlte den zufriedenen, liebevollen Blick des Vaters über ihre weibliche Tätigkeit. Und mit ihm schauten sämtliche Ratsherren aus ihren Spigenkronen heraus, sämtliche Frauen des ehrwürdigen Toppler-Geschlechts von der Wand herab wohlwollend auf den heute den alten Traditionen des Hauses getreuen Nachkömmling hernieder.

4. Kapitel

Tante Brigitte ist „altfränkisch“ und versteht nichts von modernen Frauenbestrebungen

Lange hielt Magdas sanftmütige Stimmung nicht an. Das stille Sichfügen war nun mal nicht ihre Sache.

Als Bruder Heinz über den Sonntag heimkam, als er sie wegen ihrer fast fehlerlosen lateinischen Arbeit lobte und ihr liebevoll auf den Rücken klopfte: „Paß auf, Magda, du wirst noch mal ein gelehrtes Fräulein Doktor!“ da quoll alle niedergehaltene Aufässigkeit, die sich in dem jungen Mädchenherzen eingenistet, wieder stürmisch empor.

„Jawohl — das glaubst du doch selber nicht, Heinz! Vielleicht hier bei diesem geisttötenden Zeug?“ Und sie schleuderte die seidenfeine alte Damasserviette, auf der eine Jagd eingewebt war, und die sie, da Tante Brigittes Augen streiften, nach dem Muster ausstopfen sollte, temperamentvoll in die Ecke. Dann sprang sie mit einem Satz von ihrem Nähtischplatz auf und blickte durch das Bügenschneisenfenster in den Hof hinaus. Still verträumt lag der mit seinen Schneegalerien zwischen den engen Wänden des Hauses. Der alten eisenumspannenen Linde in der Mitte hatte der Raubreif ein silbernes Glitzerkleid übergestreift; jeder Ast, jedes Zweiglein hatte sich wie zu einem Fest mit funkelnden Eisdiamanten behängt. Goldige Sonnenlichter bligten in den verschwiegene Winkeln des alten Hofes auf, der Magdas Phantasie stets

wie aus verwunschenen Zeiten emporgestiegen erschien. Aber heute empfand sie nicht das Märchenhafte des verschneiten Hofgärtchens — nur das Eingengegte, das den Blick ins Freie hemmte.

Die andere Seite des Eckzimmers ging nach der Stadtmauer hinaus. Ein winzig kleiner, dreieckiger Balkon war wie ein Schwalbennest dem Stübchen angeliebt. Magda öffnete das niedere mit blütenweißen Tüllgardinen bespannte Türchen und trat mit einem tiefen Atemzug hinaus.

„Ach — das tat gut! Hier fiel alles Beengende von einem ab. Frei schweifte der Blick über den schneeigen Doppelring der Stadtmauer hinweg, hinaus über das hochtürmige Burgtor, weit hinaus ins weiße sonnenleuchtende Taubertal.“

„Schau, Heinz.“ Magda wandte sich zu dem neben sie tretenden Bruder. „Schau, früher wenn ich den alten dräuenden Gefellen dort an der Wallbiegung, den Strafturm, betrachtete, dann meinte ich immer, grausamer als die Kerkerhaft sei es gewesen, daß man ihn grade hierher mit dem Blick ins freie Land, auf die ragenden Berge und lockenden Wälder hingebaut habe. Um wieviel furchtbarer mußten die armen Eingesperrten dadurch ihre Freiheitsberaubung empfinden. Aber jetzt, wo ich mir selbst oft wie solch armer Gefangener vorkomme, jetzt weiß ich, daß es grade umgekehrt ist. Der einzige Trost, den man hat, ist der, daß man weiß, mal wird die Haft zu Ende gehen, und dann fliegt man hinaus ins weite lockende Land.“ Das junge Mädchen hatte beide Arme in die Luft gebreitet, als wolle es schon in der nächsten Sekunde davonfliegen.

Der Bruder blickte auf die erregte Schwester, für dessen feines Köpfchen die goldene Haarlast beinahe zu schwer er-

schien. Ganz verdußt und verständnislos blickte er, dann aber lachte er laut auf.

„Magdachen, du bist ja ein großartiger Kerl! Seit wann sitzt du hinter Schloß und Riegel? Warst du nicht heute vormittag höchst fidel mit deinen Freundinnen auf den Stadtwiesen zum Eislauf? Ich glaube nicht, daß dies früher den Gefangenen erlaubt worden ist. Und unser gemütliches altes Haus vergleichst du gar mit dem ungeschlachten Steinriesen, dem Strafturm? Wenn nur jeder solch einen Kerker hat wie du!“

„Ach, Heinz, du willst mich heute nicht verstehen. Und doch bist du der einzige, der es begreifen kann, daß ich schlimmer dran bin als hinter Schloß und Riegel. Ich meine es natürlich nur in geistiger Beziehung. Aber gibt es wohl noch mal jemand, dessen Geisteskräfte so gefesselt werden wie die meinen? Heinz, Zunge, um wieviel besser hast du es! Und wenn du auch augenblicklich tüchtig zum Abiturium büffeln mußt, du weißt doch wenigstens, wozu du es tust. Du wirst nachher die Universität beziehen, studieren — und unser Vater ist außerdem noch stolz auf dich. Ich aber — denke nur mal — hinter verschlossenen Türen muß ich mir das bißchen Geistesgut mühsam zusammensuchen. Und wozu? Um alte Damastservietten auszubessern, um mit Tante Brigitte im Verein die schadhafte Tüllgardinen der hochseligen Urahne Gisela zu applizieren. Und Anerkennung? Du lieber Gott! Ich zittere vor dem Augenblick, wo Vater erfährt, daß ich noch für was anderes Interesse habe, als die ehrsamten Topplerschen Frauen von anno dazumal. Weißt du, Heinz, es kommt noch so weit, daß ich unser liebes altes Haus, an dem ich doch mit jeder Faser hänge, zu hassen beginne. Denn das ist doch ganz allein

mit seinen Traditionen daran schuld, daß kein frischer Geisteszug in sein altes Gemäuer Einlaß findet."

Der Oberprimaner lachte nicht mehr. Fast erschreckt blickte er der Schwester in die flammenden Augen, die ihm noch nie so samtschwarz erschienen waren wie eben jetzt.

"Magda, du siehst genau aus wie das Bildnis der Magdalena Hirsching unten im Wohnzimmer — so sehr ist mir die Ähnlichkeit noch niemals aufgefallen," sagte er schließlich.

"Gliche ich ihr doch auch innerlich, dann wäre ich sicher dem Vater gegenüber nicht so feige, wie ich es jetzt bin. Aber fast glaube ich, es ist leichter, den blutdürstigen Feldherrn Tilly um das Leben der zu Galgen und Rad verurteilten Ratsherren der Stadt Rothenburg anzusehen, wie es Magdalena Hirsching getan, als unsern Vater, mich aufs Gymnasium zu schicken." Dieser Vergleich kam Magda nun doch wohl selbst etwas kühn vor. Denn die Grübchen in ihrem zarten Gesicht vertieften sich. Wider Willen mußte sie lachen.

Der Bruder stimmte befreit mit ein. „Gott sei's getrommelt, daß du wieder verständig bist und die Sache von der humorvollen Seite nimmst. Aber so darf's nicht bleiben, Magda, wir müssen überlegen, wie man Rat schafft. Komm, Kleine, hol' deine Pelzmütze. Wir wollen auf die Wälle. Dort haben wir doch noch immer einen Ausweg gefunden, wenn wir mal als Kinder in der Patsche saßen."

Die „Kleine“, die fast ebenso groß war wie der schlanke Oberprimaner, hatte bereits die dunkle Mütze auf das lichte Haar gestülpt.

"Ja, komm ins Freie, Heinz — das ist ein guter Gedanke. Beim Spazierengehen spricht man sich am besten aus. Ach, Junge — wenn du mir helfen könntest!" Magda schloß die

Balkontür und sah ein wenig besorgt auf die schwärzlich nassen Tapfen, welche sie von draußen mit hereingebracht hatten. Völbchen würde über ihre blankgebohnerten Dielen schimpfen.

Als die beiden Geschwister die korkenzieherartig gewundene Eichentreppe — immer zwei Stufen auf einmal — herabsprangen, trafen sie in der Diele mit dem Vater zusammen, der sich gerade zum Ausgehen rüstete.

"Na, wohin, junge Herrschaften?" Des Ratsherrn Auge überflog in stolzer Vaterfreude die beiden jugendlich schönen Gestalten.

"Hinaus auf die Wälle — ich muß jedesmal, wenn ich Sonntags hier bin, unser liebes Rothenburg von allen Seiten genießen, soll ich doch die ganze Woche davon zehren."

"Brav, Heinz, du hast die Heimatsliebe und den Sinn für die Scholle der Väter von uns Topplern geerbt. Bewahre sie dir auch später, draußen im Leben. Es ist das Beste, was wir unsern Kindern mitgeben können." Herzlich legte der Vater dem Sohn die Hand auf die Schulter.

Der junge Heinz Toppler, das Ebenbild des alten, nur daß seine Züge weicher waren und seine blauen Augen fast noch den ungetrübt frohen Kinderblick hatten, meinte lebhaft: „Wo ich auch immer sein werde, Vater, über unser schönes Rothenburg wird mir nichts gehen!"

"Mir sicher auch nichts — wenn ich nur erst mal Gelegenheit hätte, es mit andern Städten zu vergleichen," ließ sich Magda, einen kaum merklichen Seufzer unterdrückend, vernehmen.

Dem Ratsherrn schien derselbe nicht entgangen zu sein. Eine kleine Falte grub sich in seine eben noch wolkenlose Stirn.

Ehe er aber etwas erwidern konnte, kam Trautchen wie ein Gummiball aus einer der vielen Türen herausgesprungen.

„Ach, geht ihr weg? Ich möchte auch mit, bitte, bitte, nehmt mich doch mit, ja, Magdachen?“ zärtlich angelte das Kleine an der großen Schwester empor.

„Ein andermal, Trautchen, heute möchte ich gern mit Heinz allein gehen.“ Magda wurde rot in dem Gedanken, was eigentlich auf dem Spaziergange besprochen werden sollte.

„Nimm das Kind doch mit, Magda. Es hat Stubenfarbe, und ein Spaziergang wird ihm gut tun.“ Wegen Vaters bestimmten Ton gab es keine Widerrede.

„Ja, ich hab' Stubenfarbe — von welcher Stube habe ich denn die Farbe, von der blauen oder von der roten? Hurra — ich darf mit!“ Trautchen drehte sich jubelnd wie ein Kreisel.

„Von der grünen Stube, du Quack! Nun aber flink, wenn du mit willst,“ lachte der große Bruder.

Magda hatte bereits Mantel und Hütchen der Kleinen aus dem tiefbauchigen Säulenschränk genommen.

Aber sie kamen noch immer nicht fort.

Trautchens Jubel war bis zu Werner gedrungen. Der ließ seine Festungsbefehlshaber im Stich und stürzte eiligst heraus.

„Machen wir einen Ausflug, ja?“ Schon hatte Werner seine Pelzmütze vom Nagel gerissen und stand fix und fertig da.

„Nein, ich will mit Heinz bloß ein Stüchchen spazierengehen. Da braucht doch nicht gleich eine Familienlandpartie daraus gemacht zu werden.“ Magda kam sich wieder höchst bedauernswürdig vor. Nicht nur geistig wurde sie geknebelt. Konnte sie wohl einen Schritt allein machen? Hängten sich die Kinder nicht stets wie Kletten an sie?

Diesmal kam ihr der Vater zu Hilfe.



„Nein, Werner, du bleibst zu Haus. Barbara ist in der Nachmittagskirche, und wir können Tante Brigitte unmöglich allein lassen. Du wirst ihr Gesellschaft leisten.“

Selbst der kecke Werner wagte keine Einwendung. Vaters Wort war für die Topplerschen Kinder unumstößlich. So trollte er sich betrübt zu Tante Brigitte.

„Auf Wiedersehen, Tantchen — wir bleiben nicht lange fort,“ schnell nickte Magda noch einen Abschiedsgruß in Tante Brigittes friedliches Reich.

Aber als sie sich dann von dem Vater, der einen Besuch machen wollte, getrennt hatten, als sie aus der Stadtmauer hinausstraten in die silbernzarte Rauhreifswelt, da tat es Magdas gutem Herzen doch leid, daß der arme Werner hatte daheimbleiben müssen.

Wie unfreundlich war sie soeben zu den Geschwistern gewesen, denen sie doch die fehlende Mutter ersetzen mußte! Wirklich, sie bekam häßliche Gedanken durch die geistige Unterdrückung. Und die Heimlichkeit verstrickte sie in ein Netz von Unaufrichtigkeiten, das ihrer stolzehrlichen Natur nicht würdig. Da war sie glücklich wieder am Ausgangspunkt ihrer Gedanken angelangt.

„Seinz — ein vernünftiges Wort läßt sich doch heute nicht reden, da hätten wir schon lieber in meinem Stübchen bleiben sollen.“ Magda stieß den Bruder vielsagend mit dem Ellenbogen an.

„Ich bin mit meinen Überlegungen schon ziemlich ins Reine gekommen, Magda. Ich werde dir gleich erzählen — — —“

„Ach, ja — erzählen, bitte, bitte!“ Trautchen ließ die Hand der Schwester los und hängte sich an den Arm des langen Bruders.

„Jawohl, ein Märchen vom bösen Wolf,“ lachte dieser.

„Nein, lieber von der alten Burg, die hier mal gestanden haben soll, Heinz. Und von den Rittern und Knappen und den schönen Edelfrauen. Wie ich neulich mit Vater spazieren ging, hat er mir davon erzählt. Und die alten Steine hat er mir gezeigt, die noch von der zerstörten Burg übrig geblieben sind. Aber jetzt kann man sie nicht sehen, weil alles verschneit ist.“

„Suche doch mal, Trautchen, vielleicht findest du sie doch heraus; Magda und ich möchten sie auch gar zu gerne sehen,“ meinte Heinz mit einem kleinen spitzbübischen Lächeln.

Wirklich, Trautchen ging auf den Leim. Sie begann den verschneiten Burgplatz, den man zu einer prächtigen Parkanlage umgestaltet hatte, die der Raubreif jetzt in einen kristallinen Wald verwandelt, nach den Ruinen abzustreifen.

„Also ich werde mit dem Vater sprechen — heute noch, wenn du willst, Magda,“ sagte Heinz, als die Kleine außer Hörweite war.

„Heute schon?“ Magda erschrak bis in ihr innerstes Herz. „Heinz, das kann ich unmöglich von dir annehmen, daß du für mich die Kastanien aus dem Feuer holst. Du verbrennst dir dabei ebenso die Finger wie ich — oder vielmehr den Mund. Nein, Heinz, ich bin dir von Herzen dankbar für dein Anerbieten, aber du darfst den Vater nicht erzürnen. Wo er sich von einem Sonntag auf den andern freut, daß du wieder heimkommst.“

„Ich tue es gern für dich, Magda — — —“

„Das weiß ich, mein guter Junge. Aber ich weiß auch, was Vater sagen würde. Sicherlich was von deiner Grünjungenhaftigkeit und daß du noch nicht mal trocken bist hinter den

Ohren. Er würde dich, und was du ihm sagen willst, wahrscheinlich gar nicht ernst nehmen. Heinz, das hat wenig Zweck — — —“

„Wenn nur mein Dr. Lindner mal mit dem Vater reden könnte. Der würde sicherlich die richtigen Worte finden, um ihn von der notwendigen Bildung auch für Mädel zu überzeugen. Er sprach schon mal davon, daß er mich vielleicht gelegentlich nach Rothenburg begleiten würde. Unsere alte Stadt interessiert ihn als Geschichtsforscher sehr. Aber wer weiß, wann was drauß wird.“

„Nein, Heinz,“ sagte nun Magda mit aller Bestimmtheit, „einen Fremden mag ich nicht mit dem, was mir am meisten am Herzen liegt, betrauen. Und wenn es zehnmal der von dir so verehrte Lehrer ist.“

„So stecke dich hinter Tante Brigitte. Ja, Magda, das tu‘, das ist ein großartiger Gedanke. Wenn du das Tantchen dafür gewinnst, kriegst du den Vater am Ende auch herum. Vater gibt was auf ihr Wort, weil sie ihn doch erzogen hat. Und wenn solche alte Dame, die gewiß das Recht dazu hat, in alten Anschauungen zu stecken, sich deiner Sache annimmt, so muß sich Vater, der doch immerhin einer neueren Zeit angehört als sie, auch dazu bekehren. Ja, versuche es mit Tante Brigitte — — —“

„Heinz — ist das wirklich dein Ernst?“ hell auf lachte Magda jetzt. „Das ist doch grade, als ob ich unsere Ahnengalerie, sämtliche Ahnfrauen, die so streng und tugendsam auf mich ungeratenen Sprößling stets herabzusehen pflegen, zu meinen Fürsprechern machen wollte. Tante Brigitte und moderne Frauenbestrebungen — hahaha — es ist ja zu komisch! Unser altfränkisches Tantchen, das es gar nicht fassen kann, daß

ein weibliches Wesen noch für anderes als für Kochtopf und Nähnael Interesse hat."

Auch Heinz mußte jetzt über seinen Vorschlag lachen. Und hell zwitscherte in das Lachen der beiden Großen plötzlich ein Kinderlachen. Trautchen war unbemerkt von den beiden zurückgelehrt. Ob und wieviel sie von dem nicht für ihre Ohren bestimmten Gespräch erlauscht hatte, konnte man nicht wissen.

Magda hielt es für das beste, die Gedanken des Kindes abzulenken. Von dem alten grauen Pharamundsturm begann sie zu erzählen, der vor vielen, vielen Jahrhunderten einst hier gestanden, lange bevor die Burg erbaut wurde. Wo der Hang am steilsten gegen den Fluß abfällt, hätte ihn Pharamund errichtet, als Truhburg gegen die Alemannen.

"War das der Pharao, dem Josef in Ägypten mal seine Träume deuten mußte? Den kenne ich schon, Tante Brigitte hat mir von ihm erzählt," unterbrach Trautchen sie stolz.

"Nein, Herzchen, das war ein ganz anderer. Der in Ägypten, der lebte noch viele Jahrhunderte früher," lachte Magda.

"Noch früher, das gibt's gar nicht," entschied Trautchen. Die gewaltige Spanne der Zeiten vermochte ihr kleines Köpfchen noch nicht zu fassen. Da keine Edelknappen und schöne Ritterfräulein in der Schwester Erzählung vorzukommen schienen, fand sie es interessanter, auf dem vereisten Steig lieber ein wenig zu schliddern.

"Doktor Lindner hätte dich eben hören sollen, Magda, für den würde es entschieden interessanter gewesen sein als für Trautchen. Also wenn du weder von mir noch von Tante Brigitte etwas wissen willst, dann bleibt dir nichts weiter übrig, als selbst eine günstige Gelegenheit beim Schopf zu

packen. Sobald der Vater grade mal recht guter Laune ist — — —"

"Ja, Heinz, anders wird es sich wohl nicht bewerkstelligen lassen — schließlich — den Kopf kann es ja nicht kosten. Und nun wollen wir uns an der wundervollen Abendbeleuchtung freuen. Sieh nur, die Giebel mit ihren Dachschurpen sehen heute wie silbergepanzerte Ritter aus. Und die Engelsburg drüben in der glühroten Wintersonne scheint zu flammen und zu brennen."

"Wie der gläserne Berg, den der dumme Hans in meinem Märchenbuch nicht heraufreiten konnte, sieht sie heute aus." Trautchen hielt in ihrer Rutschpartie inne und beteiligte sich ebenfalls an der Bewunderung der in die Schönheit ihrer Heimat versunkenen Geschwister.

Durch das Spitaltor mit seiner gewaltigen siebenbogigen Bastei, die wie aus feinstem Marmor gegen den graurosa erblaffenden Himmel stand, erreichten die Geschwister wieder das krause Gewirr der Gassen.

Daheim war Tante Brigitte bereits mit den Vorbereitungen zum Abendbrot beschäftigt. Eigentlich war es noch viel zu früh dazu. Aber die alte Dame war überpünktlich und pflichttreu. Wer konnte wissen, ob Barbara sich nicht irgendwo bei Bekannten festgeschwagt hatte. Und der Ratsherr durfte keinen Augenblick warten — um Himmelswillen nicht — solch eines Verbrechens gegen die Hausordnung machte sich das Tantchen nie und nimmer schuldig.

Auch war Werner seiner Aufgabe, der Tante Gesellschaft zu leisten, nicht grade zu ihrer Freude nachgekommen. Erst hatte er ihr liebes Lorchchen, den grauen Papagei, solange geneckt, bis er mit dem Schnabel nach ihm zu hacken begann.

Als der Streit von der Tante mit sanften Worten geschlichtet war, kam ihr braves Mohrchen, der alte Kater, heran. Werner wollte ihn durchaus aus seiner beschaulichen Sonntagnachmittagsruhe hinter dem grünen Kachelofen hervorlocken. Da Mohrchen aber dazu wenig Lust zeigte, so ergab sich bei der Meinungsverschiedenheit der beiden bald ein lebhafter Kampf. Mohrchen machte einen Buckel und fauchte, und Werner versuchte ihn am Schwanz vorzuzerren. Wieder mußte Tante Brigitte ihr Andachtsbuch im Stich lassen und Frieden stiften. Da sie es nicht noch abwarten wollte, daß auch Peter, ihr Pudel, mit dem kleinen Strick zusammengeriet, schickte sie Werner lieber wieder zu seiner Festung und verzichtete auf seine weitere allzu anregende Gesellschaft.

Als man dann aber abends um den mit blütenweißem Damast gedeckten runden Eichentisch bei der Sonntagsfüße saß, und der Ratsherr wohlgelaunt fragte: „Na, Tantchen, hat dich dein Kavaliere auch heute nachmittag nett unterhalten?“ da brachte die Gute doch keine Anklage gegen den Schlingel vor.

„Ei freilich — ei ja — es war nett,“ lächelte das Tantchen, während Werner ein so unschuldiges Gesicht machte, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. Er wußte es schon: das Tantchen verklatschte ihn nicht.

„Nun, Werner, ich hoffe, du bist nicht zu laut gewesen,“ der Ratsherr warf einen prüfenden Blick auf den in Gemütsruhe Schmausenden.

„Bewahre — i bewahre,“ beeilte sich die Tante dem Kleinen zu Hilfe zu kommen. „Mein Lorch und mein Mohrchen waren ein wenig laut und — — —“

„Und das kannst du wohl nicht mehr vertragen, Tante Bri-

gitte, weil du schon so altfränkisch bist?“ unterbrach sie Trautchen da mit ihrer hellen Kinderstimme.

„Was bin ich, Seelchen?“ die Tante verstand nicht recht. Magda verfärbte sich. Erst wurde sie blaß bis in die Lippen, und dann flammend rot bis zum Stirnhaar. Da hatte das Kind doch richtig was aufgeschnappt.

Heinz versuchte die Situation zu retten. „Du meinst ja alt, Trautchen, nicht wahr — — —“

„Nein, altfränkisch!“ beharrte die Kleine. „Magda hat doch vorhin gesagt, Tante Brigitte wäre so altfränkisch, daß sie nichts mehr von modernen Frauen — — — von modernen Frauenkleidern verstehe.“

Heinz atmete auf. Gottlob, Klein-Trautchen hatte sich das zurechtgelegt, wie sie es eben verstand. Magda aber fühlte sich durchaus nicht erleichtert. Es tat ihr in der Seele weh, daß gute Tantchen, das jedem einzelnen im Hause nur Liebes erwies, zu verletzen. Das hatte sie doch wirklich nicht beabsichtigt.

„Hast du das tatsächlich gesagt, Magdalena?“ erklang da des Vaters strafende Stimme. „Wie kann solch ein grünes Ding es wagen, eine derart unehrerbietige Äußerung über eine Respektperson zu machen. Das ist wohl jetzt modern unter der heutigen Jugend, wie? Da sieht man es ja wieder, daß sie für nichts Ernstes mehr Sinn hat, nur für Firlifanz, Puzsucht und schöne Kleider.“

„O nein, Vater, mein Sinn steht ganz gewiß nicht nach Kleidern und Firlifanz. Nach etwas ganz anderem strebe ich. Ich — seit Monaten schon — Vater, ich habe — — —“ Magda mußte eine sekundenlange Pause machen. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, jetzt, da sich das schwere Geständnis von den Lippen ringen wollte.

Auch das treue Bruderherz von Heinz schlug kaum weniger erregt. Da aber rief der Vater schon stirnrunzelnd: „Ich will gar nichts mehr von dir hören — wenn du nicht einmal ein Wort der Entschuldigung findest. Gehe auf dein Zimmer, Mädchen, und schäme dich!“

Und Magda ging in ihr Zimmer und weinte bitterlich.

5. Kapitel

Graue Regentage und helle Sommerkleider

In den nächsten Tagen kam Magda fast nur zu den Mahlzeiten ins Erdgeschoß herunter. Tagsüber hockte sie an ihrem alten Schreibtisch und versuchte die Gedanken bei mathematischen Formeln zu sammeln. Aber es wollte nicht recht gehen. Immer wieder machte sie sich Vorwürfe, daß sie die günstige Gelegenheit, wo sie dem Vater endlich ihre Wünsche hätte offenbaren können, verpaßt habe.

Und noch eins ließ sie die Wohnräume möglichst meiden: Magda schämte sich in der Tat. Vor der Tante Brigitte schämte sie sich, die sie getränkt, und die doch tat, als sei nicht das Geringste vorgefallen. Kein ernstes Wort, keine Vorhaltung hatte das Tantchen für sie gehabt. In stiller Milde schien es das häßliche Wort gar nicht im Gedächtnis bewahrt zu haben.

Wenn Magda sich nur hätte entschuldigen können. Aber das brachte sie nicht fertig. Nicht mal dem Tantchen gegenüber vermochte sie ihren eigensinnigen Stolz niederzuzwingen. Darin hatte sie bei aller mädchenhaften Weichheit ganz den harten Schädel ihres Vaters. Schon als Kind war ihr eine Abbitte nur schwer über die Lippen gegangen. Aber die Mutter hatte es verstanden, in ihrer klugen liebevollen Art den kleinen Trostkopf zu brechen. Nach ihrem frühen Heimgehe jedoch war aus dem kleinen Trostkopf ein großer ge-

worden. Nicht einmal die gefürchtete Strenge des Vaters vermochte dabei etwas auszurichten. Magda war nur mit Liebe zu lenken. Die gutherzige Tante, die ihr allen Willen ließ, war nicht die richtige Leiterin für einen derartigen Charakter. Der jungen Magda fehlte die liebevolle, aber energische Hand einer verständigen Mutter.

Ja, wenn Mutter noch gelebt hätte! Der hätte sie sich längst anvertraut, die würde ihr Kind verstanden haben. Die hätte es auch fertig gebracht, des Vaters eingeleistete Vorurteile zu besiegen.

Magdas große Augen füllten sich langsam mit glänzenden Tropfen. Ärgerlich wischte sie dieselben fort. Gräßlich, was für eine Trauerweide sie geworden war. Daran hatte sicherlich nur der graue Regen draußen schuld. Bei Sonnenschein sieht sich alles hell und licht an, aber solch trübseliges Wetter mußte ja niederdrückend wirken.

Das schlohweiße Schneekleid des alten Patrizierhofes zeigte heute häßliche schwärzliche Färbung. Die Linde sah nicht mehr wie eine zum Fest geschmückte Prinzessin aus, sondern gleich einem frierenden, regendurchweichten Bettelkinde. So — wie der Wind sie bei ihren feuchten Zweighaaren zauste. Die kleinen Steinputten, die am Brunnenrand hockten, hatten ihre warmen Schneepelzchen ausziehen müssen. Splinternacht, vor Kälte zitternd, saßen sie jetzt unter der feuchten Himmelsbrause. Und drüben auf der andern Seite, ins freie Land hinein, war es heute auch um nichts besser. Ihr liebes Tal war ein einziges graues Wolkengewoge. Die Berge hatten dicke graue Nebelkapuzen aufgestülpt; der Wald war ein schemenhaft mit den Wolkensegen verschwimmendes Etwas. Nur der alte Straßturn ragte noch viel riesenhafter

und düsterer als sonst aus dem ihn umbrodelnden Grau heraus.

Nein, hier wurde einem heute auch nicht freier zumute. Ob sie sich ans Klavier vor all den sie bedrängenden Gedanken flüchtete? Die Musik machte ihr das Herz sicher leichter.

Das Klavier stand unten im Empirezimmer. „Die blaue Stube“ nannten die Kinder es stets. Es war das Staatszimmer, das nur benutzt wurde, wenn fremder Besuch kam — und das geschah selten genug. Zum Klavierüben bloß kamen die Kinder in die blaue Stube. Wenn Werner seine Tonleiter dort herunterleierte, pflegte sogar Tante Brigitte auf einem der steifbeinigen, mit Leinenschönern bezogenen Damastsesseln mit ihrem Strickzeug daneben zu sitzen und ängstlich darüber zu wachen, das ihrem Heiligtum von dem wilden Jungen nur kein Schaden geschah. Die blaue Stube hatte ihren Eingang durch des Vaters Arbeitszimmer. Wenn er sie anhielt und sie noch einmal wegen ihrer unehrerbietigen Kritik über Tante Brigitte zur Rede stellte? Dann mußte sie entweder Farbe bekennen oder die Unwahrheit sagen. Beides wollte sie nicht. Nein, heute konnte sie nicht mit dem Vater sprechen, dazu mußte sie frohen, zuversichtlichen Herzens sein, um ihn zu überzeugen.

Aber halt — stand nebenan in der Rumpelkammer nicht ein altes Spinett? Magda, die den Sinn für das Alte von dem Vater geerbt hatte, liebte es, dort unter dem alten Gerümpel zwischen den verstaubten Truhen und Kisten vergangener Jahrhunderte zu kramen. Manch wertvolles antikes Stück hatte sie dabei schon zutage gefördert. Heute sollte das Spinett wieder zu neuem Leben erwachen. Sorgsam entfernte sie den Staub von dem morschen Holz. Wer

von all den Ahnfrauen mit den hohen, steifen Kragen mochte wohl dereinst die Tasten hier berührt haben? Keine von ihnen konnte Magda sich am Spinett vorstellen — nur die eine, nach der sie hieß, der sie glich.

Leise fuhren Magdas schlanke Hände über die Tasten. Sie waren noch ganz, es ging. Bald klangen in zitterig dünnen Tönen Mozarts holde Weisen in das Erdgeschoß herab.

Der Ratsherr drunten im Arbeitszimmer hob das scharfe Profil von seinen Schreibereien.

Ein Eisentopf, dieses Mädel! Ein echt Topplerscher Dickhädel. Sie konnte sich nicht dazu bequemen, um Entschuldigung zu bitten. Bei einer Frau war solch Starrsinn ganz ungehörig. Ein weibliches Wesen mußte sanft und nachgiebig sein. So waren die Topplerschen Frauen stets gewesen. Die Männer dagegen hart und marlig — seinem Heinz, seinem Jungen, wäre solch ein Dickhädel, wie ihn die Magda nun mal leider hatte, zuträglicher. Der war ihm viel zu weichherzig, der Junge. Hatte er nicht Sonntagabend kaum noch was von dem Essen angerührt, weil ihm die Sache mit der Magda so nahe gegangen? Solche Gefühlsduselei taugte nicht für einen angehenden Mann, und für einen Toppler schon gar nicht.

Während der Ratsherr dieses dachte, lauschte er still dem Spiel seiner jungen Tochter, das wie verloren aus weiter Ferne zu ihm herabzitterte. Sie spielte gut. Sie hatte was gelernt bei dem Organisten der Jakobskirche. Und soweit es ihre Jugend zuließ, war sie auch in den Geist der klassischen Meister eingedrungen. Der Vater, selbst ein tüchtiger Cellist, hatte seine Freude an dem Spiel der Tochter. Und ihm selbst unbewußt, wurden seine strengen Züge immer weicher, immer



milder — wenn die Magda ihren Vater so gesehen, hätte sie vielleicht doch den Mut zu einer Aussprache gefunden.

Auch mittags beim Essen hatte des Ratsherrn Blick, sobald er auf Magda fiel, nicht mehr das Abweisende wie die Tage zuvor. Glücklicher als Magda selbst schien darüber Tante Brigitte zu sein. Ihrem gütigen Wesen war jede Spannung zwischen den Familienmitgliedern furchtbar. Nun da der gestrenge Hausherr nicht mehr allzusehr zürnte, wagte sie auch das, was sie gern schon gleich getan: Magda aus ihrer selbstgewählten Einsamkeit wieder zu sich heranzuziehen.

Am Nachmittag, als die Urgroßnichte nach dem Kaffee gleich wieder in ihre höheren Regionen verschwinden wollte, hielt das Tantchen das junge Mädchen zurück. Fast verlegen, als ob es selbst der schuldige Teil sei und nicht umgekehrt, klang's, als die Tante bat: „Ach, Kind, vielleicht hast du ein Stündchen Zeit für mich. Ich möchte gern die Sommergarderobe der Kinder mit dir durchsehen. Der Frühling kommt und — — —“

„Der Frühling kommt?“ Magda warf einen komisch erstaunten Blick auf die regenberieselte Straße, in der sich der aufgeweichte Schnee in einen unsterblichen Schmutz verwandelte.

„Nun ja, sobald die Schneeschmelze beginnt, haben wir auch den Frühling da. Und du weißt, dann kann man der Schneiderin überhaupt nicht habhaft werden, so überlaufen ist dann Fräulein Nachtigall. Ich mache alles gern beizeiten.“

Ja, das wußte Magda. Im Hochsommer ging es schon an die eingekampften Wintersachen, und wenn der Schnee noch lag, an die Sommergarderobe. Aber heute wagte Magda

kein scherzhaftes Wort wegen der Überpünktlichkeit der Tante. Im Gegenteil, sie empfand es fast beschämend, daß diese trotz ihres Alters durch all das häßliche Regengrau hindurch bereits den kommenden Frühling sah, während sie selbst, ein junger Mensch, ihre Stimmung so davon beeinflussen ließ.

Der großen, umfangreichen Truhe im Dielenwinkel entnahmen die beiden Damen Berge von hellen Waschsachen. Damit ging es in Tante Brigittes Stube. Bald lag das kleine schwarze Ledersofa mit den weißen Porzellanknöpfen, die alte Filetdecke auf den Mahagonitisch, all die geschweiften Stühle, die spiegelblanke Kommode und das Bett, ja selbst die niedrige gläserne Servante, in der Tante Brigitte all ihre Andenken verwahrte, voll von Kleidern, Mänteln und Knabenhosen.

Zwischen all diesen aufgestapelten Boten des kommenden Sommers aber hopfte selig Trautchen herum, denn das war heute ein Fest für das Kind in der einförmigen Langweile eines Regentages.

Lorchchen hatte sich in seinen Bauer geflüchtet. Mohrchen mauzte unbehaglich unter einer Kleiderwolke hervor, die ihn auf einem bestickten Korbsessel, wo er behaglich geschnurrt, plötzlich begraben hatte. Und selbst Peter, der sonst allen Wünschen und Regungen der Familie Toppler als kluger Pudel Rechnung zu tragen pflegte, sah unzufrieden in die Unordnung des sonst peinlich aufgeräumten Zimmers.

Auch dem Tantchen schwirrte der alte Kopf etwas. Magda aber packte fest zu. Zuerst das wie Quecksilber bewegliche Trautchen.

„So, Liebling, nun wollen wir mal das feine rosa Battistkleid hier anprobieren.“

Trautchen stand stramm wie ein Grenadier. Die Arme ängstlich vom Körper abgesireckt, sah das Puzlieschen ehrfürchtig auf den Staat herab.

„Nein, was ist das Kind gewachsen; um eine ganze Handbreit muß das Kleid verlängert werden. Trautchen, Seelchen, wenn das so weiter geht, bist du ja bald so groß wie deine alte Tante;“ das Tantchen konnte sich gar nicht beruhigen.

Magda hatte inzwischen bereits Nummer zwei übergestreift. Dieselbe Sache — dieselbe Verwunderung von Tante Brigitte. So ging es von Kleid zu Kleid, bis das bewegliche kleine Ding das Stillstehen satt hatte.

„Bei dem langweiligen Anprobieren wachse ich doch nicht mehr, und wenn alle Kleider um eine Handbreit zu verlängern sind, brauche ich sie doch gar nicht erst alle anzuziehen,“ meinte sie mit einer für eine fünfjährige Dame bewunderungswürdiger Logik.

„Das verstehst du nicht, Seelchen;“ bei Tante Brigitte mußte jedes Ding gründlich sein.

„Aber ich bin doch noch gar nicht so altfränkisch wie du, Tante Gittchen“ — — — die Kleine hatte Magdas Ausspruch vom Sonntag noch immer nicht vergessen. Im Gegenteil, der Eindruck hatte sich noch vertieft, weil die große Schwester deshalb „Flügelchen bekommen“ hatte. Das war Werners Bezeichnung, wenn er — was öfters geschah — aus dem Zimmer flog.

Trautchens unbedachtes Wort hatte das eben noch recht gute Einvernehmen zwischen der alten Tante und Magda wieder mit einem Schlage zerrissen. Die Schwester wurde röter als das rote Muffelinkleidchen, an dem sie den Saum auftrennte. Auch das runzlige Gesicht des Tantchens überzog

eine feine Verlegenheitsröte. Die schwarze Spitzenbarbe rutschte vor Erregung auf das linke Ohr, ohne daß die akkurate alte Dame daran dachte, sie wieder zurechtzurücken.

Eine Kluft gähnte plötzlich wieder zwischen den beiden, die gemeinsam das Kinderkleid in Augenschein nahmen.

Magda fühlte die Notwendigkeit, der Tante jetzt irgendein gutes Wort zu sagen. Aber welches? Sie fand es nicht.

„Geh', Trautchen, du bist fertig, rufe den Werner. Er soll seine Wajchanzüge überprobieren,“ sagte sie schließlich. Vielleicht fand sie im Alleinsein mit der Tante eher eine erklärende Begünstigung.

Trautchen hüpfte erleichtert davon, aber ihrer großen Schwester ward es nicht leichter zumute. Im Gegenteil. Von Sekunde zu Sekunde senkte sich das Schweigen in dem gemütlichen Stübchen bedrückender auf ihre Seele. Sie war doch sonst nicht um ein Wort verlegen. Was sagte sie bloß? Die Wahrheit?

„Salt's Maul!“ klang es da plötzlich grob hinter Magda in ihre Überlegungen hinein.

Sie fuhr zusammen. Das war sicher Werner! Rein anderer wagte es, in diesem gesitteten Hause solch einen ungehörigen Ausdruck zu gebrauchen.

Aber nirgends eine Spur von dem Schlingel.

„Ach Gott,“ klagte Tante Brigitte, die Magdas suchendem Blick gefolgt war, „mein wohlgezogenes Lorchchen hat mir der Nichtsnutz, der Werner, ganz außer Rand und Band gebracht. Lauter Ungezogenheiten hat er es gelehrt.“

„Salt's Maul!“ ganz freundlich kam's wiederum aus Lorchens Ecke. Tante Brigitte war geradezu entsetzt über ihren ungezogenen Liebling. Sollte Lorchchen, das so unschuldig

dumm vor sich hinglegte, wirklich so verwildert sein und sie selbst gemeint haben?

„Ich bitte mir aus, daß du jetzt aber deinen Schnabel hältst, Lorchchen,“ die Tante erhob verweisend die Finger.

Lautes Jungenlachen erfolgte. Von der Tür her kam's. Dort stand der Werner und hielt sich die Seiten vor Lachen über seinen wohl gelungenen Streich. Und Magda, die erwachsene Schwester, die jetzt eigentlich strafend dazwischen hätte treten sollen, konnte sich nicht helfen — sie lachte mit.

„Ja, ja, Kinder, wenn man alt wird, wird man ausgelacht. Aber früher in der guten alten Zeit, da hat man sowas doch nicht gewagt. Da hatte die Jugend noch Respekt vor dem Alter.“ Das Tantchen schüttelte betrübt sein zierliches, verwelktes Köpfchen. Und die schwarze Spitzenbarbe rutschte zur Abwechslung mal auf das rechte Ohr.

„Aber Tantchen — liebe Tante Gittchen, wer denkt denn bloß daran, dich auszulachen!“ beeilte sich Magda erschreckt zu beteuern. Sie hatte doch grade schon genug auf dem Kerbholz. „Es war doch nur so furchtbar komisch, wie Lorchchen — —“ das junge Mädchen mußte aufs neue lachen.

„Ich finde daran nichts Komisches, nur recht Ungehöriges.“ Tante Brigitte schüttelte noch immer ihren Kopf.

„Na, du kriegst natürlich deine Reile dafür, Werner, daß du Lorchchen sowas beigebracht hast,“ versuchte Magda ihr Lachen wieder gut zu machen und griff nach des Bruders krausem Schopf. Doch erschreckt zog sie die Hand wieder zurück. „Junge, du bist ja naß wie eine Padde, regnet das etwa in deinem Zimmer durch?“

„I bewahre.“ Werner beschäftigte sich bereits nützlich

damit, mittelst kleiner Papierkugeln nach Peters schwarzer Nase zu zielen.

„Bist du ohne Erlaubnis fortgewesen?“ jetzt war Magda ganz strenge Schwester.

„Reg' dich nicht unnütz auf, reg' dich nur ruhig wieder ab, Magda,“ meinte der Bengel mit Gemütsruhe. „Ich habe bloß 'ne kleine Brause genommen.“

„Ja, hat das denn Barbara zugelassen? Sie ist doch eben erst mit dem Scheuern des Badezimmers fertig geworden,“ mischte sich jetzt auch die Tante hinein.

„Ach — Badezimmer — brauchten die alten Burgritter, die einst hier in Rothenburg gehaust, vielleicht sowas?“ höchst verächtlich klang es von den Lippen des Quartaners. „Die machten es sicher wie ich, legten den Kopf einfach aus dem Fenster unter die Dachrinne und — fein war's!“ Seine blauen Augen strahlten.

„Und der Matrosenkragen ist ganz durchnäßt und verdorben. Werner, Junge, laß das nur Vater sehen — —“

„Bis zum Abendbrot ist der längst wieder trocken.“ Da der Pudel seine Nase nicht länger als Zielscheibe hergeben mochte und unter das Bett kroch, verlegte Werner seine Treffkunst jetzt auf den Schnurrbart von Mohrchen. Das aber war weniger friedliebend als Peter. Es sprang gegen seinen erklärlichen Feind Werner an, der ihn mit „tß — tß — tß“ noch immer mehr zu reizen suchte.

Tante Brigitte kam heute aus dem Kopfschütteln gar nicht heraus. „Du müßtest in energische Hände, Werner. Ich bin schon zu alt, um dich wilden Jungen zu zügeln, und Magda ist wohl noch zu jung dazu. Du solltest einen Hauslehrer bekommen, der dich streng nimmt —“

„Ach, Vater genügt, der ist grade schon streng genug,“ versicherte Werner. Aber der Hinweis auf den gefürchteten Hauslehrer brachte es doch zuwege, daß der Junge von dem wütenden Vater abließ und sich dazu bequemte, in die Sommergarderobe zu schlüpfen.

War das Anprobieren schon eine schwierige Sache bei dem beweglichen Trautchen, so war es bei dem wilden Werner gradezu ein Kunststück. Sobald die Tante ihm mit Stecknadeln nahte, um die Länge abzustechen, oder Magda gar mit einer Schere, so schrie der Schlingel aus Ull, als ob er am Spieße stecke. „Ihr piekt mich, au — ihr piekt mich ja! Magda, du schneidest mir ins Bein — ich meine ins Hosenbein — fang' mich doch — fass' mich doch!“ Und er raste in dem sonst so stillen Tantenstübchen johlend herum, und wenn ihm einer zu nahe kam, sprang er von einem Bein auf das andere, daß es ganz unmöglich war, zu irgendeinem Resultat bezüglich der ausgewachsenen Anzüge zu kommen.

Das arme Tantchen hielt sich den Kopf. Und die drei andern Bewohner des Zimmers, Peter, Vorchon und Mohrchen, blickten höchst mißbilligend auf den kleinen Ruhestörer. Ja, selbst die alten Familienmöbel, die Schäferin auf der Kommode und die schwarzen, scharfgeschnittenen Silhouetten an den Wänden, schienen recht unzufrieden mit der lauten Jugend von heute zu sein. Sie hatten es in den vielen, vielen Jahren wohl vergessen, daß die Topplerschen Jungen früher auch keine Duckmäuser gewesen.

Als Magda des Bruders endlich habhaft wurde, kam sie noch immer nicht dazu, seine Hosenlänge festzustellen. Sie brauchte nämlich ihre Hände anderweitig notwendiger. Eine temperamentvolle Ohrfeige besiegelte Werners Ausgelassenheit.

Mit dieser war es nun vorbei. Das Geheul wurde echt, und die Anprobe konnte ohne Störung jetzt ihren Verlauf nehmen.

Aber als Magda die Sachen nun alle ordentlich wieder beiseite räumte, als aus dem wüsten Kleiderchaos wieder das gemütliche Tantenstübchen erstand, da atmete Tante Brigitte doch auf. Es war kein kleines Opfer, welches sie ihrem Neffen, dem Ratsherren, brachte, daß sie bei ihren siebzig Jahren immer noch dem lebhaften Haushalt mit all seinen Anforderungen vorstand. Sie hatte schließlich nach einem arbeitsreichen Leben einen ruhigen beschaulichen Feierabend verdient. Es war eigentlich Zeit, daß Magda weniger bei ihren Büchern hockte und sich daran gewöhnte, mehr in die komplizierte Haushaltsmaschine einzugreifen. Solch ein altes Rad wie sie konnte leicht mal versagen und stillstehen.

Vorläufig stand Magda still. Bei ihren eigenen Sommerkleidern, all den duftigen, luftigen, zartfarbigen Gebilden, stand sie und zögerte, dieselben fortzunehmen. Die Tante machte so gar keine Anstalten, sich wie alljährlich in die notwendigen Auffrischungen mit ihr zu vertiefen.

„Tante Gittchen, wollen wir meine Kleider auch noch ansehen, oder bist du heute zu abgespannt?“ fragte das junge Mädchen schließlich.

„Ja, Kind“ — die alte Tante wurde verlegen — „es ist wohl richtiger, du besprichst das diesmal mit deinen Freundinnen. Ich bin wirklich schon ein bißchen zu alt und zu unmodern, um junge Damen in ihren Toilettenfragen richtig zu beraten.“ So freundlich klang's wie alles, was Tante Brigitte sagte, und doch gab es der jungen Magda einen Stich ins Herz.

„Tantchen — ist es — ist es wegen neulich?“ Ganz blaß wurde sie bei dieser Frage. Alles Blut drängte sich ihr zum Herzen.

„Nun ja, Kind — nicht daß ich dir etwa deshalb böse bin — du hast im Grunde ja ganz recht gehabt — ich verstehe das auch wohl nicht mehr so. Darum eben sollst du diesmal ganz freie Hand haben — — —“

„Aber Tante Gittchen, du irrst dich wirklich! Trautchen hat falsch verstanden. Ich sprach gar nicht von Kleidern. Ich sagte, du verstehst nichts von modernen Frauenbestrebungen.“

„Moderne Frauenbestrebungen — ich?“ Tante Brigitte streckte in entsetzter Abwehr beide Hände von sich. „Bewahre mich der Himmel vor solchen Ausgeburten verrückter Mannweiber. Solange unser altes Topplerhaus steht, und solange es stehen wird, es weiß sicher seine Schwelle vor solchen krankhaften Auswüchsen der heutigen Zeit frei zu halten.“

„Tante Brigitte, du verurteilst, und weißt nicht was. Ist es nicht ein Segen für uns Mädchen, daß einsichtige, vorurteilslose Frauen uns den Weg bahnen zur geistigen Betätigung? Daß sie uns Berufe und Zukunftsmöglichkeiten eröffnen, die uns Befriedigung gewähren und unsern geistigen Fähigkeiten entsprechen? Soll man denn sein Pfund vergraben? Oder gar in seinen vier Pfählen beim Strumpfkorb und Kochlöffel auf den Mann warten? Ist es nicht wertvoller, man baut sich selbst sein Lebensglück?“

Die Wangen der jungen Sprecherin glühten, ihre schwarzen Sterne bligten. Unbeschreiblich schön war sie in diesem Augenblick.

Aber weshalb hingen die Blicke der Tante denn bloß so entsetzt an den holdseligen Zügen? Tante Brigitte bedeckte

beide Augen leise stöhnend mit ihren feinädri gen Händen. „Da ist es, das welsche Blut, das nur Unglück in die Familie bringt,“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich hab's geahnt, ich hab's gewußt, daß sie nicht nur äußerlich der Urahne Ebenbild ist, sondern daß auch in ihren Adern wieder der Tropfen heißen Bluts fließt, der hinausdrängt aus den Grenzen des weiblichen Empfindens. Barmherziger, wenn der Vater nur niemals zu dieser Erkenntnis kommen möge — das gäbe Katastrophen! O mein Gott — mein Gott!“ Die arme Tante rang die Hände.

Sanft versuchte Magda ihr dieselben zu streicheln. Die Erregung des alten Tantchens schmerzte sie. Für heute durfte sie nicht weiter gehen.

„Aber Tante Bittchen, da ist ja gar kein Grund, sich so aufzuregen. Gedanken sind zollfrei. Ein jeder Mensch darf doch seine Meinung haben. Du bleibst bei der deinen, ich bei der meinen. So kommen wir einander absolut nicht ins Gehege.“

Aber das alte Tantchen hörte gar nicht. Tränen, große Tropfen rannen langsam die runzligen Wangen herab. „Es gibt eine Familienkatastrophe — ich ahne es. O mein Gott, womit habe ich es fehlen lassen bei deiner Erziehung, Magda? Bin ich schuld daran, daß du solchen unweiblichen Ansichten huldigst?“

„Nein, ganz gewiß nicht, Tante Brigitte. Wenn ich deinen Erziehungsprinzipien treu wäre, müßte ich das bravste, gehorsamste Haustöchterchen sein, daß sämtliche seligen alten Topplers ihre Freude an mir haben könnten. Darüber kannst du dich wirklich beruhigen.“

Aber das gelang der alten Tante so schnell nicht. Lange,

nachdem die junge Großnichte sie verlassen, saß sie noch mit gerungenen Händen da, schmerzlich auf die gestrickte Fußbank niederstarrend. Peter war mit klugem Instinkt hervorgekommen und versuchte seine Herrin, mit dem Quastenschwanz wedelnd, von ihrem Kummer abzulenken. Mohrchen rieb sich zärtlich den Kopf an ihrem Kamelotterock. Lorchchen aber übte fleißig das von Werner Gelernte.

Magda und Lorchchen — die beiden Entarteten der Familie Toppler! Es war zu viel für einen Tag!

Droben an ihrem winzigen Balkon stand die junge Magda.

Stürzten die Mauern des alten Topplerhauses denn nicht ein, daß sie es gewagt hatte, ihre hier verpönten Ansichten ganz unverblümt zu äußern? Ordentlich leicht war ihr zumute. Sie blickte über den steinernen Stadtgürtel hinweg ins Freie. Es hatte aufgehört zu regnen. Der erste Sonnenbliss zerteilte das Nebelgrau.

6. Kapitel

Vom Frühlingswind

Sante Brigitte hatte recht behalten. Der Frühling kam. Zwar ließ er sich noch ganz hübsch Zeit. Aber die Tante rechnete ja auch nicht mit der jagenden Schnelligkeit unserer heutigen Tage. Die hatte in ihrer Jugend noch die gemüthliche alte Postkutsche gekannt, die gemächlich durch Rothenburgs winklige Gassen ratterte! Ja, so kam Tante Brigittes Frühling, langsam und gemüthlich.

Für die ungeduldige Jugend säumte er viel zu lange. Aber schließlich erschien doch der Tag, da Trautchen mit ihrer Puppenfamilie wieder ihre Sommerwohnung unter den rundbogigen, efeuunkletterten Galerien im Hofgarten beziehen konnte. Wo Werner glücklich seinen Drachen mit den jagenden Wolken um die Wette weit ins Taubertal hinausziehen ließ. Und Magda mit glänzenden Augen die ersten, süßduftenden Veilchen vom Burgmauerwinkel mit heimbrachte.

Auch Tante Brigitte grüßte den Frühling. Zwar vorläufig noch in Seelenwärmer und Fußsack. Denn Märztag sind tückisch, besonders wenn jeder Witterungswechsel sich in den alten Knochen durch Zwicken und Reißen verkündet. Aber sie hatte doch bereits ihren erhöhten Erkerplatz, der während des Winters wegen der kalten Zugluft verpönt war, mit Strumpftorb und Ausbesserwäsche wieder bezogen. Es gehörte zu den schönsten Lenzfreuden des Tantchens, hier zu

sitzen. Der Platz war nämlich gar nicht so harmlos, wie man auf den ersten Blick glaubte; er beherbergte einen sogenannten „Spion“. Keinen Fensterspiegel, wie ihn die meisten Frauen Rothenburgs besaßen. O nein, heimlich und unsichtbar war der Auslug in die dicke rundbauchige Erkerwand des alten Hauses eingemauert. Tante Brigitte brauchte nur die Augen von der Arbeit zu heben, dann wußte sie ganz genau, was sich alles zwischen dem Marktplatz und dem Burgtor abspielte. Da war es wohl kein Wunder, daß die Frauen des alten Patriziergeschlechts stets ihren Lieblingsplatz hier in dem gefährlichen Renaissance-Erker gehabt. Stolz Ritter, mit blinkendem Harnisch und wehenden Fähnlein, zu Turnieren oder ernstem Faustkampf aus den Thoren ziehend, hatte der heimliche Auslug ihnen gezeigt. Reiche Handelsherren, welche mit denen Nürnbergs an Kunstfreudigkeit wetteiferten. Die heftigen Kämpfe zwischen den Patriziern und den Zünften hatten sich darin in späteren Jahrhunderten gespiegelt. Auf Ströme Blutes hatten sanfte Frauenaugen während der verheerenden Bauernkriege geschaut. Bis Sullys eisenklirrende feindliche Scharen dann im dreißigjährigen Kriege das Herz der von ihrem Platze Ausschau haltenden Copplerin erzittern machte. Nein, keiner sah es der kleinen unscheinbaren Maueröffnung an, daß sich die Geschichte vieler Jahrhunderte in ihr widerspiegelte.

Freilich, auch der Ausgangspunkt manchen böszungigen Klatches war der verrätherische Erker durch die Jahrhunderte hindurch gewesen, denn es hatten hier nicht immer Frauen mit so gutem Herzen gegessen, wie es das Tantchen besaß.

Leider aber fand die Tante nur wenig Zeit jetzt für ihr Lieblingsplätzchen. Denn sie hatte Wichtigeres zu tun. Der

dunkle Winter mußte zuvörderst, den Traditionen getreu, aus dem alten geräumigen Haus gelehrt werden. Das große Scheuerfest bei Topplers, das war ein untrüglicherer Frühlingssbote als Schneeglöckchen und Märzweilchen.

Der Hausherr brummte nicht darüber, wie das sonst in solcher ungemütlichen Zeit Vorrecht der Hausväter ist. Bei seinen Ahnen war es schon so gehalten worden — also auch bei ihm. Er ließ das Kragen und Schrubbern der Scheuerbürsten, den unangenehmen scharfen Geruch nach schwarzer Seife und die durchkälteten, ausgeräumten Zimmer mit bewunderungswürdigem Gleichmut über sich ergehen. Nur wenn man ihm persönlich an den Kragen wollte oder vielmehr seinem riesigen Eichenschreibtisch, stahl sich ein leiser Seufzer aus des Ratsherrn Brust.

Seitdem Magda aus der Schule war, hatte der Vater ihr die Ehrenaufgabe zugewiesen, für die Reinigung seines Heiligtums eigenhändig Sorge zu tragen. Der Ratsherr wußte, auf Magda war Verlaß. Die verwarf kein Blättchen; keine wichtigen Briefe verschwanden bei ihr auf Nimmerwiedersehen, und seine Folianten standen ihrem Inhalte nach wohlgeordnet in Reih' und Glied. Während Barbara dieselben stets zu einem geistigen Ragout durcheinanderzumengeln pflegte, und selbst Tante Brigitte bei all ihrer Ordnungsliebe, oder vielleicht gerade durch dieselbe, nicht davon abzubringen war, die Bücher recht schön nach der Größe aufzubauen, unbekümmert um ihren Inhalt.

Magda kam ihrem Amte gern nach. Alte Papiere und Handschriften fanden sich in den Fächern aufgestapelt, denn der Ratsherr Toppler war ein eifriger Sammler, der schon manchen wertvollen Fund dem Stadtmuseum überwies.

Oft kam es allerdings dabei vor, daß das junge Mädchen, welches diese Vorliebe für alte Urkunden und Pergamente vom Vater geerbt hatte, sich allzusehr in sie vertiefte und den eigentlichen Zweck ihres Stöberns ganz dabei vergaß. Dann schrak sie zusammen, wenn Barbaras gutmütiges Poltern oder Tante Brigittes sanfter Tadel hinter ihr laut wurde.

Ach, vor dem Tanten hatte Magda jetzt überhaupt nicht mehr Ruhe. In keinem Jahre hatte sie die junge Großnichte so zu allen Arbeiten des von derselben aus ganzer Seele gehaltenen Scheuerfestes herangezogen wie diesmal. Magda ahnte, daß ihre so unverhohlen geäußerten Ansichten über moderne Mädchenerziehung, welche das Tanten auf's tiefste erschreckt, die Ursache dafür war. Und das kluge junge Fräulein irrte sich nicht. Tante Brigitte war zu dem Entschluß gekommen, mit alttraditioneller weiblicher Frauenbewegung in Haus und Hof, beim Putzen, Seifen und Kochen die bösen Geister der modernen Frauenbewegung, welche zu ihrem Entsetzen von dem Herzen ihrer jungen Großnichte Besitz ergriffen, auszutreiben.

Keinen ruhigen Augenblick hatte Magda mehr für ihre geliebten Bücher. Raub hatte sie sich in irgendwelche mathematische Ire vertieft, so erklang sicher von unten herauf Tantes bittende Stimme: „Magdachen — ach, auf einen Augenblick, Kind.“

Aus dem einen Augenblick pflegten aber fast immer Stunden zu werden. Bald sollte Magda beim Polieren der Bilder, bald beim Waschen des antiken wundervollen Familienservices und Kristalls zur Hand gehen.

„Da laß ich die Barbara nicht gern heran, Kind; ihre Hände sind zu grobknochig für diese zierliche kostbare Arbeit.“

Meist aber mußte Magda den Küchenjungen spielen. Tante Brigitte pflegte während der Scheuerrwoche selbst den Kochlöffel an dem großen, frei in der Mitte stehenden Herd drunten im Souterrain zu schwingen.

„Aber die alten Glieder wollen nicht mehr so recht, Magdachen. Die Last ist zu schwer, es wird Zeit, daß ich sie auf junge Schultern lade,“ klagte das Tantchen.

Dann mußte des Ratstöchterleins rebellischer Sinn, der sich eben noch gegen Kartoffelsuppe und Kohlpudding auflehnen wollte, wohl oder übel schweigen. Denn es hatte das alte Tantchen lieb und sah ein, daß sich dasselbe zuviel aufbürdete und entlastet werden mußte. Und mit dieser Einsicht kam auch merkwürdigerweise die Freude an der neuen Beschäftigung. Magda war ja durchaus kein Blaustrumpf. Bald machte es ihr Spaß, ein Gericht selbständig bereitet zu haben. Und wenn der Vater dann gar die Speisen als besonders schmackhaft rühmte und seiner Tochter anerkennend über das goldene Gelock fuhr, dann war Magda so stolz wie nur je, wenn sie eine fehlerlose lateinische Arbeit fertig.

Tante Brigitte aber strahlte. Die war noch tausendmal stolzer als Magda. Nicht etwa über ihre erfolgreichen Lehrkünste, sondern über den Erfolg ihrer Künste als Intrigantin, zu denen das Tantchen zum erstenmal in ihrem siebzigjährigen Leben seine Zuflucht genommen. Tante Brigitte frohlockte. Beim Kochen wurden nicht nur die Hände, sondern auch gleichzeitig der Geist beschäftigt. Das war das beste Gegenmittel gegen alle törichten, in dieses Haus nicht hineingehörigen Gedanken.

Hätte sie freilich gesehen, wie Magda kurz darauf droben

im Eckstübchen mutlos den goldschimmernden Kopf auf das dicke lateinische Lexikon sinken ließ und sich vor ihren Büchern schämte, daß sie ihnen so ungetreu wurde, daß sie Küchenmagddienste verrichtete und sogar noch Interesse dafür bekam, dann wäre Tante Brigittes stolze Genugtuung wohl geschmälert worden. Aber die Tante erfuhr zum Glück nichts davon. Nur der blinzelnde, geschnitzte Löwenkopf droben an dem wichtigen Sekretär sah es, und der blinzelte noch erstaunter als sonst auf die junge Tochter des alten Patrizierhauses herab.

Hatte sich nicht schon mal ein goldhaariges junges Weib unter seinen Augen innerlich so gequält, um ihre Persönlichkeit in diesen Mauern der Überlieferung durchzusetzen? — —

Von Welschland her kam der Frühlingswind über die blauenden Waldberge ins liebliche Taubertal gestürmt. Er brachte frischen Erdgeruch mit, rüttelte die Singvögel hier und dort aus ihrem Winterschweigen auf, daß sie ganz leise wieder ihre Stimme zu üben begannen, ob sie es auch nicht inzwischen verlernt hätten. Den Weiden, die sich in der durch das Wiesengelände sich schlängelnden Tauber spiegelten, strich er über ihr tief gesenktes Antlitz. Da steckten sie sich eitel weichflaumige Köpfe an ihr Frühlingskleid. Die kleinen Silberwellen des Flusses jagte er übermütig, der lose Gefelle, bis sie ihren bedächtigen Lauf aufgaben und zu springen begannen, wie er selbst. Die Rebranten, die rings das alte Rothenburg umkränzten, zauste er tüchtig an den wehenden Zweighaaren, daß sie's auch wußten: Heiße — der Frühling ist da, jetzt geht's an neues Werden und Treiben. Dann aber stürmte er gegen das mauergepanzerte Städtchen hoch oben auf dem Berge selbst an, der schlimme Wicht.

Einlaß begehrend pocht er an die vielen Tore und fuhr in die krausen Gassen hinein. Die morschen Giebel machte er erzittern, das alte Balkenwerk in den engen Höfen ächzen, die verstummten Brunnlein sämtlich wieder rieseln. Seinen schönsten Spaß aber hatte der ausgelassene Lenzbote mit all den mittelalterlichen Wirtshausschildern, die da an kunstvoll geschmiedeten Eisen in der Gasse zu Häupten des Vorübergehenden baumelten. Das goldene Lamm ließ er hüpfen, den Löwen die erhobene Klaue noch wilder empor schlagen. Das Pferd schien einladend zu wiehern, und all die Zeichen ehrsamten Handwerks: Der blanke Stiefel, der silberne Schlüssel und die verlockende Brezel, sie schaukelten und tanzten nach der Musik ihrer im Frühlingswind quietschenden Stange. Mit den jungen Bürgerstöckern aber hielt er's ganz besonders, der Lofe. Denen küßte er die weichen Wangen rosenrot. Und kam gar das Ratsstöckerlein die Herrengasse entlangspaziert, dann fuhr er ihr mit beiden Händen in das Goldhaar, riß und zerrte mit feder Hand an ihren Röckchen, riß und zerrte an allen ernstesten Gedanken, die für solch junges Ding doch wahrlich an solchem sonnigen Märztage nicht paßten. Und er machte seine Sache so gut, daß die schwarzen Augen aufstrahlten und die leichtgeöffneten Lippen durstig das verheißungsvolle Wehen des nahenden Lenzes tranken.

Mit lachendem Munde öffnete Magda die schiefe Tür droben über der wackeligen Stiege bei ihrer Freundin Anne, daß die glaubte, der Frühling stände leibhaftig vor ihr.

„Grüß dich Gott, Magda — ei, du schaust ja aus, als sei dir etwas ganz besonders Gutes heute begegnet.“

„Ist mir auch — der Frühling — der Frühling kommt — juchhu —!“ und das Ratsstöckerlein warf sein Pelzmütchen,

das es dem Frühling zum Troste noch trug, jauchzend an die niedrige Zimmerdecke.

„Da, Anne — aus unserm Hofgärtchen die ersten Schneeglöckchen, du mußt doch auch wissen, daß es Frühling wird.“

„Wie lieb von dir — ja, freilich, sonst weiß ich es auch kaum. Draußen zu malen ist's noch zu kalt, und hier in die enge dunkle Gasse zu meinem griesgrämigen Onkel verirrt sich der Lenz nicht. Verzeih, Magda, wenn ich meine Arbeit nicht unterbreche, aber das muß heute Abend noch fertig werden.“

„Ja, Anne, was hast denn du dir jetzt für einen merkwürdigen Vorwurf für deine Bilder genommen? Machst du Skizzen von Schlangen und Gewürm oder sollen das gar Palmen werden?“ Zweifelnd blickte die Freundin auf das Kunstwerk.

„Nix von beiden. Schau, Magda, Tapetenentwürfe sind's, die gehen nach Würzburg in eine große Fabrik und werden dort ganz gut bezahlt. Dem einen ist sie die hehre, die göttliche Kunst, dem andern die milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“ Anne Griebel hatte das frische Gesicht bereits wieder über die Zeichnung gebeugt und strichelte emsig darauf los.

Das Ratsstöckerlein machte ein bestürztes Gesicht.

„Aber nein, Anne, das ist nicht recht von dir, daß du deine schöne Kunst derartig zum Handwerk herabdrückst. Die Maler, die jeden Sommer hier in Rothenburg Motive sammeln, haben dir doch oft genug gesagt, wenn du in vernünftige Hände kämest, könnte was Besonderes aus dir werden. Hast du denn gar keinen Ehrgeiz? Komm mit hinaus vor die Stadt, schau dir den Frühling an — den male, Anne! Aber nicht dieses stumpfsinnige Fabrikzeug hier!“

Die junge Malerin ließ einen Augenblick die fleißigen Hände feiern.

„Ei — ei — hochedles Patrizierfräulein, was weißt denn du davon, wie Hunger schmeckt! Dir ist der Fisch noch allemal reichlich gedeckt gewesen. Mit meiner sogenannten „Kunst“ verdiene ich nichts, die kostet vorläufig nur Geld. Und der Onkel Berthold gibt es mir täglich zu verstehen, wie überlästig ich ihm bin. Daß er von seinem kleinen Beamtengehalt ganz anders leben könnte, wenn er mich nicht noch mit durchzufüttern hätte.“ Leise und klaglos kamen die Worte von Annes Lippen wie etwas Selbstverständliches.

In den dunklen Augen der Freundin aber bligte es ungehalten auf. „Was — so lieblos ist dein Onkel, daß er dir das bißchen, was du von ihm erhältst, noch vorwirft! Pfui — — —!“ Magda konnte nicht weiter ihren empörten Gefühlen Ausdruck geben. Denn Anne hatte ihr beschwörend die Hand auf den vorschnellen Mund gelegt.

„Pst — nicht doch so laut! Das hört ja der Onkel nebenan,“ bat sie flüsternd.

„Laß es ihn doch hören, dann weiß er wenigstens, wie man seine Handlungsweise verurteilt,“ knurrte das Ratsstöchterlein zwar etwas gedämpfter, aber immer noch aufgebracht.

„Nein, Magda, es könnte ihm weh tun, und das wäre doch ein schlechter Dank für alles, was er an mir getan hat,“ meinte Anne ernst.

„Male dir einen Heiligenschein für deinen braunen Scheitel, Anne. Denn menschliche Wesen sind einer solchen Sanftmut und Fügsamkeit nicht fähig,“ lachte Magda.

Die Freundin stimmte in das helle Lachen mit ein.

Und plötzlich sah das düstere Hinterstübchen ganz verän-

dert aus. Lange nicht mehr so düstertig und unfreundlich wie bisher. War das junge, frische Mädchenlachen, das noch durch den Raum zitterte, daran schuld? Es schien den Frühling selbst in diesen verbauten Winkel zu tragen.

Aus dem Nebenzimmer aber klang eine heisere, hüstelnde Stimme: „Anna, wer ist denn da? Nicht mal sein Nachmittagschläschen kann man in Ruhe machen. Und für dich wäre es wohl auch richtiger, du beschäftigst dich mit deiner Tapetenlieferung, als mit Allotria.“ Hüsteln unterbrach die Fortsetzung der Vorwürfe.

Anne öffnete die kleine Tür. „Magda Soppler ist bei mir, Onkel Berthold. Es tut mir leid, daß du gestört worden bist.“

„Ach was — nichts als Undank hat man!“ Diese mürrischen Worte vernahm Magda noch, ehe Anne die Tür schnell wieder zuzog.

„Mache doch nicht solch mitleidiges Gesicht, Magdachen. Der Onkel meint es nur halb so schlimm. Ist halt ein tränklicher, verknöchelter alter Herr. Ich kann's ja verstehen, daß es ihm ein großes Opfer kostete, mich als halbwüchsige Waise in sein stilles Junggesellenheim zu nehmen,“ begütigte Anne.

„Er ist doch der Bruder deiner verstorbenen Mutter, Anne, und dein einziger Anverwandter. Ich finde es nur selbstverständlich, daß er für dich gesorgt hat. Wenn ich noch heute auf alle meine längst dahingegangenen Vorfahren Rücksicht nehmen und in ihrem Sinne weiter leben muß, so ist es doch wohl das mindeste, daß die lebenden Familienmitglieder für einander eintreten,“ rief Magda lebhaft.

Wieder mußte Annes fleißige Hand aussetzen, um die stürmischen Worte der Freundin zu beschwichtigen.

„Du sprichst, wie du's verstehst, mein Herz. Du hast es in deinem Leben immer gut gehabt. Wenn man selbst im Überflusse lebt, kann man's nicht ermessen, was das heißt, sein bißchen Armut noch teilen zu müssen.“

Die Worte der Freundin hallten dem Ratsstöchterlein noch im Ohre nach, als es längst die ausgetretene Stiege herab war und das „Plönlein“, an dem das Häuschen, in dem Anne wohnte, lag, durchquerte. Den malerischsten Punkt von ganz Rothenburg bildete dieser Winkel, das sogenannte Plönlein. Die schief und krumm stehenden Giebelhäuschen, das alte Gebälk und jahrhundertalte Fachwerk begeisterte sowohl die Maler wie die unzähligen Fremden, die zur Reisezeit das kleine weltabgeschiedene Rothenburg überschwemmten. Die ahnten alle nicht, daß das Hausen in solchen malerisch alten Bauten weniger angenehm und bequem war als das Anschauen derselben.

Selten nachdenklich wanderte Magda Toppler die Schmiedegasse hinauf. Ihre frohe Frühlingsstimmung war verflogen. Annes armselig freudloses Leben neben dem brummigen Onkel griff ihr ans Herz. Und wie oft hatte sie dabei die Freundin beneidet, daß sie ihren Wünschen folgen und ihre Kunst ausüben durfte. Heute war es ihr zum Bewußtsein gekommen, wie wenig beneidenswert Anne doch eigentlich war. Grade so wie die Häuschen am Plönlein — von innen sah das ganz anders aus als von außen. „Du hast es immer gut gehabt“ — so neidlos hatte die Anne es gesagt. War sie nicht wirklich undankbar und verschloß ihre Augen vor all dem Guten, was ihr tagtäglich wurde, das sie ihr Leben lang als etwas Selbstverständliches hingenommen?

Vom Kapellenplatz her kam der Frühlingswind um die

Ecke gejagt und pustete das Ratsstöchterlein schlingelhaft an. Aber die schwarzen Augen lachten nicht zu seinem losen Treiben wie zuvor. Nachdenklich und versonnen blickten sie. Postausend, solch schönes Kind an einem Frühlingsabend so ernst? Das wäre ja noch schöner. Kurz entschlossen wehte der Frühlingswind das goldlockige junge Ding in die weitgeöffnete Marienapotheke. Denn er wußte wohl, daß hier alle unfrohen Gedanken im Umschauen das Weite suchten.

Und wirklich — Ursels Jubellaut beim Anblick der Freundin, die stürmische Begrüßung ihrer Geschwister, der vierzehnjährigen Zwillinge, Hänsel und Gretel, Herrn Apothekers scherzhafte Begrüßung und Frau Mergentheimers warmer Gruß stimmten Magda sofort wieder froh. In der großen holzgetäfelten Parterrestube, dem Inbegriff aller Gemütlichkeit, wurde es einem Jeden, der die Apotheke besuchte, wohl ums Herz.

„Weißt du schon, Magda — — —“

„Ursel will — — —“

„Nein, laßt mich — ich will es ihr selber erzählen.“ Aufgeregt riefen es die Zwillinge und die große Schwester durcheinander.

„Kinder — einer nach dem andern — so verstehe ich ja kein Sterbenswörtchen.“ Magda hielt sich lachend die Ohren zu.

Die Zwillinge gaben Ruhe.

„Also, ich beabsichtige einen Wandervogelverein jetzt im Frühling zu gründen,“ begann Ursel lebhaft ihre Neuigkeit auseinanderzusetzen. „In andern Städten gibt's schon längst sowas — ein Bund von jungen Mädchen, die zusammen Wanderungen in die Umgegend unternehmen. Unser liebes Rothenburg kommt ja in allem hinterher gehinkt.“

„Und mit dem Rucksack und der Gitarre ziehen wir los — — —“

„Und im Freien wird das Essen abgekocht und im Heu beim Bauern übernachtet — hurra!“ Die Zwillinge waren ganz aus dem Häuschen.

„Herrlich!“ Magdas Augen leuchteten ebenfalls. „Wie oft habe ich es mir schon gewünscht, unser schönes Frankenland mal so richtig kreuz und quer durchstreifen zu können. Vater ist im Sommer am liebsten in seinen Weinbergen, Tante Brigitte schlecht zu Fuß. Und wenn der Heinz von Würzburg nur über den Sonntag nach Haus kommt, mag er auch nicht den ganzen Tag unterwegs sein. Wer ist noch alles dabei?“

„Doktors Bier, Bürgermeisters Trudchen, die Amtsrichter Mädels, Anne, du und wir drei sind sicher. Wir bilden das eigentliche Wandervogelneft. Aber es ist lustiger, wenn sich recht viele beteiligen. Wir wollen eine Liste in den bekannten Familien herumgehen lassen.“

„Famos — aber ob Anne wird dabei sein können?“ Magdas frohes Gesicht wurde plötzlich wieder ernst. „Das arme Ding muß sich arg plagen, malt auf Mord Tapetenmuster. Wer weiß, ob sie sich frei machen kann.“

„Ach was, Sonnabendnachmittag und Sonntag kann jeder mal feiern. In der Woche habe ich doch selbst keine Zeit,“ meinte Ursel leichtthin.

„Grade, wenn die Anne jetzt so angestrengt ist, wird dem fleißigen Mädels ein Herauskommen doppelt gut tun,“ pflichtete auch die Mutter ihrer Ältesten bei.

„Und Anregung und neue Eindrücke nimmt sie überdies von solcher Wanderung für ihre Kunst mit heim.“ Feuer

und Flamme war Magda für den Plan. Ehe sie ging, prangte ihr Name bereits unter der noch schnell von den Freundinnen gemeinsam entworfenen Werbungsliste für den neuen Wandervogelverein.

Beinahe wäre sie darüber zu spät zum Abendessen gekommen. Aber zum Glück trieb der Frühlingswind, der seiner jungen Freundin väterliche Schelte ersparen wollte, sie so stürmisch die Herrengasse hinunter, daß sie grade noch mit der das Essen auftragenden Barbara zugleich das Speisezimmer erreichte.

Die Haare verweht, die Wangen erhitzt, glückstrahlend die Augen und so hell und froh ihr Gruß — jedem der Anwesenden wurde es beim Anblick des jungen, frischen Blutes warm ums Herz.

Klein-Trautchen gab als erste dieser Empfindung Ausdruck.

„Freust du dich so, weil es heute abend Schinken-Omelette gibt, Magda?“ erkundigte sie sich, ihren Magen klopfend.

„Nein, Liebling — aber über etwas anderes freue ich mich. Wir haben etwas Feines vor, die Ursel und ich — wir gründen einen Wandervogelverein.“

„Was?“ wie aus einem Munde fragten es die um den großen, runden Tisch Sitzenden.

„Einen Wandervogelverein haben die Ursel Mergentheimer und ich eben gegründet,“ lachte Magda über die erstaunten Gesichter. „Ja, freilich, ich glaub's ja, daß ihr noch nichts davon gehört habt. Wir leben ja hier in Rothenburg noch im tiefsten Mittelalter. Eine ganze Schar junger Mädchen schließt sich zusammen und macht über den Sonntag Wanderungen in die Berge und ins Land hinein. Das Essen wird

im Rucksack mitgenommen und im Freien abgekocht. Manchmal übernachteten wir auch in einer Bauernscheune. Ach, wird das schön werden!" Die schwarzen Augen bligten.

"Dürfen wir auch mal dabei sein — ja, Magdachen, liebste, bestes, einziges Magdachen, nimmst du mich auch mit?" Werner sowohl als Trautchen waren von der Begeisterung der großen Schwester bereits angesteckt. Das Kleinchen ließ sogar sein beliebtes Omelett im Stich und kletterte auf Magdas Schoß, um seiner Bitte durch Streicheln und Liebkosungen mehr Unterstützung zu geben.

"Aber Seelchen, steht man denn bei Tische auf?" mahnte Tante Brigitte leise.

"Setz dich sofort auf deinen Platz, Trautchen," erklang da bereits die strenge Stimme des Vaters.

Klein-Trautchen kehrte beschämt zu ihrem Teller zurück. Tante Brigittes Augen hingen ängstlich an dem Hausherrn. Wie würde er sich zu der Absicht seiner Tochter — sicher doch wieder ein Erzeugnis der verpönten modernen Frauenbestrebungen — nur stellen?

Magda versicherte inzwischen im Überschwang ihres Herzens den beiden jüngeren Geschwistern, daß sie bestimmt mal mitkommen dürften auf einer Wandervogelfahrt.

"Ja, meinst du denn tatsächlich, Magda, daß du von mir die Erlaubnis zu einem solchen abenteuerlichen Plan erhalten wirst?" klang da in all die Vorfreude hinein des Vaters Wort.

Ganz bestürzt blickte Magda auf. Die lustigen, rosenroten Freudenwölkchen an ihrem Himmel waren im Nu von dräuendem Gewölk verdrängt. Konnte der Vater im Ernst seine Einwilligung versagen?

"Sie dürfen doch alle, Vater. Die Ursel, Doktors Vier, Amtsrichters und sämtliche anderen Mädels von den Honorationen. Selbst Anne wird teilnehmen. Warum soll ich denn da als einzige zurückbleiben?" Mühsam niedergehaltene Empörung sprach aus Magdas Worten mit.

"Weil ich nicht wünsche, daß eine Tochter des Hauses Toppler wie eine Landstreicherin in der Welt herumvagabundiert." Für den Rathsherrn galt die Angelegenheit als erledigt.

Magda legte die Gabel beiseite. Grenzenlose Enttäuschung würgte sie im Halse. Wurde ihr nicht jede Freude durch eingeleistete Vorurteile vergällt? Stieß sie sich nicht die Stirn wund an den alten Mauern des Hauses, die den Gesichtskreis einengten? Alle die Ahnenbilder da drüben an der Wand, so streng blickten sie, so unerbittlich wie der Vater selbst. Und da meinte Anne Griebel noch, sie habe es immer gut. Es war zum Lachen, wenn man nicht darüber weinen wollte.

Tante Brigitte mit ihrem feinfühligem Frauenherzen sah wohl, wie schwer dem jungen heißblütigen Nichtchen das Sichfügen heute wieder mal wurde. Wenn sie auch die Ansicht des Rathsherrn durchaus teilte, daß ein junges Mädchen aus guter Familie nicht wie ein Handwerksbursch auf der Landstraße einherzuwandern hatte. Das junge Ding tat ihr leid.

"In meiner Jugend, Magdachen, kamen wir Freundinnen zu sogenannten Strichnachmittagen zusammen. Da wurde auch gescherzt und dem Jugendfrohinn Rechnung getragen und dabei doch etwas Nützliches gefördert. Vielleicht ließe sich euer Verein nach solchem altbewährten Rezept gestalten," schlug sie freundlich vor.

„Über Tante — unser Wandervogelverein und deine Stricknachmittage stehen sich doch ganz entgegengesetzt gegenüber. Stricknachmittage — die Mädel würden mich schön auslachen, wenn ich ihnen mit einer solch vorsintflutlichen Idee käme. Heute strickt man nicht mehr — — —“

„Leider nicht! Mit dem Strickzeug haben die Frauen auch die Weiblichkeit abgelegt. Die da oben“ — der Ratsherr wandte das Gesicht den hochgetürmten Frauenköpfen an der Wand zu — „die sind mit ihren Spinnrädern zum „Lichten“ zusammengekommen. Damals gab's noch Zucht und Sitte. Aber in meinem Hause wenigstens halte ich sie auch heute noch aufrecht.“

„Vater, das verstößt doch in keiner Weise gegen gute Zucht und Sitte, wenn junge Mädchen in frohem Beieinander sich Gottes schöner Natur erfreuen. Im Gegenteil, das ist gesund für Körper und Geist und macht frisch für die Arbeit des Werkeltages.“ Noch einmal versuchte Magda ihr Heil.

Ach, sie wußte es ja eigentlich vorher, daß von der edigen Stirn ihres Vaters jeder Einwand abprallte.

„Wenn du frische Luft genießen willst, magst du dich in unsern Weinbergen ergehen. ‚Es ist gesund‘, das ist jetzt stets das Schlagwort, das gerade das Krankhafte unserer heutigen Zeit bemäntelt. Früher waren die Leute gesünder als heute — und nun möchte ich von der Angelegenheit nichts mehr hören.“

Klein-Trautchen mußte sich heute sehr wundern. Das leckere Schinken-Ömelett auf Magdas Teller blieb fast unberührt liegen. Und als die große Schwester sie wie allabendlich zur Ruhe brachte, fand sie weder Scherzwort noch Liebesungen für die Kleine wie sonst. Still und einsilbig ging Ausziehen und Waschen heute vor sich.

Und noch einer wunderte sich sehr über seine junge Freundin: der Frühlingswind. Der pfiß, sang und geigte um das alte Patrizierhaus, so schön er es nur konnte, aber das Ratstöchterlein hatte dessen nicht acht. Mit geballten Händen und tränenbrennenden Augen schritt es in dem kleinen Eckstübchen hin und her — hin — her. Magda vermochte ihre sich auflehrenden Gedanken heute nicht zur Fügbarkeit zu zwingen. Auch in den feinen Linnenkissen mit den breiten handgeklöppelten Spitzeninsätzen warf sich der goldlockige Mädchenkopf noch rebellisch hin und her.

Da schwang sich der Frühlingswind hinauf auf den winzigen Balkon des Mädchenstübchens. Und wie dereinst die Minnesänger es hier in Rothenburg getan, so brachte er dem schönen jungen Fräulein beim Mondenschein sein Ständchen. Zart und hold, bis sich Ruhe in das erregte Gemüt des Ratstöchterleins ergoß und die goldenen Wimpern sich senkten.

Der Frühlingswind aber jagte in wildem Ritt um die Stadtmauern, daß morsches Steinwerk zu bröckeln begann. Er rüttelte an den schweren Eisenketten der gewaltigen Torbrücken und jagte die Räuzelein und Uhu aus ihren Turmschlupfwinkeln auf.

7. Kapitel

Wie der siebzehnte Geburtstag endet

Was am Abend schwer und dunkel vor einem liegt, erscheint beim Morgenlicht nur halb so arg und bedrückend. Und wahrte es auch Tage, bis Magda mit der harten Enttäuschung, nicht als Wandervogel ihre Schwingen regen zu dürfen, fertig wurde; die Vöglein draußen im lichten Geäst der alten Hoflinde jubilierten so sangesfreudig, und jeder junge Morgen warf ihr mit vollen Händen Duftwellen von Blauweilchen zum Gruß entgegen, wenn sie auf ihren kleinen Luginsland hinausstrat. Konnten da unfrohe, mit dem Schicksal hadernde Gedanken wohl standhalten?

Heute aber schaut das Ratsstöchterlein zum ersten Male wieder so recht strahlend in das tief unter ihm sich wohligh im Morgentau badende Taubertal. So hell und licht ist die Welt. Der durch das Wiesengelände sich schlängelnde Fluß bligt wie ein silbernes Band. Die verwitterten Türme rings haben sich mit ihren lustigsten, feuerroten Ziegelmützen geschmückt; das alte Mauerwerk hat aus allen Ritzen junges Frühlingsgrün herausgehängt. Denn heute ist ja ein Freudentag: Das Ratsstöchterlein feiert seinen siebzehnten Geburtstag.

Frei und leicht, hell und froh ist dem Geburtstagskinde heute ums Herz. Es war ja kindisch, einem nicht gestatteten Vergnügen nachzutruern. Ihr Streben ging doch auf ganz

anderes, hatte sich doch wirklich ernstere Ziele gesetzt. Die Hauptsache, daß sie diese Wünsche, die für ihr ganzes Leben von Bedeutung waren, beim Vater durchsetzte. Ach, es würde noch alles gut werden — gewiß!

Ganz deutlich fühlte sie es heute. Erneute sich nicht alles jetzt? Durchdrangen nicht jeden alten Baum, jeden noch so knorrigen Ast junge, frische Säfte? Und nur das alte Patrizierhaus sollte unempfänglich sein für neues Werden?

Nur das Herz des Vaters sollte so am verdorrten Alten hängen, daß es für junges Wünschen kein Verständnis besaß? Nein — nein — Magda konnte es nicht glauben.

Wenn sie heute an ihrem Geburtstage mit ihren Zukunftsplänen hervortrat, würde der Vater ihren Wunsch gewiß leichter erfüllen. Ja, heute mußte sie ihn bitten, sie aufs Gymnasium zu schicken und studieren zu lassen. Kein anderer Tag war so günstig.

Diese Erkenntnis stand plötzlich klar vor Magdas Seele und wollte ihr die eben noch so freibeschwingte doch ein wenig niederdrücken und verzagt machen.

Aber tapfer holte sie sich beim Frühlingssonnengeflimmer, bei all den winzigen kleinen Knospen da draußen neuen Mut. Dann folgte sie Trautzens heller Stimme, die sie herunterrief.

Aus noch blankeren Augen als gewöhnlich schaute das alte Patrizierhaus heute drein. Nicht umsonst hatte Tante Brigitte und Barbara die Reinmachefluten hindurchbrausen lassen: Jedes Stück bligte und funkelte, als sei es nagelneu und nicht längst dahingegangenen Zeiten entstammend.

In der roten Stube, dem Topplerschen Wohnzimmer, stand der Geburtstagsstisch. Blütenweiß gedeckt, mit Tannen-

gezweig, aus dem Krokus, Schneeglöckchen und Leberblümchen lugten, umwunden. Wie hübsch hatte Tante Brigitte das gemacht! Von der Mitte des Tisches flammte ein Kranz von Lichten, achtzehn an der Zahl, das dicke, große Lebenslicht die siebzehn kleineren überragend. Das erste, worauf Magdas Blick fiel, war ein Bildnis ihrer Mutter. Nach dem kleinen Pastellbilde, das drin im Wohnzimmer hing, hatte der Vater es ihr nacharbeiten lassen. In wortlosem Dank schmiegte sich Magda an seine Brust. Wortlos bat sie ihm insgeheim den Zweifel ab, daß er kein Verständnis haben sollte für das Wünschen seines Kindes.

„Mache mir Freude wie bisher, mein Mädel, und werde einwürdiges Glied unseres alten Geschlechts.“ Der Vater küßte seine Tochter auf die Stirn. Für allzu lebhaftes Zärtlichkeitsbezeugungen waren die Topplers nie gewesen. Das Tantenchen schien darin keine echte Toppler zu sein. Das wollte Magda gar nicht wieder aus dem Arm lassen, als könne es dieselbe so am besten bewahren vor all dem Schädlichen, das von außen auf die junge Mädchenseele eindrang.

„Gott schütze dich, Magdachen, und führe dich stets den rechten Weg,“ begann die alte Dame gerührt. Denn Rührung gehörte bei ihr vor allem zu einem richtigen Glückwunsch.

Aber Trautchen hatte unmöglich Zeit, so lange zu warten, bis Tante Brigitte mit ihrer Rührung und all ihren Wünschen fertig war. Die hingte sich einfach an Magdas Rücken und rief: „Ich gratuliere dir hundertmillionentaufendmal, Magdachen. Und ich schenke dir den kleinen Silberpantoffel aus meinem Stieklafen, ich hab' ihn ganz allein bestickt.“

Stolz hielt die Kleine ihr das in leuchtendsten Farben prangende Kunstwerk entgegen.

Es war ein reicher Gabentisch, des alten Patrizierhauses würdig. Einen großen kunstvoll gearbeiteten Anhänger mit herrlichem Smaragd an feinem Silberkettchen hängte der Vater ihr um den zarten Hals.

„Der stammt noch aus Dürers Zeit. Von ihm oder seinem Vater gearbeitet. Die Töchter unseres Hauses haben ihn stets bei feierlichen Gelegenheiten getragen.“

Magdas ausgeprägter Schönheitsinn verstand das Kunstwerk gebührend zu würdigen. Und sie verstand auch, daß der Vater das Wandervogelverbot, das sie so hart getroffen, durch seine kostbare Gabe gut machen wollte. Vor lauter Bewundern fand sie kaum Zeit für ihre andern Geschenke.

Aber Trautchen sorgte schon dafür, daß dieselben nicht in Vergessenheit gerieten. „Magdachen, sieh doch nur, eine Uhr hast du ja auch geschenkt bekommen. Vater sagt, damit du jetzt immer pünktlich bist. Au — und das feine mattblaue Seidenkleid — richtige Wirtschaftsschürzen — haach, und die schöne Schokolade! Von Werner kriegst du auch noch was, aber erst, wenn er aus der Schule kommt. Und von Tantenchen ist das dicke Buch. Liesst du mir daraus nachher ein Märchen vor, Magdachen?“

Ein Buch — und noch dazu von Tante Brigitte? Magda glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Seit ihrer Einsegnung hatte sie keine Bücher mehr vom Vater oder der Tante geschenkt bekommen. Der Rats Herr, der seine Tochter als Leserratte kannte, wünschte, daß dem nicht noch mehr Vorschub geleistet werde.

„O Tantenchen“ — — — dankbar drückte sie der guten Tante die Hand. Nicht einmal das erste Ballkleid kam gegen das Buch auf. Sie griff nach dem umfangreichen Band. Der

blaugraue Leinendeckel zeigte keine Inschrift. Magda schlug das Buch auf.

„Kochrezepte, selbst ausprobiert und niedergeschrieben für meine liebe Nichte Magdalena Toppler von ihrer alten Tante Brigitte,“ prangte auf dem Titelblatt in Tantes feinen Schriftzügen.

Raum vermochte Magda ihre Enttäuschung zu verbergen.

„Eine Handarbeit, Magdachen.“ Mit schüchternem Lächeln wies die Tante auf die Blätter „Wenn deine alte Tante längst nicht mehr da ist, wird dir dieses Buch sicher noch gute Dienste leisten.“

„Tante Brigitte hat wieder mal den Vogel abgeschlossen. Das ist ein ebenso schönes wie praktisches Geschenk, das lob' ich mir. Und die große Arbeit und Mühe, welche dazu gehört. Aber dafür hat es auch bleibenden Wert. Paß auf, Tante Brigitte, statt einer Familienchronik, die wir Topplers ja leider nicht besitzen, wird sich dein Kochbuch von Generation auf Generation vererben.“ Also ließ sich der Ratsherr anerkennend vernehmen.

„Ach nein, Heinrich, so ist es nicht gemeint,“ wehrte die Tante bescheiden ab. „Es soll nur dem Magdachen ein wenig zur Seite sein, wenn ich es mal nicht mehr kann.“

Das „Magdachen“ hatte zum Glück indessen Zeit gefunden, ihre Enttäuschung niederzuringen. Das gute alte Tantechen durfte dieselbe keinesfalls merken. Und als Magda jetzt zwischen all den Knödeln, Gelees, Braten und Leckereien zu blättern begann, da ging auch ihr die Größe der liebevollen Mühe auf, und sie vermochte sich herzlich, wie es sich gehörte, für Tante Brigittens Kochbuch zu bedanken.

Insgesheim hoffte das Ratsstöchterlein, dasselbe so wenig wie möglich zu benutzen.

„Nun aber zum Frühstück, Rinder, der Magen hängt mir schon schief,“ mahnte der Vater.

Die blizende messingene Kaffeemaschine summt alsbald, und Barbara erschien im Feststaat, dem grauen Gingankleid, das wie Seide glänzte, und ihrer schönsten gefälteten Haube. In den Händen trug sie den mit Blumengeschmückten Geburtstagskuchen, in dessen Mitte ein großes Marzipan-M prangte. Dieser Kuchen war Barbaras Spezialität. Sie hatte ihn schon gebacken, wie sie als junges Ding das erstemal den Geburtstag von Magdas Großmutter selig mitfeierte. Seitdem durfte er bei keinem Familienwiegenfest fehlen. Er blieb immer gleich gut, nur der Buchstabe wechselte.

„So, Magdachen, da wäre der Geburtstagskuchen. Und ich gratuliere auch vielmals und wünsche dir einen recht netten Mann,“ damit stellte Barbara ihr Kunstprodukt auf den Frühstückstisch.

„Ach, Värchen, ich will gar keinen Mann.“ Magda wurde rot im Gedanken an ihre ganz anderen Ziele.

Aber Barbara ließ sich nicht irre machen. „Und hier wären auch wieder ein Duzend selbstgestrickter Aussteuerstrümpfe, Magdachen. Darin läuft man bis zur Silberhochzeit.“

Magda dankte der treuen Alten und wandte sich den Postfächern zu. Nur ein schriftlicher Glückwunsch war eingetroffen. Aus Stuttgart von einer ehemaligen Schulfreundin, die dort in Pension war. Aber daß der Heinz gar keine Zeile gesandt hatte! Es fehlte Magda ordentlich etwas, daß sie den Glückwunsch ihres Lieblingsbruders entbehren mußte.

„Er wird bei all seinen Examensarbeiten den Geburtstag

vergesen haben, der Junge. Ist ja auch kein Wunder. Zu viel lernen verdummt bloß," scherzte der Vater gut gelaunt.

Der Heinz ihren Geburtstag vergessen — ausgeschlossen! Und wenn er auf dem Mond wäre, er würde ihr einen Gruß senden.

"Gewiß kommt ein großes Paket von ihm und was Feines drin," meinte Trautchen pfiffig. Für sie waren die Geschenke wichtiger als die Glückwünsche.

Ja, es kam ein großes Paket. Als die Hotelwagen von der Bahn zurückholperten, wurde ungestüm an der blig-blanken Türklingel gerissen. Die alte Barbara konnte nicht schnell genug öffnen, da erklang die Schelle schon ein zweites Mal, noch ungeduldiger.

"Na, kann der sich nicht hübsch Zeit lassen!" brummte die Alte ärgerlich.

Nein, der Einlaßbegehrende hatte keine Zeit. Im Frack und weißer Binde stand er vor der ihn mit verwunderten Augen anstarrenden alten Dienerin — der Sohn des Hauses.

"Hurra, Bärchen — durch! Hurra — da habt Ihr einen rischgebackenen mulus."

"Frisch gebacken, ei freilich, wir haben tüchtig gebacken. Napfkuchen, Topfenstrudel und Mohnstolle, aber mulus, nein, den haben wir nicht gebacken." Barbara schüttelte den alten Kopf, und alle Toffalten ihrer weißen Haube schüttelten mit.

Heinz lachte laut. Und sein Lachen lockte im Augenblick die gesamte Familie Toppler, Peter und Mohrchen einbegriffen, auf die Diele hinaus.

"Der Junge — da ist er ja — na, alles gut gegangen — gratuliere!" Der Vater klopfte dem Sohn erfreut den Rücken.

"Vom Mündlichen befreit, Vater — sonst müßte ich heute noch Blut schwitzen, anstatt hier mitzufeiern. Wo ist denn unser Geburtstagskind?"

Da stand es schon hinter ihm, mit strahlenden Augen und wehenden Goldzöpfen. Denn Magda war gerade beim Anziehen gewesen. Ungestüm warf sie sich dem Bruder an die Brust und küßte ihn so zärtlich, als gelte es zu beweisen, daß die Toppler das trotzdem verstanden.

"Das ist mein schönstes Geburtstagsgeschenk, Heinz."

"Ich hab's gewußt — ich hab's geahnt! Habe ich's denn nicht gesagt, daß der Junge heute kommt! Die ganze Zeit hat's mir schon in den Knochen gelegen!" Das Tantchen pflegte immer alles vorher gewußt und geahnt zu haben, wenn es — bereits eingetroffen war.

"Jetzt kommt erst das eigentliche Geschenk, Magda," aus allen Taschen seines Überziehers zog Heinz ein Paket, jedes von gleichem Format.

"Bücher?" Magda fragte es herzklopfend, während sie die Schnur löste. Es würden doch nicht auch wieder Kochrezepte herauskommen?

Nein, Ibsensche Dramen waren es, mehrere Bände — "ach, Heinz, wie freue ich mich!" ganz heiß und rot wurde Magda.

"Ibsen?" Der Ratschherr zog die Stirn kraus. "Ich glaube, damit hast du keinen glücklichen Griff getan, Junge. Ibsen ist für junge Mädchen keine geeignete Lektüre."

"Aber Vater, meine Freundinnen lesen ihn doch alle, es gehört doch zur heutigen Bildung," Magdas Freude kam ins Wanken.

"Du weißt, deine Freundinnen sind mir nicht immer maß-

gebend, Kind. Ich will keine moderne Tochter haben mit Nerven und überspannten Ideen. Echt weiblich, wie es die Topplerschen Frauen stets waren, wünsche ich meine Töchter.“

In Magdas zartem Gesicht kam und ging das Blut. War er nicht gerade, als ob der Vater wußte, was sie sich für den heutigen Tag vorgenommen hatte? Als ob er im voraus jede Bitte abschnitt?

„Ja, die Topplerschen Frauen von früher haben sicher nicht Ibsen gelesen,“ seufzte da Tante Brigitte. Nun wußte sie ja, woher Magda ihre modernen Anschauungen hatte.

„Nein, ganz gewiß nicht, Tantenchen,“ wie aus einem Munde riefen es Heinz und Magda lachend.

Dann eilte das Geburtstagskind wieder in sein Stübchen hinauf, um sich ganz rasch in den festlichen Staat zu werfen. Denn die Gratulanten konnten bald kommen.

Sie ließen nicht auf sich warten. Als der Zeiger der schön gemalten Standuhr in der Dielenecke eben zum zwölften Schläge ausholte, begann die große Cour. Alle die Honorationsdamen des Städtchens mit ihren Töchtern, der ganze hochwohlwühlliche Rat Rothenburgs, wenigstens der weibliche Teil desselben, bewunderte umschichtig Magdas erstes Ballkleid und Tante Brigittes köstliche Rostkremetorte. Der Tisch füllte sich mit Blumen und Konfekt.

Da dachte wohl manch eins von den jungen Mädeln heimlich: „Was ist doch die Magda Toppler beneidenswert! Bildhübsch und reich, ein jeder Wunsch wird ihr erfüllt — wer's doch auch so hätte!“ Sie ahnten nicht, daß es sich mitunter beim lebhaftesten Plaudern und hellsten Lachen plötzlich wie ein eiserner Reif um die Seele des so fröhlich scheinenden Geburtstagskinds legte. Die Aussprache mit dem

Vater! Du grundgütiger Gott, wenn sie doch erst vorüber wäre! So oder so — nur nicht mehr dieser entsetzliche Zustand in der Schwebel.

Ach, Magda sollte diesen Druck noch bis zum Abend mit herumschleppen. Keine ruhige Minute fand sich im Laufe des Tages zu einem derartigen ernstern Gespräch.

Gleich nach dem Mittagessen wurde der große Ausziehtisch auseinandergeschoben und die Kaffeetafel gedeckt. Behutsam gab Tante Brigitte aus den tiefen Nürnberger Schränken die Familienerbstücke, die nur bei feierlichen Gelegenheiten das Licht erblickten, heraus. Jedes einzelne Stück, sorglich und liebevoll: Die alten Blümchentassen, die wie Kokotodamen auf zierlichen Füßen dastanden, die schwer-silbernen Rannen und Kuchenkörbe und vor allem die hohe Zuckerschale, die in feinsten Silberfiligranarbeit Bilder aus Rothenburgs mittelalterlicher Blütezeit zeigte.

Zwischen all den antiken, kostbaren Geräten prangten die Erzeugnisse heutiger Kunst: Der riesige Rosinennapf luchen, Topfenstrudel, Mohnstolle und Torten. In solcher Menge, als gelte es den mittelalterlichen Vers zu bewahren:

„In Rothenburg uff der Tauber
Ist das Mühl- und Backenwert sauber.“

„Ja, in solcher Fülle, daß kein Mensch es merkte, wenn Werner, so oft er durch das Speisezimmer ging — und das war nicht selten —, jedesmal ein Stück mitgehen hieß.“

Zum Geburtstagskaffee wurden die Freundinnen erwartet. Auch verschiedene von Urzeiten her mit dem Topplerschen Hause verschwägte Familien, mit denen man sich sonst das ganze Jahr nicht besuchte, hielten es für angemessen, an sol-

chen wichtigen Tagen ihren Familiensinn und ihren guten Appetit zu bekunden.

Magda überließ Tante Brigitte die Repräsentation des Hauses und die Unterhaltung mit den Verwandten zehnten Gliedes. Die hatte heute genug mit ihrer Anne und Urfel zu bereden.

Wie sie es dem Vater wohl am besten beibrachte, ob allein oder in Gegenwart von der Tante und Heinz. Ach — und wie sollte sie es bloß sagen? „Urfel und liebste Anne, könnt ihr nicht zum Abendessen dableiben und mir sekundieren? Ich glaube, ich bin mutiger, wenn ich euch mir zur Seite weiß.“

„Aber Magda,“ lachte Anne, „du tust doch gerade, als ob du außs Schaffot solltest. Wie nett war dein Vater vorhin, als ich dir mein Bildchen schenkte.“ „Diese Kunst lasse ich gelten,“ sagte er sogar.

„Ja, bei andern allenfalls. Und weil es unser liebes altes Rothenburg war, aus dem du den malerischen Winkel genommen.“

„Bitte sehr, zu mir war dein Vater genau so freundlich. Ei, das habe ich ja noch gar nicht gewußt, daß Apothekerlehrlinge auch Pralinés fabrizieren können,“ neckte er mich. Nur als ich es dann wagte, noch mal Sturm zu laufen, ob du nicht doch noch unserm Wandervogelverein beitreten dürftest, machte er ein Gesicht, als ob er mich fressen wollte.“

„Na, siehst du! Also, ihr wollt nicht bleiben?“ Magda schien recht kleinlaut.

„Vater geht heute abend fort, da habe ich Dienst in der Apotheke.“

„Und ich muß dem Onkel das Abendbrot richten, Magda.

Ich finde es auch deiner nicht würdig, daß du dich hinter uns verkriechen willst.“

Das Letzte traf. Das Ratsstöchterlein blickte zu dem kleinen Bildnis der Magdalena Hirsching an der Wand herüber und schämte sich vor ihr, deren Namen es trug, seiner Feigheit.

Und nun waren die Gäste alle gegangen. Die lange Tafe war wieder zum gemütlichen Familientisch zusammengeschrumpft, die helle Lichterkrone erloschen. Nischen und Wölbungen des Raumes erfüllten tiefe Schatten. Nur den Sofa-platz bestrahlte sanftes Licht.

Magda hatte Klein-Trautchen ins Bett gebracht.

„Deine Backen sind so heiß wie Feuer, Magda, und deine Hände kalt wie ein Schneemann,“ sagte die Kleine beim Gute-nachtkuß.

Ja, Magda fieberte förmlich vor Erregung. Wenn nur Tante Brigitte sich nicht einmischen und auch ihrer Meinung Ausdruck geben wollte! Hätte sie das Tantchen am Ende nicht doch lieber verständigen sollen? Nun war's zu spät.

Nur der Vater und Heinz saßen um den runden Tisch, als Magda zurückkehrte. Werner war von seinen allzu häufigen Wanderungen durch das Eßzimmer und dem damit verbundenen Ruchengenuß so kreuzelend geworden, daß Tante Brigitte ihn mit den Universaltropfen aus ihrer Hausapotheke versorgen mußte.

Jetzt war die günstigste Gelegenheit — wie ein Hammer schlug Magdas Herz plötzlich bis in den Hals hinein.

Der Vater besprach gerade mit Heinz seine zukünftigen Studien.

„Jura und Nationalökonomie, das läßt sich hören. Auch

damit bin ich einverstanden, mein Junge, daß du ein Zimmer bei der Mutter deines bisherigen Lehrers Dr. Lindner beziehst. Da weiß ich dich wenigstens in guten Händen."

"In den besten, Vater. Ich kenne keinen zweiten, der so anzuregen weiß und soviel Verständnis für uns junge Menschen aufbringt wie Dr. Lindner."

"Ei, so schweigsam, Magda? Warum sitzt du denn da hinten im Dunkeln? Komm nur an den Tisch — ich will mich heute an meinen beiden Großen freuen," wandte sich der Vater jetzt zu der sich im Hintergrund aufhaltenden Tochter.

Langsam trat Magda näher. Machte das Licht das Mädchen so bleich?

"Ist dir was, Kind? Doch wohl ein bißchen anstrengend, sich den ganzen Tag unterhalten zu müssen, was?"

Magda schüttelte stumm den Kopf. Keinen Ton brachte sie heraus.

"Am Ende nicht mit den Geschenken zufrieden?" Oft war Vater nicht in so guter Stimmung.

"Ja, unser Geburtstagskind hat noch einen Wunsch auf dem Herzen," kam Heinz da, wie ein Mädchen errötend, als treuer Bruder seiner Magda zu Hilfe.

"Der Tausend — solche anspruchsvolle Tochter habe ich? Also heraus damit! Wo fehlt's denn noch? Ein Band — eine Nadel — — —"

"Mein Vater, es ist ganz etwas anderes." Magda hielt die Augen krampfhaft auf das Bild der Urahnin Magdalena gerichtet, als müsse sie sich aus deren lieblichen Zügen Mut holen. "Laß mich etwas lernen, Vater!" Ein tiefer Atemzug hob die junge Brust — nun war's heraus.

"Das sollst du, Kind — je mehr, je besser! Tante Brigitte

und Barbara werden dich in allem unterweisen, was es im Hause zu lernen gibt. Auch an eine Schneiderstunde für den nächsten Winter habe ich schon gedacht und — — —"

"Nein, Vater, nein — das füllt mich nicht aus. Ich möchte wie Heinz mein Abiturium machen und studieren."

Magda schloß für eine Sekunde die Augen.

Ging die Welt jetzt unter?

In der nächsten Sekunde aber riß sie dieselben wieder erschrocken auf. Ein Lachen hatte ihr Ohr getroffen, ein höchst belustigtes Lachen. Vater lachte — er nahm ihre Worte gar nicht ernst.

"Famoser Wit, Mädchen! Von dieser ulkigen Seite habe ich dich ja noch gar nicht gekannt. Das mußt du von dem seligen Großonkel Balduin her haben, der konnte auch mit ernstestem Gesicht die komischsten Dinge sagen." Wieder lachte der Ratsherr.

Was fragte Magda in diesem Augenblick nach dem seligen Großonkel Balduin!

"Lieber Vater," begann sie noch einmal, während sie ihre Nägel in die Handflächen einbohrte, "es ist mein heiliger Ernst mit dem, was ich sage. Die Menschen sind doch nicht alle gleich. Die einen sind mehr für häusliche Beschäftigung, die andern fürs Lernen. Mich haben Bücher immer mehr interessiert. Ein jeder muß sich doch seinen Beruf nach seiner Persönlichkeit wählen. Ich habe mich bereits allein mit Heinzens Schulbüchern bis zur Obersekunda vorbereitet. Schicke mich nach Würzburg oder München aufs Mädchengymnasium, Vater — lieber Vater!" Mit bittend erhobenen Händen stand das liebe Mädchen vor ihm.

Das Lachen war dem Ratsherrn vergangen. Die Zornes-

falte, die gefürchtete, erschien drohend über der Nasenwurzel. Aber noch hielt er an sich.

„Also aus dem Hause willst du laufen — in die Welt hinein — ein verrücktes emanzipiertes Frauenzimmer werden — und heiliger Ernst ist es dir damit, wie?“

Magda nickte stumm. Des Vaters gewaltsame Ruhe schüchterte sie mehr ein als sein Zorn.

„Nun, so sage ich dir, solange ich lebe, solange die Mauern dieses alten Hauses stehen, wird nichts aus solchen hirnerbrannten, unweiblichen Plänen. Eine Frau gehört ins Haus. Beruf — Persönlichkeit — sind in diesen Räumen wohl schon mal derartige moderne Schlagworte von Frauenlippen erklingen? Schämst du dich denn gar nicht, Magdalena, vor den Augen deiner Vorfahren hier, die mit Entsetzen auf einen solch entarteten Sproß herabblicken müssen? Sittsam und häuslich waren sie alle, die Frauen und Töchter unseres Geschlechtes — und meine Tochter — meine Tochter hegt derartige abenteuerliche Pläne!“ Die scharfblauen Augen des Rats Herrn sprühten Blitze, seine Stimme donnerte, das Gewitter entlud sich.

„Vater, in Würzburg sieht man junge Damen aus den besten Kreisen die Universität besuchen. Es gehört sogar dort schon zum guten Ton, seine Töchter aufs Gymnasium zu schicken.“ Wiederversuchte Heinz der Schwester beizuspringen.

„Hier bei uns in Rothenburg ist das gottlob noch nicht der Fall. Und wird es auch niemals werden. Nie! Hier hält man fest am Alten, Hergebrachten. Wie es unsere Voreltern gehandhabt haben, so tun auch wir es, denn dabei allein ist Segen. Nur im Alten findet man das Glück. Aber die heutige Jugend kennt ja keine Pietät mehr, leider Gottes!“

„Doch Vater, ich liebe das Alte grade so wie du.“ Magda fand endlich die Sprache wieder. „Aber deshalb darf ich doch meine Augen nicht vor dem Neuen verschließen, darin allein finde ich mein Glück. Ich bin ein Kind der neuen Zeit. Jeder Mensch soll doch seine Kräfte ausnützen. Ich spüre in mir die Fähigkeiten zum Lernen. Es ist meine Pflicht, dieselben nicht verkümmern zu lassen.“ Temperamentvoll warf Magda den Kopf mit den Goldflechten zurück.

„Deine Pflicht — — —“ die Zornader schwoll wieder an — „deine Pflicht hast du hier im Hause zu tun. Ich denke, es gibt hier gerade genügend Betätigung für dich: Die Tante vermag es kaum noch zu leisten. Dem Vater das Heim hell und traulich zu gestalten, den mutterlosen Geschwistern die Verstorbene zu ersetzen, das sollte dein Streben sein. Oh, sie ist glücklich, daß sie das nicht an ihrer Tochter hat erleben müssen!“ Sein Auge suchte das Pastellbildchen über dem Sofa.

„Sie würde mich verstanden haben, eine Mutter versteht ihr Kind,“ rief Magda am ganzen Körper vor Erregung bebend.

„Schweig — kein Wort will ich mehr von dir hören — die Sache ist ein für allemal für mich abgetan. Nur durch treue Pflichterfüllung im Hause kannst du mich allmählich den Schmerz vergessen machen, den ich heute um meine ungeratene Tochter erleiden muß.“

Da senkte das Ratstöchterlein das Blondhaar tief, ganz tief. Schwerfällig schritt es zur Tür. Nun war alles aus — alles!

Am Türpfosten lehnte, an allen Gliedern zitternd, das alte Tantchen. „Ich hab's ja geahnt, ich hab's gewußt, daß

es mal eine Katastrophe geben würde. Mein Gott — o du mein Gott und Vater!“ so jammerte es leise vor sich hin.

Schritt für Schritt schlich sich das Geburtstagskind die gewundene Treppe hinauf, die es heute morgen so fröhlich herabgesprungen. Und durch die offengebliebene Thür klang noch Tante Brigittes ängstlich begütigende Stimme zu ihr: „Heinrich, du darfst dem Kinde nicht allzu böse sein. Das Magdachen kann wohl nichts dafür! Es ist das welsche Blut der Urahne Magdalena, der sie Zug um Zug gleicht, das in ihren Adern wieder spukt.“

So endete der siebzehnte Geburtstag.

8. Kapitel

Auf der Rothenburger Messe

An dem alten Burggemäuer blühte der Flieder. In schweren, süßberauschenden Duftwogen wehte es zu des Ratsstöchterleins Ausflug empor. Magdas lauschiges Balkonnest hoch oben war jetzt über und über von wildem Weinumrankt. Mit bunten Windenglocken behangen, schaute es gar unternehmungslustig von der verwitterten Stadtmauer auf die Spaziergänger drunten herab.

Aber der jungen Besitzerin war durchaus nicht unternehmungslustig zumute. Seit dem siebzehnten Geburtstag und jener inhaltschweren Aussprache mit dem Vater ließ das muntere junge Ding das Köpfchen hängen. Wohl erfüllte Magda ihre Pflicht im Hause, aber es war keine rechte Freude dabei. Selbst auf dem täglichen Spaziergang mit dem Schwesterchen, bei dem sie sonst an Ausgelassenheit mit der Kleinen gewetteifert hatte, war sie still und in sich gekehrt. Und dabei war doch Klein-Trautchen so lieb und drollig und gab sich solche rührende Mühe, die große Schwester fröhlich zu stimmen. Und die Gotteswelt, durch welche die beiden schritten, war so schön, so unsagbar schön in ihrem lenzfrendigen Maienkleid, daß einem jeden beim Anschauen das Herz aufgehen mußte. Sah das Ratsstöchterlein, das stets so viel Schönheitsfönn und Liebe zur Natur gehegt hatte, denn gar nicht, wie die blauenden Wälder da in der Ferne träumten?

Wie leuchtend die roten, spitzen Kirchtürme der vielen in die Matten gestreuten kleinen Weiler sich von dem lichtarten Himmel abzeichneten, die üppig wuchernde Blumenwildnis aus all den Gräben und Wällen in dem altersgrauen Stadtmauerring?

Ja, daß sie selbst, die alte Stadtmauer, in ihrem graugrünen Patinagleide es nicht verschmähte, sich mit einem Maienstrauß wie ein junger Bursch zu schmücken?

In sich gekehrt, die Augen am Boden haftend, so schritt das Ratsstöchterlein meist jenseits seines Weges. Und tat es Kleintrautchen wirklich mal den Gefallen mit ihr auf die alten Umgänge der Stadt, zu denen allenthalben morsche Treppchen führten, zu klettern, so vergnüglich wie sonst ging es selbst dabei nicht zu.

„Weißt du, Magda, wir wollen am Straßthurm vorbeigehen, da hören wir wieder die hübschen Lieder üben,“ schlug das Schwesterchen vor.

Aber Magda schüttelte den Kopf. Den Straßthurm, den finsternen grauen Gefellen, hatten die lustigen Wandervögel sich zu ihrem Nest erkoren. Aus all den kleinen vergitterten Fensterchen ließen sie brennendrote Geranien und farbenfreudige Nelken hinausflattern, und das düstere Gemäuer, an dem jahrhundertlang erbarmungslos so mancher Seufzer abgeglitten war, hallte jetzt wieder von jungen frohen Stimmen und hellem Lachen. Dort wurde beraten, wo die nächste Wanderfahrt hingehen sollte, und fröhliche Lieder wurden zur Zupfgeige gemeinschaftlich geübt.

Es war Magda wohl nicht zu verdenken, daß das Herz ihr schwer wurde, wenn sie die Wandervögel so fröhlich da oben zwitschern hörte. Erzählten doch Ursel und Anne mit

glänzenden Augen jedesmal, wie herrlich ihre Wanderungen ins liebliche Taubertal und in die felsige Bergwildnis waren.

Überhaupt die Freundinnen hatten jetzt viel weniger Zeit als sonst für Magda übrig. Ursel wurde vom Vater in der Apotheke tüchtig herangenommen, da sie zum Winter nach München kommen sollte, um regelrecht das Apothekersfach zu studieren. Anne malte wieder eifrig im Freien; nebenbei aber entwarf sie noch bis in die Nacht hinein Tapetenmuster. Da blieb keine Zeit zu Besuchen bei den Freundinnen. Der Sonntagvormittag, den die drei sonst immer gemeinsam zu verbringen pflegten, fiel nun durch die Wandervogelflüge auch aus. Und dabei verlangte das Ratsstöchterlein doch grade jetzt mehr als je nach einem öfteren Beieinander mit den Freundinnen. Noch nie hatte Magda so viel freie Zeit gehabt wie augenblicklich. Im Haushalt tat sie nur das, was sie grade mußte, und ihre Bücher mochte sie überhaupt nicht mehr ansehen. Seit Beginn des neuen Lebensjahres hatte sie ihren alten Schreibtisch gemieden, als ob er die Schuld an der Entfremdung zwischen dem Vater und ihr trage. Denn das war es, was dem jungen Mädchen noch besonders am Herzen fraß. Nicht nur die schmerzliche Gewißheit, daß ihr Lebenswäglein, anstatt sie hinaus ins Freie zu tragen, weiter in den ausgefahrenen Geleisen veralteter Anschauungen dahinrollen sollte. Nein — auch der Vater war gegen sie verändert.

Magda war eigentlich immer Vaters Liebling gewesen. Er war stolz auf seine junge Tochter, die sich von Tag zu Tag liebreizender entwickelte. Um so tiefer hatte es ihn wohl getroffen, sie nach seiner Ansicht auf einem Irrwege zu finden. Mit fester Hand, mit seiner ganzen Strenge zwang er sie

wieder in die alten Bahnen der Topplerschen Familiengesetze zurück. Wohl sprach er das Alltägliche mit ihr; der unbefangene Zuschauer hätte wohl kaum irgendeine Veränderung der Tochter gegenüber wahrgenommen. Aber Magda selbst empfand es nur zu schmerzhaft, daß das innere Band zwischen ihnen sich gelockert hatte.

Auch Tante Brigitte war nicht wie sonst. Sie beobachtete Magda ängstlich, etwa wie man einen Tobfüchtigen im Auge behält, bei dem in jedem Augenblick ein neuer Anfall zu befürchten steht. Im übrigen ließ sie ihr jetzt wirtschaftlich mehr Freiheit als zuvor. Das Kind mußte sich wohl erst innerlich wieder zurecht finden. Das Gewitter des Hausherrn, das ihr zuerst solch Entsetzen eingeflößt, erschien der Tante jetzt durchaus wohltuend. Das hatte die böse Luft der modernen Anschauungen sicherlich gründlich gereinigt. Und die Hauptsache, daß der Ibsen — für Tante Brigitte der Urquell alles Bösen — fest hinter Schloß und Riegel im Arbeitszimmer des Vaters stand.

So saß das Ratsstöchterlein denn so manchen goldenen Maientag untätig auf dem steinernen Hofbänklein unter den tief auf das Goldhaar herabhängenden Goldregendolden. Es lauschte auf das verschlafene Murmeln des rieselnden Brunnleins, auf das Schirpen der Späßen droben im Lindengästä und auf das Plaudern Klein-Trautchen mit ihren Puppentindern.

„Wenn ihr fein brav seid, dürft ihr morgen mit zur Jahrmaktmesse, Kinder,“ teilte das kleine Mädchen der dummglozenden Puppenfamilie flüsternd mit. „Au, da ist es fein, sage ich euch. Buden gibt's auf dem Marktplatz und in den Gassen mit wunderschönen Sachen. Und ein Karfell steht

draußen vor der Stadtmauer, da könnt ihr auf einem Schimmel immer im Kreise herumreiten. Und Pfefferkuchenherzen kauft Tante Brigitte mir, und — und —“ die zu erwartenden Herrlichkeiten überwältigten Trautchen. Die Worte fehlten ihr für soviel Schönes.

„Morgen beginnt schon die Messe, Trautchen?“ fragte Magda, wie aus einem Traum heraus und löste den starren Blick von der weißkerzigen Kastanie, die ihre Zweige über die Mauer in den Patrizierhof hinüberstreckte.

„Jawohl, morgen ist Messe, juchhu! Den Zirkus haben sie schon aufgestellt. Der Direktor von den Kunstreitern hat mir und ein paar andern Buben versprochen, daß wir die Zettel verteilen dürfen. Und die Dame mit dem Vollbart ist auch wieder da. Und das Wachsfigurenkabinett sehe ich mir diesmal bestimmt an. Juchhu!“ Aus dem weitgeöffneten Fenster schrie es Werner bei seinen lateinischen Vokabeln.

„Vormittags darf ich mit Tante Brigitte zur Messe, und nachmittags geht Bärbchen mit mir. Die kauft sich da Schürzen, weil die selbstgewebten viel besser halten, sagt sie, und Schuhe. Und würfeln läßt sie mich, und Weißwürschtl kriege ich, hat sie mir versprochen — au fein!“ Trautchen tanzte jubelnd, in jedem Arm ein Puppentind, um die maigrüne Hoflinde.

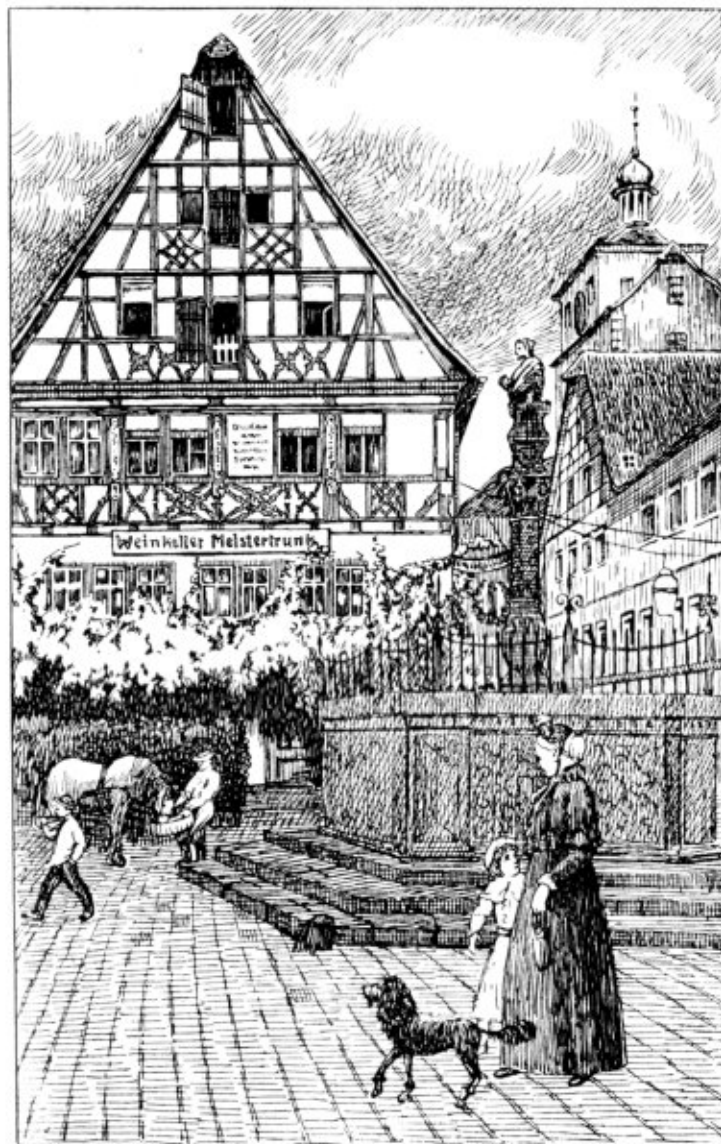
Mit merkwürdiger Empfindung sah Magda die Vorfreude der jüngeren Geschwister. Sie tat ihr förmlich weh. Wie hatte sie selbst in jedem andern Jahre sich auf die Messe gefreut. Tagelang vorher hatte sie mit den Freundinnen dazu verabredet. Und diesmal ließ sie alles so gleichgültig. Arfel und Anne, die würden wohl kaum Zeit haben. Ihr stand der Sinn überhaupt nicht nach solchem lauten Treiben, sie blieb still daheim.

Tante Brigitte saß am nächsten Tage vom frühen Morgen an auf ihrem Fensterplatz vor dem indiscreten Spion. Das ganze Jahr über gab es nicht soviel für sie zu sehen wie am heutigen Messetag. Gepuzte Rothenburgerinnen wogten die Gassen auf und ab; zu all den vielen Toren strömten die Bauern mit Weib, Kind und Gefind. Leichte Wägelchen holperten über das Pflaster aus den umliegenden Dorfschaften, schwere Karren dazwischen. Die Peitschen knallten.

Ja, sogar eine Reihe Buden am Markt zeigte der kunstvoll eingebaute Spion der Tante. Sobald er aber in seinem runden Steinraymen die runde Gestalt der Frau Bürgermeisterin aufwies, trennte sich auch Tante Brigitte von ihrem interessanten Platz. Denn das war das Zeichen, daß jetzt die Damen der Stadthonoratioren die Messe zu besuchen hatten.

In ihrem schweren Schwarzseidenen mit der antiken Spitzenmantille darüber, das hüpfende Trautchen an der Hand, so schritt Tante Brigitte würdevoll zwischen den alten Giebelhäusern die Herrengasse hinab. Peter, mit einer lila Atlaschleife in dem schwarzen Wollhaar, genau so würdevoll hinterdrein. Er verschmähte es heute sogar, die Späßen vom Straßendamm aufzuscheuchen. Denn er wußte genau, was einem Hunde aus dem alten Patrizierhause Toppler anstand. Seine Herrin und er, sie beide mußten jetzt das vornehme Geschlecht vertreten.

Sehr kurzweilig war für Trautchen dieser Umgang durch die Budenreihen eigentlich nicht. Nirgends blieb das Tautchen stehen. Trotz allen Zupfens der bettelnden Kinderhände, schritt Tante Brigitte unentwegt an den tausenderlei Herrlichkeiten, bei denen Trautchen nur zu gern geweilt hätte, vorüber. Stehenbleiben oder gar Einkäufe machen, gehörte nicht



zum guten Ton. Das Feilschen überließ man den Bauern, die mit klingernden Talern in den Hosentaschen von Stand zu Stand zogen. Unentwegt, hierhin und dorthin würdevoll grüßend, so wanderte die alte Dame durch das lärmende Gewühl, wie sie das nun schon die vielen, vielen Jahre ihres langen Lebens getan. Über den Kapellenplatz mit seinem alten Röhrenbrunnen, an dem die Bauern ihre Gäule tränkten, vorüber, vorbei am Bratwurstglöckle, aus dessen Weinstube schon zu dieser frühen Tagesstunde wüßter Lärm der Zecher klang. Wenn die Uhr an dem weißen Turm auf die elfte Stunde rückte, ging es durch die Georgengasse zurück, ungeachtet allen Bittens des kleinen Mädchens. Denn so hatte es Tante Brigitte immer gehandhabt.

Ja, ein besonderes Vergnügen mochte es wohl nicht für Trautchen sein, so ängstlich fest an der Hand geführt zu werden. Damit sie nur nicht verloren ginge. Gerade von den ulkigsten Schaubuden mit ihren freilich nicht immer feinen Anlockungsplakaten schnell weitergezogen zu werden. Denn ach, Tante Brigitte mußte seufzend die Wahrnehmung machen, daß die schlimme neue Zeit selbst auf die von altersher in Rothenburgs Mauern abgehaltene Messe schon ihre verderblichen Einflüsse ausübte. Von Jahr zu Jahr mußte sie häufiger die Augenzüchtig von den in krassen Farben an den Budeneingängen prangenden Balletteusen und Seiltänzerinnen abwenden.

Nachdem Trautchen ihr großes Pfefferkuchenherz, der einzige Einkauf, zu dem Tante Brigitte sich herbeiließ, erhalten hatte, war der Messebesuch für die alte Dame beendet. Sie konnte nun wieder in aller Gemütsruhe durch ihren Spion, ohne sich stoßen und drängen zu müssen, das Treiben beob-

achten. Trautchen aber tröstete sich, daß dies nur ein kleiner Vorgesmack war, und das eigentliche Vergnügen erst am Nachmittag mit Barbara losging.

Es gab wohl kaum eins von den Jahrhunderte alten Häusern in Rothenburg, dessen Bewohner heute an diesem sonnen-goldenen Maiennachmittage daheim blieben. Höchstens die Kranken und Tante Brigitte, die ja das Vergnügen viel bequemer genießen konnte.

Nur das Ratstöchterlein saß einsam auf seinem winzigen Luginsland hoch über der Stadtmauer, schaute den ziehenden Wolken nach und lauschte dem Rauschen der Tauber. Niemals war sich Magda so verlassen vorgekommen wie an diesem menschenbevölkerten Tage, der dem stillen Rothenburg ein ganz anderes Gepräge aufdrückte. Schritte und Stimmen der sich ergehenden Spaziergänger klangen vom Burgplatz zu ihr empor.

Das muntere Geplauder und Lachen da drunten tat ihr im Ohre weh. Denn eigentlich — wäre sie doch nur allzu gern auch dabei gewesen. Herrgott, sie war doch eben erst siebzehn Jahre alt, und die Freuden des Lebens sollten doch erst für sie kommen.

Eritte auf der Treppe. Gewiß Trautchen oder Werner, die sie abzuholen kamen. Ob sie mitgehen sollte?

Da steckte die Urfel Mergentheimer den braunen Kopf zur Thür hinein, und über der kleineren Freundin erschien Annes dunkler Scheitel.

„Hat sie sich doch wahr- und wahrhaftig an diesem schönen Maitage wie ein Maulwurf in ihren Bau eingegraben,“ lachte die Urfel. „Flint, Magda, wirf dich in den feinsten Staat und komm mit auf die Messe. Ich habe von

meinem Vater den ganzen Nachmittag Urlaub, und die Änne habe ich auch schon von ihrer Pinselerei aufgeschreckt. Fix — fix — das soll heute mal wieder ein quietschfidelers Nachmittag werden.“

Wo blieben da alle Unlustgefühle Magdas soviel sprühender Lebensfreude gegenüber?

Im Umsehen hatte sie das zartfarbige Blümchenkleid, das ihr mit seinem feinen Spitzensichu so gut stand, übergeworfen, den großen Florentiner mit dem Kornblumentranz auf das Goldhaar gedrückt. Wie der Wind ging es die Korrenzietertreppe hinab.

„Tante Brigitte, ich gehe mit meinen Freundinnen auf die Messe.“ Lange hatte des Ratstöchterleins Stimme nicht so hell durch das alte Haus geklungen.

Zu dreien untergeärmelt, mischten sie sich in das Gewühl. Das war jetzt am Nachmittag noch erheblich gestiegen. Breite Ketten von Bauernburschen, die bunte Nelke hinterm Ohr, und drallen Dirnen in malerischer Landestracht, die kleinen Finger ineinandergehaft, kamen ihnen entgegen. Lachend und kreischend sperrten sie die engen Gassen. Der „Eisenhut“, das „Goldene Lamm“ und das Gasthaus „Zum Hirschen“ hatten Tische und Stühle auf die Straße hinausgeschaffen müssen; der Innenraum reichte nicht aus für all die frohen Zecher. Mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd saßen die Bauern großspurig beim köstlichen Tauberwein. Einen Schoppen „Schiller“ nach dem andern mußte die erhitze Sephi herbeischaffen. Vor den Buden drängten sich die Schaulustigen. Besonders die „Dame mit dem Vollbart“ erfreute sich großen Zulaufs. Zwischen den Bürgern und der Landbevölkerung sah man braune Samtjoppen, huntwehende Schlipse, über

die Ohren gekämmte Frauenscheitel. Das waren die Malfräulein und die Herren Maler, die hier ihre Studien machten. Die rotbraunen Ziegelschuppen der alten Giebelhäuser blickten nicht einmal allzu verwundert auf das aus seinem Schlaf erwachte Rothenburg herab. So war es anno dazumal im Mittelalter, zur Blütezeit der einst freien Reichsstadt, oft genug hier hergegangen.

Magda war wie ausgetauscht. Ihre blaß gewordenen Wangen bekamen Farbe. Sie war ja so glücklich, daß sie wieder mit den Frohen fröhlich sein konnte.

Am Rand des Herterichbrunnens gewahrte sie die umfangreiche Tollhaube Barbaras, die dort auf offener Straße die neuen Schuhe probierte. Daneben stand Trautchen, selig an ihrem Weißwürschtl lutschend. Jubelnd eilte sie auf Magda zu, und nur durch zehn Pfennig zum Rasperletheater konnte diese sich von dem Schwesterchen, das sich durchaus an ihren Rock hängen wollte, loskaufen.

Lachend schoben sich die Freundinnen durch all das Drängen der Schaulustigen. Ihnen zu Häupten quer über dem Marktplatz waren Seile ausgespannt, und unter dem Beifall der Menge balancierten Seiltänzer halbsbrecherisch da oben zwischen den treppenartigen Giebelzacken.

„Kinder, heute müssen wir irgendetwas ganz Besonderes unternehmen; mir ist heute so lustig zumute, als hätte ich ein ganzes Faß Sauerwein allein ausgetrunken,“ rief die Urfel. „Wollen wir Karussell fahren?“

„Meinetwegen — ich bin heute auch wie losgebunden. Die hochwohlwollenden Honoratioren, die daran Anstoß nehmen könnten, haben die Messe ja schon am Vormittag beglückt,“ gab Magda übermütig zurück.

„Na, und ich habe gottlob nicht nach solchem Bedenken zu fragen.“ Auch Anne bestieg gleich den beiden andern eines der auf- und niederschaukelnden Holzpferdchen. Zwischen schmalzenden Bauernburschen und ihren quiekenden Schönen, zwischen juchzenden Kindern und einer ohrenbetäubenden blechernen Musik flogen die Freundinnen lachend im Kreise herum. Und Magda war es dabei, als ob das Schwere, das sie seit Tagen bedrückt, mit davonflog.

Sie sah nicht die spitze Nase der Frau Bezirksvorsteher Haberstroh, mißbilligend ob solcher Angehörigkeit, die blaue Maienluft durchbohren. Strahlend wie in seligen Kindertagen stiegen die Freundinnen von ihren Rößlein.

„Was nun? Zirkus oder Wahrsagerin?“ Urfel war unerschöpflich.

„Erst müssen wir uns über unsere Zukunft aufklären lassen,“ lachte Anne. „Ich habe schon immer gewünscht, mal den Schleier ein wenig zu heben und zu sehen, ob ich wohl eine berühmte Malerin werde.“

„Mich gelüstet's eigentlich gar nicht so sehr danach, die Zukunft zu erfahren,“ meinte Magda, wieder ernst werdend. „Was kann sie mir jetzt wohl noch bringen?“

„Spricht das Mädel nicht wirklich, als ob es siebzig Jahre statt siebzehn alt ist,“ ereiferte sich die Urfel. „Man merkt, daß wir solange nicht beisammen gewesen sind, bist schon zur reinen Tranlampe geworden. Also rein in unsere rosenrote Zukunft!“ Sie hob mit fester Hand den feuerroten Vorhang einer kleinen Bude, die das verheißungsvolle Schild trug: „Ein Blick in die Zukunft von Frau Aurora Honigseim.“

Frau Aurora Honigseim, die weisssagende Pythia, saß nicht auf einem Dreifuß, wie einstens in Delphi, sondern in einem

wurmstichigen alten Ledersessel und verzehrte grade ein großes Käsebrod. Nachdem sie diese Tätigkeit vollbracht, sah sie unsere Drei aufmerksam an.

„Ei, drei so hübschen jungen Damen wird das Schicksal sicher bald einen reichen Mann bescheren,“ eröffnete sie ihr Orakel. Dann pffte sie einem kleinen Vöglein, das ihr zutraulich auf die Schulter flog.

Die Freundinnen, welche durch die Realistik des Käsebrotes aus allen ihren idealen Zukunftsträumen gerissen worden waren, söhnten sich mit ihrer Pythia wieder etwas aus.

„So, mein Zuckerschnutchen, nun zeige mal, was im Schoße der Zukunft für das kleinste Fräulein ruht,“ befahl Frau Aurora dem Vöglein und wies auf ein Schränkchen in der Ecke.

Dort lagen viele weiße Briefumschläge.

Ursel, das kleinste Fräulein, trat mit mühsam zurückgehaltenem Lachen vor. Nicht, ohne vorher den Freundinnen noch zugeflüstert zu haben: „Die scheint sich da in dem Schrank eine kleine Musterkollektion von Ehemännern angelegt zu haben.“

Während die andern licherten und sich das Taschentuch gegen den Mund stopften, flog „Zuckerschnutchen“ zu dem bewußten Schrank, pickte mit dem Schnabel einen Brief heraus und brachte ihn seiner Herrin.

„Hier sehen Sie ihre Zukunft wahr- und wahrhaftig.“ Die Pythia überreichte dem jungen Mädchen feierlich den Brief.

Mit unverhohlener Neugier öffnete ihn Ursel. Magda und Anne, nicht weniger begierig, lugten ihr über die Schulter.

Die Photographie einer drallen Bauerndirne ward sichtbar.

„Nanu?“ Ursel machte nicht grade ein geistreiches Gesicht. „Soll das etwa unser neues Dienstmädel sein?“

„Aber Zuckerschnutchen!“ Frau Aurora Honigseim schüttelte unwillig ihr schön frisiertes Lockenhaupt. „Du bist ja an den falschen Schrank geflogen. Da drüben ist doch der für Damen.“

Jetzt gab es kein Halten mehr bei den Dreien. Sie pruschten alle zu gleicher Zeit lachend heraus. Wenn ihr Zukunftshimmel nur halb so heiter dreinschaute, wie sie augenblicklich, dann konnten sie ganz zufrieden sein.

Zuckerschnutchen hatte inzwischen seinen Fehler gut gemacht und aus dem Schrank für Damen drei Briefe herausgepickt.

Ursel lachte Tränen.

„Kinder, schaut doch bloß mal meine Zukunft an. Der kommt sicher grade von meiner Beerdigung.“ Sie wies den Freundinnen das Bild eines feierlich aussehenden älteren Herrn im Gehrock und Zylinderhut. „Seht doch bloß den Bratenrock und die Angströhre — himmelangst kann einem dabei werden.“ Sie konnte nicht mehr lachen.

„Hier ist ja auch noch ein Vers dazu.“ Magda hielt sich ebenfalls die Seiten vor Lachen. „In der Antike liegt der wahre Wert,“ las sie mühsam. „Ursel, das geht auf mich. Zuckerschnutchen hat uns verwechselt. Mit allem Antiken habe ich doch entschieden mehr zu tun als du.“

„Sie will mir meinen schönen Bräutigam abspenstig machen.“ Ursel weinte bitterlich. So vergnügt hatte wohl noch keiner bei Frau Aurora Honigseim seinem Schicksal ins Auge geblickt.

Nun zog Anne den Schleier oder vielmehr den Briefumschlag von ihrer Zukunft.

„Ein Soldat“ — rief sie begeistert, „ein Wachtmeister mit martialischem Schnauzbart. Jetzt hänge ich die Malerei an den Nagel, Kinder. Als Frau Wachtmeisterin mahle ich nur noch Kaffee. Ach, wie ich ihn schon auf den ersten Blick liebe!“

Raum vermochte Magda, sich vor Lachen windend, ihr eigenes Schicksal zu ergründen. Nur einen schmalen Streifen Papier barg ihr Briefluvert. Darauf stand: „Warum in die Ferne schweifen; sieh, das Gute liegt so nah.“

Sie wurde plötzlich ernst. „Fangen sie selbst hier mit derselben Leier an wie daheim,“ meinte sie ziemlich betreten.

Ursel aber rief! „Der Zukünftige fehlt ja, der muß nachgeliefert werden.“

„Magda bleibt Junggesellin,“ neckte Anne.

„I wo — solch eine hübsche junge Dame,“ erhob Frau Aurora Honigseim Einspruch. „Ihr Zukünftiger muß rausgefallen sein — — —“

„Besser, als wenn Magda reinfällt.“ Ursel hatte viel Mutterwitz.

Das Ratsstöchterlein verzichtete auf eine zweite Auflage von Zuckerschnutzens Wahl. Sie begnügte sich mit ihrem Vers und der vergnügten Viertelstunde, die ihnen die weis-sagende Pythia bereitet. Soviel hatten sie in einem Jahr nicht gelacht wie bei Frau Aurora Honigseim.

Nachdem sie noch den Zirkus besucht, wo Magda ihren kleinen Bruder Werner traf, der den Pony der Kunstreiterin mit Zucker fütterte, nachdem sie ihn energisch nach Hause an seine Schularbeiten speditiert hatte, und nachdem Weißwürschtl, Rudi und Salzbrezel, ohne die eine richtige Messe nicht zu denken war, pflichtgemäß verzehrt, machten sich auch die drei Freundinnen auf den Heimweg.

Das Bild hatte sich verändert. Die vielen Buden mit Kleidungsstücken, Eßwaren, Spielzeug und tausenderlei Krimskram begannen schon die Augen zu schließen, die Bäuerlein zur Abfahrt zu rüsten. Hier schleppte einer in einem Paar hoher Schaftstiefel einen Laib Käse und ein paar Flaschen Tauberwein heim. Dort jener mit seinem Weib gar ein neues Waschfaß, in das er den jüngsten plärrenden Sprößling einquartiert hatte. Singende Burschen und Mädels zogen die Gassen entlang. Aus den Gastwirtschaften klang Musik und das Stampfen der tanzenden Paare.

Neugierig lugten die Freundinnen durch die weitoffenstehende Tür. Da hatte auch schon einer der Burschen die runde Ursel um die Taille gefaßt. Lachend drehte sie sich mit ihrem Kavalier nach den Klängen der durcheinanderlärmenden Musikinstrumente. Aber als jetzt ein dreister Bauernbursch auch auf Magda zutrat, um sie zum Tanz zu führen, versteckte sich das Ratsstöchterlein schnell hinter Freundin Anne.

„Für hochwohlgeborene Patriziertöchter ist wohl solch ein plebejisches Volksvergnügen nicht?“ zog die sie auf und trat selbst mit dem Verschmähten zum Tanze an.

Magda biß sich auf die Lippen. Wirklich, lag der Stolz ihres Geschlechtes, den sie stets lächerlich gefunden, und von dem sie sich ganz frei geglaubt, ihr nicht unbewußt tief im Blute?

Als ein anderer Tänzer jetzt sein Heil bei ihr versuchte, wirbelte auch sie, wenn auch noch immer mit Überwindung, mit dem lieblich nach Stallduft und Haarpomade Duftenden davon.

Diesmal war es der Herr Katasterkontrolleur Kniescheibe,

der durch eines der kleinen Fenster das Ratsstöchterlein bei dem vollstimmlichen Tanzvergnügen erspähte.

Der Herr Katasterkontrolleur war sonst ein sehr verschwiegener Mann. Aber seiner Ehehälfte mußte er es doch erzählen, daß das vornehme Fräulein Toppler es nicht verschmäht habe, mit Bauernburschen zu tanzen.

Frauen pflegen weniger verschwiegen zu sein. So kam es, daß Tante Brigitte bei ihrem nächsten Kaffeetränzchen es mit Schlagsahne und Kuchen zugleich serviert bekam, daß ihre Nichte Magda Toppler, das erwachsene junge Fräulein, bei der Jahrmarttsmesse auf Karussellpferden geritten und sogar mit Bauernburschen getanzt habe.

Das arme Tantchen war ganz zerschmettert von solchen Unsitten der heutigen Jugend. Sie zitterte, daß bloß der Rats herr davon keinen Wind bekäme. Denn sonst gab es ganz sicher wieder eine Katastrophe.

9. Kapitel

Wie man zu Rothenburg das Pfingstfest feiert

Magda hatte jenes fröhliche Zusammensein mit den Freundinnen gut getan. Alle Unlust und Gleichgültigkeit, die ihrer frischen Wesensart eigentlich ganz fremd war, schien von ihr abgefallen. Sie ging der Tante emsig im Hause zur Hand und söhnte die Gute dadurch wieder aus. Um so mehr als der übermütige Jugendstreich nicht bis zu des Rats herrn Ohren drang.

Auch dem Vater versuchte Magda wieder näherzukommen. Sie wählte dazu den Weg über seine Weinberge, die ihm ganz besonders am Herzen lagen. Sie half ihm beim Biegen und Binden der jungen Ruten, und das emsige Schaffen im hellen Sonnenlicht machte ihr das Auge klar und das Herz froh. Wenn der Rats herr beim Ausschneiden der überschüssigen Triebe seine junge Tochter, selbst schlant und biegsam wie eine Rebrante, so eifrig am Werke sah, frohlockte er innerlich. Ja, er verstand es, schädliche Triebe mit scharfem Schnitt zu entfernen — auch bei seinem Kinde hatte er es bewiesen. Tat es auch im Augenblick weh, mit um so edleren Früchten ward die Mühe des Gärtners belohnt.

Auch den kleinen Geschwistern widmete sich Magda jetzt mehr als zuvor. Bei Werner tat das dringend nötig. Der Junge war faul in der Klasse und hatte seit der Messe den

Kopf voll mit Zirkusideen. Er wollte Kunstreiter werden, dazu brauchte man keine Schulweisheit. Höchst lästig war es ihm, daß Magda sich jetzt um jeden „Quart“ kümmerte. Überhaupt, was verstand denn solch Mädel vom Ablativ und lateinischer Konjugation!

Auch Klein-Erautchen versuchte Magda in die Anfangsgründe der Abweisheit einzuführen. Spielend lernte das kleine Ding bei ihr schreiben und lesen. Es gab sich grenzenlose Mühe, die schwierigen Buchstaben und noch schwierigeren Zahlen so schön als möglich auf die Schiefertafel zu malen, daß Magda sich darüber freuen konnte. Während war das kleine Mädchen in seiner Glückseligkeit, daß sich die große Schwester jetzt wieder so viel mit ihm beschäftigte.

Nur für ihre eigenen Bücher und für ihren früher so bevorzugten Schreibtisch fand Magda auch jetzt gar keine freie Minute mehr, die mied sie geistlich. Was sollte sie auch bei ihnen? Es war ja ganz unfruchtbar. Unnütz vergeudete Zeit. Führte ja doch zu keinem Ziel. Sie mußte sich eben damit abfinden, als braves gehorsames Töchterchen den ausgetretenen Weg häuslicher Pflichterfüllung, wie alle Frauen des Topplerschen Hauses, zu gehen.

„Warum in die Ferne schweifen; sieh, das Gute liegt so nah“ — trotz allen Scherzens und Lachens war der Besuch bei der Pythia der Rothenburger Messe nachwirkend auf das junge Mädchen. War dieser Spruch nicht grade wie ein Wegweiser in die Zukunft für sie?

So nahte Pfingsten.

Der Pfingstmontag war von jeher der wichtigste Tag für Rothenburg. Da fand alljährlich der berühmte historische

Festzug statt, der Tausende von Fremden in das abgelegene Städtchen lockte.

Zur Erinnerung an die Befreiung Rothenburgs von den plündernden Scharen und der rohen Grausamkeit des Feldherrn Tilly im dreißigjährigen Kriege ward mit großem Pomp und Prunk der mittelalterliche Festzug veranstaltet. An denselben schloß sich das große Festspiel im Rathaus — der sogenannte „Meistertrunk“ —, das die Rettung des Rothenburger Rates, den Tilly ohne Gnade köpfen lassen wollte, besang.

Wochenlang vorher machte sich schon eine fieberhafte Tätigkeit in ganz Rothenburg bemerkbar. Da wurden all die historischen Trachten einer gründlichen Musterung unterworfen, passende Darsteller für die Gestalten aus dem dreißigjährigen Kriege gesucht und die Rollen des Festspiels verteilt und einstudiert.

Wohl kaum ein Bürgerhaus gab es im Städtchen, das nicht an dem Festzuge beteiligt war. Hier verwandelte sich der würdige Hausvater in einen rauen Landsknecht, dort gar die Mutter in eine Marktenderin. Waren die Alten schon mit ganzem Herzen dabei, wie erst die Jungen. Die hatten in den Pfingstwochen überhaupt keinen andern Gedanken mehr als Eisenreiter, Troß und Reifige. Unter der weiblichen Jugend aber bestand eine heimliche Eifersucht, ob auch keine andere ein schöneres Kostüm bekam als sie selbst.

Die Hauptgruppe des Zuges, der Festwagen mit der allegorischen Gestalt der Rothenburgia, der damaligen Bürgermeisterin, und Magdalena Hirsching, dem liebreizenden Töchterlein des Kellermeisters, erregte die weiblichen Gemüter be-

sonders heftig. Wer mochten wohl diesmal die Glücklichen sein, die dazu auserkoren wurden?

Gewöhnlich suchte man sich die Vertreterinnen jener bevorzugten Rollen unter den Töchtern der Stadtväter. Aber es war auch schon vorgekommen, daß ein besonders hübsches Mädel aus der ehrfamen Handwerks Gilde dieser Ehre theilhaftig geworden. Soviel wurde niemals in Rothenburg in den Spiegel geguckt wie vor Pfingsten.

Zum erstenmal ward auch das alte Patrizierhaus in der Herrengasse von dem allgemeinen Festsieber ergriffen. Zwar hatte der Rathsherr Toppler als besonders guter Kenner der mittelalterlichen Zeit und als Besitzer so manchen wertvoll antiken Stüdes und Dokumentes immer schon zum Festauschuß gehört. In diesem Jahr aber war seine jetzt erwachsene Tochter Magda aufgefordert worden, die Rolle ihrer Ahne Magdalena Hirsching, beim Festzug und Festspiel zu übernehmen.

Eigentlich war dem Rathsherrn solch ein Zurschaustellen seiner jungen, schönen Tochter vor all den tausend fremden Augen gar nicht recht und verstieß auch gegen seine Erziehungsgrundsätze von weiblicher Zurückhaltung. Wiederum aber konnte man die Ehre nicht ablehnen. Um so weniger als es sich um die Darstellung einer Ahnfrau des Hauses Toppler handelte, und der Festauschuß glücklich war, in dem Abkömmling eine der holden Magdalena Hirsching Zug um Zug gleichende Vertreterin gefunden zu haben.

So ward dem Rathstochterlein die Beteiligung gestattet. Zwar, wie der Vater sagte, nur aus Pietät gegen die Urahne; aber dies beeinträchtigte durchaus nicht Magdas Freude. Daß sie grade Magdalena Hirsching spielen sollte, deren Na-

men sie trug und der sie äußerlich und, wie Tante Brigitte meinte, leider auch innerlich so ähnlich war, erfüllte das junge Herz mit Glücksgefühl. Hatte sie doch stets grade für die kühne Heldentat der Magdalena Hirsching, die unerschrocken es gewagt, den gefürchteten Eroberer Tilly um Vagnadigung der zu Tode verurteilten Rathsherren anzusprechen, glühende Begeisterung empfunden.

Weniger begeistert war Tante Brigitte davon, daß Magda die Urahne spielen sollte. Das lief nicht gut ab. Machte das weisse Blut, das in den Adern der Magdalena Hirsching geflossen, sich bei der jungen Magda nicht grade schon genug bemerkbar? Hatte es kürzlich nicht genügend Kämpfe gekostet, um dieses aufbegehrende, aus den stillweiblichen Bahnen herausdrängende Blut zur Ruhe zurückzuzwingen? Und nun war man glücklich so weit, Magda schien sich in den Willen des Vaters gefügt zu haben und an weiblicher Thätigkeit Gefallen zu finden, da kam diese Festaufführung und warf vielleicht alles wieder über den Haufen. Na, sie wusch ihre Hände in Unschuld, wenn es wieder zu einer Katastrophe kam.

Ungeachtet dieser Bedenken beteiligte sich das Tantchen aber eifrig bei der Kostümfrage. Natürlich durfte das reiche Patriziertochterlein nicht in einer der bereits getragenen Trachten, welche der Festauschuß den Teilnehmern zur Verfügung stellte, einhergehen.

Mattblauer, feinsten Raschmir wurde eingekauft. Fräulein Nachtigall, die wieder mal nicht Hände genug hatte, allen Anforderungen der gesamten Weiblichkeit Rothenburgs zu entsprechen, bezog mit Fußtischen, Scheren- und Brillenfutteral das schmale, in das Hofgärtchen hinausgehende Hinterzimmer.

Nach Magdas Angaben hatte Anne das Kostüm der Magdalena Hirsching entworfen. Ein schlichtes Gretchenkleid mit seitlich gerafftem Rock und vielfach gepufften Ärmeln. Die glatte Spengertaille umschloß die zarten jungen Formen aufs vorteilhafteste. Eine kostbare alte Spange von feinsten durchbrochener Goldarbeit hielt die gerafften Falten des Rockes zusammen. Dazu das aus Silbernetzmaschen geknüpft Häubchen.

Das Kostüm hatte Magda gar kein Kopfzerbrechen gemacht, zu oft hatte sie sich Magdalena Hirsching in Gedanken vorgestellt. Wohl aber grübelte sie darüber nach, wie sie dieselbe innerlich gestalten sollte. In einem der aus jener Zeit stammenden Niederschriften, die der Vater als seinen kostbarsten Schatz bewahrte, hieß es von ihr: „War ein gar sittsam, tugendhaft Mägdlein, die Jungfrau Magdalena Hirsching, ward von dem Patriziersohn Heinrich Toppler anno 1632 zum Ehegesponst gefordert und wurde sein gehorsames Ehgemahl.“

Ein tugendhaft, sittsam Mägdlein, daß sich zum Ehegesponst „fordern“ ließ und ein „gehorsames“ Ehgemahl wurde, so hatte sich das Ratstöchterlein eigentlich die Magdalena Hirsching mit den schwarzen Feueraugen ganz und gar nicht vorgestellt. Wo blieb da das welsche feurige Blut, daß sie von ihrer Mutter, einer Italienerin, geerbt haben sollte, und von dem Tante Brigitte stets so ängstlich sprach?

Vergeblich suchte Magda aus der Tante Näheres über die Urahne herauszubringen. Das Tantchen, sonst so gesprächig, wenn es galt, aus den Tiefen der Familiengeschichte zu schöpfen, war in diesem Punkt ein Buch mit sieben Siegeln. Nun machte sich das Ratstöchterlein an Barbara, die

alte Dienerin, die in der Geschichte der Toppler nicht weniger gut bewandert war. Aber mit nicht viel größerem Erfolg.

„Bärbchen, war die Magdalena Hirsching, die ich Pfingsten darstellen soll, eigentlich sanft in ihrem Wesen?“

„Ja, ja, Kind, lesen und auch schreiben soll sie gekonnt haben, trotzdem daß damals eigentlich gar nicht Mode war, hat mir deine Großmutter selig erzählt,“ berichtete Barbara beim Spargeleinkochen.

„Ich meine, ob sie sanft war?“

„Ei ja, in Samt und Seide wird sie wohl einhergegangen sein später, als sie erst die reiche Topplerin war.“

Da gab Magda das Examen mit der schwerhörigen Alten feufzend auf.

Ob sie mal in der Bodenkammer unter den alten Truhen, Kisten und aufgestapeltem Trödel ihr Heil versuchte? Vielleicht fand sie da irgendetwas, das Aufschluß gab über den Charakter der Urahne. Denn sanft und gehorsam, nein, so vermochte Magda nicht die Magdalena Hirsching zu spielen, das lag ihrer eigenen Wesensart zu wenig.

So begann jetzt in der Kumpelkammer des alten Patrizierhauses ein eifriges Stöbern und daneben ein ebenso eifriges Dektamieren der Rolle.

„Herre, ich umfaff' die Knie
Euch mit heißem Flehn,
Senes Wort zurückzieh —
Lasse Gnad' ergehn!“

Diese Zeilen konnte sie allenfalls noch sanft und demütig sprechen. Aber dann, als der verhärtete Sinn Sillys sich so gar nicht erweichen läßt und sie ihm in höchster Erregung zuruft:

„Nun, so laßt die Senker kommen,
 Köpft den edlen Rat,
 Bringt Euch wenig Nuß und Frommen
 Solche Heldentat.“

Da muß die sich steigernde Empörung, mit Verachtung
 gepaart, doch unbedingt schon durchbrechen. Und dann weiter:

„Die Geschichte wird es melden
 Euch zum Ruhm fürwahr,
 Wie heut' von dem großen Helden
 Wehrlosen geschah.“

Das Ratsstöchterlein sieht sie förmlich vor sich, die Magdalena Hirsching, wie sie mit flammenden Augen dem Grausamen jene Worte entgegenschleudert. Nein, da ist es nicht mehr die sanfte, demütiglich bittende Jungfrau, hier muß das welsche Blut endlich zum Ausbruch kommen.

Und Magda stöberte eifrig weiter nach irgenveinem Anhalt, nach dem kleinsten Blättlein, dem abgegriffensten Fetzen Papier, der Aufschluß geben könnte über jene Schreckenstage. Wohl hatte sie schon manches ans Licht gefördert, an dem der Vater seine helle Freude haben wird. Aufzeichnungen, aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem 14. Jahrhundert stammend, über den Bürgermeister Heinz Toppler, dem Begründer ihres Geschlechts und gleichzeitig der höchsten Blütezeit Rothenburgs.

Hier, wie er später von Ruprecht von der Pfalz ins Gefängnis geworfen und dort den Hungertod erlitt. Und auch aus den späteren Jahrhunderten fand sich unter all dem verstaubten Kram, den dickleibigen Folianten manch interessanter Beitrag zur Familiengeschichte der Toppler.

Halt — ein Gedanke durchzuckt das Ratsstöchterlein. Sie

wird dem Vater gar nichts von ihrem Fund verraten. Hatte er nicht neulich sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Toppler keine Familienchronik besäßen? Vielleicht daß es ihr gelingt, aus dem heute aufgefundenen und dem bereits vorhandenen Material ihre Familiengeschichte durch die Jahrhunderte hindurch zusammenzustellen. Im Herbst feierte der Vater seinen fünfzigsten Geburtstag. Eine größere Freude konnte sie ihm dazu nicht machen. Das würde auch die letzte noch übriggebliebene Entfremdung von ihrem eigenen Geburtstag her tilgen.

Und sie selbst hätte dadurch wieder eine Aufgabe, die sie befriedigte, wenn sie ihre Bücher doch nun mal beiseite legen mußte.

Das Ratsstöchterlein sammelte sorglich die zutage geförderten Dokumente und schloß sie in ein Fach ihres alten Schreibtisches. Da mochten sie vorläufig ruhen, bis das Festspiel, das ihr Interesse und ihre Zeit jetzt in Anspruch nahm, vorüber war.

10. Kapite

Der historische Festzug und was einem jungen Geschichtsforscher am besten daran gefällt

Immer näher rückte das Pfingstfest. Die Proben zu der Aufführung waren zur Zufriedenheit beendet, die Gruppen des Festzuges gestellt. Auch Magdas Freundinnen Urfel und Anne waren daran beteiligt. Das rundliche Apothekertöchterchen gab im Festwagen mit Magda zusammen die Bürgermeisterin jener vergangenen Tage. Die schlante Anne aber gehörte zur Gruppe der reichsstädtischen Jungfrauen, welche die ehemalige freie Reichsstadt Rothenburg verherrlichten.

In den Gasthäusern und Hotels war jeder Winkel und jedes Fleckchen zum Empfang der vielen Gäste hergerichtet. Die Jahrhunderte alten Giebelhäuser hatten sich kokett wie nur die jüngste Schöne mit lichtgrünen Maien geschmückt. Aus den Rufen der vielen Röhrbrunnen rieselte es noch melodischer als sonst, und St. Georg auf dem Herterichbrunnen sah so kühn und verwegen drein, als wolle er es heute wieder mit einem Drachen aufnehmen.

Nur eins veranlaßte noch Bedenken, eines bewegte jede Brust noch mit banger Sorge. Würde auch das Wetter keinen Strich durch die Rechnung machen? Aber es war fast immer den Rothenburgern an diesem historischen Erinnerungstage hold gewesen. So hoffte man auch diesmal trotz

des leichten Regenschauers, welcher die weißen frischgewaschenen Kleider des ersten Pfingstfeiertages noch einmal auswusch, auf Petrus' gute Laune.

Und die Hoffnung trog nicht. Die Pfingstsonne, die über die Berghöhen des Frankenwaldes daherspaziert kam, wußte ganz genau, was man heute von ihr erwartete. Daß es ihre Pflicht war, den traditionellen blauen Himmel beim Festzug nicht zuschanden zu machen.

Jeden noch so alten, noch so verrosteten Wetterhahn putzte sie mit ihrer Strahlenbürste, bis er wie reines Gold bligte. Um die alten Wehrtürme, welche dem Ansturm der kaiserlichen Truppen unter Tilly so lange standhaft getroßt, wob sie einen güldenen Glorienschein. Und die schaulustige, tausendköpfige Menge, welche die Gassen und Gäßchen, die Plätze, Tore, Wälle und Wehrgänge allenthalben füllten, versetzte sie durch ihren warmen Schein in gehobene Festestimmung.

Was Beine hatte in Rothenburg, war heute unterwegs. Nur Tante Brigitte saß wieder daheim auf ihrem Erkerplatz vor dem Spion. Der Zug kam die Herrengasse entlang. So gut wie von hier aus, konnte sie nirgends sonst sehen. Und eigentlich hatte sie schon genug gesehen. Nämlich, daß ihre junge Nichte Magda in all ihrem holden Liebreiz dem Bilde der Ahne Magdalena gradezu erschreckend glich. Wie von der Wand gestiegen, erschien sie dem Tanten. Was die andern mit Freude und Genugtuung erfüllte, bildete für Tante Brigitte den Gegenstand von Angst und Sorge. Wann würde das welsche Blut, das schon einmal Unglück über die Familie Toppler gebracht hatte, wieder aufbegehren?

Da — Musik. Helle Fanfaren. Sie kommen — vom Rathaus her setzt es sich in Bewegung. Tante Brigittes graue Sorgengeister müssen vor all dem Festesglanz, den der neugierige Spion wieder spiegelt, entweichen.

Sie kommen — wie ein elektrischer Schlag geht es durch die harrende Menge. Die alten Gassen rahmen das Bild des mittelalterlichen Zuges in malerischer Harmonie ein. Zwei Eisenreiter sprengen voran, dahinter vier Fanfarenbläser zu Pferde. Jetzt recken sich die Hälfe, ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung wird laut.

„Der Festwagen kommt!“ Von Knaben in kleidsamer Pagentracht, unter denen ein bildhübscher blonder Krauskopf besonders auffällt, geführt, rollt der vierspännige, über und über mit Blumengewinden geschmückte Festwagen heran. Von seiner Mitte grüßt die Rothenburgia, eine stolze Honoratiorentochter, als Idealfigur aufgefaßt, mit hellblonder, puppenähnlicher Lockenperücke. Ihr zur Seite die Frau Bürgermeisterin. Rundlich, behäbig und seelenvergnügt schaut die braune Urfel aus der hohen, steifen Halskrause heraus. Und nun zum zweitenmal ein lautes „Ah!“ Es gilt der entzückendsten Figur des Festwagens, dem Kellermeister-töchterlein — Magdalena Hirsching.

Wie eine eben erblühte Rose, so jung und taufrisch steht sie da mit ihrem zinnernen Weintrug in der Hand. Das zarte Mattblau des schlichten Gewandes hebt die zarte Schönheit des lieblichen Gesichts. Den Rücken herab hängen ihr die schweren Goldzöpfe. Und das Flimmern des Silberhäubchens kommt nicht auf gegen den metallischen Glanz der goldenen Haare. Die schwarzen Augen, die einen so seltsamen Gegensatz zu ihrer hellen Schönheit bilden, sind in die Ferne

gerichtet. Sie nehmen die bewundernden Blicke der Menge nicht wahr.

Vor dem Burgtor haben die Ehrengäste, der Rat und der Festausschuß ihre Tribünen. Auf der hohen Stirn des Rathsherrn Toppler lagert eine leichte Wolke. Es verstimmt ihn, daß sein Ältester, der Heinz, nicht an diesem Erinnerungstage im Heimatsstädtchen weilt. Ein Mangel an Pietät dünkt es ihm. Von allen Seiten strömen die Fremden herbei, und der Junge, der doch wahrhaftig allen Grund hat, heute stolz sein Haupt hier emporzutragen, zieht es vor, mit seinem ehemaligen Lehrer Dr. Lindner eine Pfingstwanderung in den fränkischen Jura zu unternehmen.

Aber als jetzt der Festzug beginnt, als der hübsche kleine Page dem Vater und dem danebensitzenden Trautchen einen Gruß heraufwinkt, als der Rat seine holde junge Tochter erblickt, da verflüchtigt sich das kleine Wölkchen. Vaterstolz erfüllt des Rathsherrn Brust.

Über das morsche Holzgitter des Wehrganges lehnen zwei Herren. Der eine mit blassen, feinen Zügen und klugen grauen Augen verleugnet auf den ersten Blick den Gelehrten nicht. Der andere, ein junger frischer Bursch, kann es kaum erwarten, daß der Festzug, dessen Fanfarenklänge ihn schon eine ganze Weile vorher ankündigen, naht.

„Herr Doktor, jetzt kommen sie, nun geben Sie acht. Das wird eine kostbare Fundgrube für Ihr neues Geschichtswerk werden.“

„Ich komme mir wie verwunschen hier vor, Heinz, als hätte ich mehrere Jahrhunderte zurückgelebt. Es war eine gute Idee von Ihnen, daß wir unsere Fußwanderung unterbrachen, um das historische Schauspiel in Rothenburg zu genießen — — —“

* Urv. Das Ratsstbchterlein

Dröhnende Fanfarenklänge übertönten die Worte.

„Da — Herr Doktor, der blonde Krauskopf, der den Rappen mit dem roten Federbusch führt, das ist mein kleiner Bruder Werner. Und jetzt der Festwagen — die Rothenburgia sieht aus wie ein blonder Pudel — Herrjeß, die Urfel Mergentheimer als Frau Bürgermeisterin, und die letzte — sehen Sie, Herr Doktor, die blaue — das ist Magdalena Hirsching, unsere Ahnfrau, von meiner Schwester Magda dargestellt.“ Freudig leuchtete es in den hellen Augen des jungen Heinz Toppler auf.

Wie verzaubert lehnte sein Gefährte, Dr. Erwin Lindner, über die Wehrgangbrüstung. Seine Augen hingen an der liebreizenden Gestalt. In gretchenhafter Anmut schien sie das schönste, dem Mittelalter entstiegene Bild, umrahmt von dem steinernen Rundbogen des alten Burgtors.

Magdas Augen, die hinaus ins Taubertal gerichtet waren, die all die Bewunderung ringsum nicht gewahr geworden, wandten sich plötzlich wie unter einem hypnotischen Zwange dem Wehrgang zu und begegneten dem andachtsvoll versunkenen Blicke des Fremden. Die samtschwarzen und die grauen Augen tauchten ineinander — eine Sekunde nur — dann hatte Magda die hochaufgeschossene Jünglingsgestalt neben dem Fremden erspäht. Kaum vermochte sie den Jubelruf „Heinz“ zu unterdrücken. Das Blut schoß ihr in die zarten Wangen, und die dunklen Augen grüßten und lachten den Unerwarteten glückstrahlend an.

Dann war der Festwagen vorüber — hinausgerollt in die blaue Unendlichkeit, die sich da draußen vor den Toren auftrat.

In feierlichem Ornat schritten jetzt die Ratsherren aus



dem 17. Jahrhundert, denen es fast an den Kragen gegangen, würdevoll einher.

„Der in der Mitte, Herr Doktor, der den großen Kaiserpokal trägt, stellt den ehemaligen Altbürgermeister Kaspar Rusch dar, welcher auf Befehl Tillys den „Meistertrunk“ getan und dadurch den gesamten Rat gerettet hat. Drei Liter faßt der Pokal, auf einen Zug mußte er ihn leeren. Aber das hören sie ja später beim Festspiel noch ausführlicher. Sehen Sie, jetzt kommt der Kellermeister mit seinem Fahwagen, nun das Rothenburger Fähnlein, das die Stadt so tapfer gegen die Übermacht Tillys verteidigte. Dort hinter dem Trupp Eisenreitern die Wache und Tillys Generalstab.“ Einen besseren Erklärer hätte Dr. Lindner nicht finden können, als es der heimatbegeisterte Patriziersohn war. Aber der junge Geschichtsforscher, der sonst von allem Historischen aufs höchste gefesselt wurde, schien weder Auge für das farbenprächtige Schauspiel, das sich da vor ihnen abrollte, noch Ohr für die Erläuterungen seines jungen Freundes zu haben. Er sah kaum das Gewühl der Fußtruppen, Schanzbauern mit Sturmleitern, Geschütze, Pulverwagen und Gespanne. Selbst der malerische Troß: die Kroaten zu Pferde, die farbenfreudigen Zigeunerwagen mit braunen Gestalten, die Marketenenderinnen, Troßbuben, Saumpferde führend, der Feldscher und die berittenen und marschierenden Begleitmannschaften, ging fast eindrucklos an den Gelehrten vorüber. Seine grauen Augen schweiften über das sich entrollende Bild aus dem Dreißigjährigen Kriege, für das er zu jeder andern Zeit sicher brennendes Interesse gezeigt hätte, hinweg, hinaus zu dem Torbogen. Dort sahen sie immer noch die längst verschwundene jungfräuliche Gestalt der hold-

seligen Magdalena Hirschling mit den Goldzöpfen und den dunklen Samtaugen.

„Wir müssen uns heranhalten, Herr Doktor.“ Die Stimme seines jungen Gefährten weckte ihn aus seiner Versunkenheit. „Es wird heute früh bei uns zu Mittag gegessen, da das Festspiel im Rathhaus um drei Uhr beginnt. Kommen Sie, damit sie uns noch was übrig lassen.“

Der Doktor schüttelte den Bann, der ihn gefangen hielt, mit Gewalt ab. „Heinz, ich werde im Gasthaus speisen und erwarte Sie dann im Kaisersaal des Rathhauses. Ich kann doch unmöglich als ganz Fremder die Gastfreundschaft Ihres Herrn Vaters in Anspruch nehmen. Nach dem Festspiel werde ich mir dann erlauben, ihm meine Aufwartung zu machen.“

„Was — Sie wollen nicht mit mir zu Tisch kommen?“ Ganz rot wurde Heinz Toppler vor Aufregung. „Wo ich tagtäglich die Gastlichkeit Ihres Hauses genieße und Ihre Frau Mutter für mich geradezu mütterlich sorgt? Das wäre ja noch schöner. Vater wäre mit Recht getränkt. Und wie wird sich die Magda freuen, Sie kennen zu lernen. Ich habe ihr schon so viel von Ihnen erzählt.“

Ob der letzte Grund ausschlaggebend war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Zwar wandte Dr. Lindner noch der Form wegen ein, daß man doch gar nicht auf ihn vorbereitet sei, aber das war kein stichhaltiger Einwand.

„Unsere alte Barbara bratet und kocht zu den Festtagen soviel, daß noch sechs miteffen können.“ So schleppte Heinz Toppler seinen verehrten Lehrer mit in das Vaterhaus.

Sante Brigittes Epion hatte die beiden in die Herren-gasse Einbiegenden als Erster erspäht. „Der Heinz — unser

Heinz ist da — er bringt noch jemand mit — schnell, noch zwei Bedecke, Magda,“ rief die Tante vom Erkerplatz mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

Das Ratsstöchterlein, das eben erst von seiner Rundfahrt heimgekommen, lachte wie ein Kobold. Kein Wort hatte es verraten, um dem Bruder die Überraschung nicht zu stören. Aber wer mochte ihn denn bloß noch begleiten?

Da ging bereits die Türschelle. Magda eilte hinaus, um den Bruder zu begrüßen, und — stand vor dem Fremden, dessen graue Augen sie heute so magnetisch angezogen. Über und über erröthend, vergaß sie es ganz, den Bruder wie sonst zu umarmen und dem fremden Herrn ein Wort des Willkommens zu sagen.

Der Doktor schien das auch gar nicht zu erwarten. Dem genügte der Anblick des liebreizenden Mädchens mit den Gretchenzöpfen, das in der dunkelgetäfelten Diele des alten Patrizierhauses als holdeste Vertreterin der Vergangenheit auftauchte.

„Kate, wen ich euch mitbringe, Magda?“ rief Bruder Heinz fröhlich.

Da besann sich der Doktor auf seine Pflicht. „Doktor Lindner“ — er machte der jungen Haus Tochter seine Verbeugung. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich es wage, hier so unaufgefordert einzudringen, aber ihr Bruder Heinz — — —“

„Junge, das hast du mal recht gemacht.“ Der Rats Herr, das Nesthäkchen an der Hand, betrat in diesem Augenblick die Diele. „Hätte mir beinahe die Feststimmung verdorben, daß du heute Rothenburg fern bleiben wolltest. Und daß du mir gar deinen verehrten Lehrer mitbringst, ist mir eine ganz

besondere Ehre und Freude. Seien Sie uns von Herzen willkommen, Herr Doktor Lindner.“ Der Herr des Hauses bot dem Gaste die Hand.

Auch Magda fand inzwischen die Sprache wieder.

„Sie sind uns kein Fremder mehr, Herr Doktor. Der Heinz kann nicht genug von Ihnen und Ihrer Frau Mutter erzählen, wenn er am Sonntag zu uns kommt,“ sagte sie mit der freimütig liebenswürdigen Art, die ihr so schnell die Herzen gewann.

„Auch Sie sind mir durch die Berichte Ihres Herrn Bruders bereits bekannt, gnädiges Fräulein,“ gab der Doktor freundlich zurück. „Ich weiß, mit welchem Fleiß und mit welcher staunenswerten Energie Sie ohne Anleitung ihre Gymnasialstudien betreiben — — —“

Ein erschreckt bittender Blick der großen, schwarzen Augen ließ den Doktor noch erschreckter verstummen. Himmel — da hatte er wohl gar ein unliebsames Thema berührt. Ja, jetzt erinnerte er sich auch, daß Heinz ihm unlängst angedeutet, der Vater sei mit den Bestrebungen der Schwester nicht einverstanden.

Zum Glück schien dieser die Worte nicht beachtet zu haben. Er führte den Gast der alten Tante Brigitte zu, und bald saß man bei der Suppe um den gemütlichen runden Tisch.

Wie in einem Traum saß der Doktor da.

Was er aß, wußte er nicht. Die Pfingstgans auf seinem Teller hätte ebensogut ein Hase sein können. Bekümmert sah das Tantchen, daß der Gast die knusprige Haut, die Barbaras Stolz war, an den Rand des Tellers schob, wohl in dem Glauben, daß sie ein Knochen sei. Der Doktor hatte aber auch wirklich anderes zu sehen, als auf seinem Teller

Das alte Patrizierhaus, aus dessen Winkeln, Ecken und Nischen allenthalben die Vergangenheit lugte, die schweren, wuchtigen Möbel, welche die Generationen überdauert, die stolze Ahnengalerie über dem grünen Ripssofa, das runzlige Gesicht Barbaras unter der vorsintflutlichen Tüllhaube und vor allem das liebreizende Ratsstöchterlein selber in seiner mittelalterlichen Tracht — alles dies war wohl dazu angetan, einen Geschichtsforscher zu begeistern.

„Barbara soll uns ein paar Flaschen Achtundneunziger aus dem Keller holen. Den ‚Lump‘ müssen Sie probieren, eigene Zucht, Herr Doktor, von meinen Weinbergen. Und du, Magdalena Hirsching, kredenze uns als Kellermeister-tochter den Wein,“ ordnete der Vater in Festlaune an.

In feingeschliffenen alten Kelchen perlte der rötliche Sauerwein und löste die Zungen. Der Doktor mußte von seinem beabsichtigten kulturgeschichtlichen Werk, das alte fränkische Städte mit besonderer Berücksichtigung Rothenburgs behandelte, erzählen und fand bei dem Ratsherrn Toppler volles Verständnis und reges Interesse.

„Da hoffe ich Sie künftig sehr oft in diesen Mauern begrüßen zu können, mein werter Herr Doktor. Rothenburg ist ein wahres Eldorado für geschichtliche Forschungen. Kein Haus, das nicht mindestens seine zweihundert Jahre auf dem Rücken hat. Jeder Giebel, jeder Torbogen ist hier verkörperte Geschichte. Und dieses Haus besonders ist reich an Erinnerungen. Ich stelle Ihnen das gesamte Material, das unser Dach birgt, zur Verfügung. Hoffentlich machen Sie recht oft Gebrauch davon. Sie werden Ihre Freude an all dem Alten haben.“

Der Doktor verbeugte sich dankend und hatte vorläufig

seine Freude an etwas Jungem — der jungen Magda, die mit blühenden Augen rief: „Sie glauben gar nicht, Herr Doktor, was in unsern Rumpelkammern alles aufgestapelt ist. Alte Folianten, Pergamente und Urkunden, veraltete Waffen und allerlei Kleidungsstücke von anno Toback. Ich habe schon tüchtig dort herumgestöbert.“

„Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie, falls es Ihre Zeit erlaubt, gelegentlich mal die Führung durch diese kostbare Schatzkammer übernehmen würden, gnädiges Fräulein,“ bat der Doktor.

Das Ratstöchterlein stimmte freudig zu, und auch der Vater meinte: „Ja, die Magda gibt eine ganz gute Führerin ab. Die weiß in den alten Urkunden fast besser Bescheid als ich selbst.“

Nur Tante Brigitt: schien nicht allzu erbaut von dem Plan. Sie begriff ihren Neffen nicht. Gab man denn in diesem Hause nichts mehr auf Zucht und Sitte?

„Du wirst dich zum Festspiel rüsten müssen, Magdachen,“ unterbrach das Tantchen vorläufig mal die nähere Besprechung des Planes.

Richtig — das Festspiel! Erschreckt fuhr Magda hoch. Das, was ihre Gedanken die ganzen Wochen vorher beherrscht hatte und sie sogar mit leiser Bangigkeit erfüllt, hatte sie jetzt über die interessante Unterhaltung mit dem Fremden vollständig vergessen.

„Du kannst erst in Ruhe dein Stachelbeertörtchen aufessen, Mädel,“ meinte der Vater.

Aber jetzt war kein Halten mehr bei Magda.

„Na, denn mach' deine Sache gut, Kind, und unserer Ahnfrau Magdalena Hirsching Ehre.“

Ja, Magda machte ihre Sache gut. Viel zu gut fand Tante Brigitte. Sie spielte die Magdalena Hirsching so echt, so temperamentvoll, daß nicht nur der Feldherr Tilly, von ihren schönen Augen erweicht, sich dazu herbeiliess, den Rat zu begnadigen, falls sich einer unter ihnen fände, der den Kaiserpokal auf einen Zug leere, sondern daß auch das Publikum von ihrem Liebreiz und ihrem feurigen Spiel ganz begeistert war.

Am begeistertsten aber war einer, der es am wenigsten zeigte. Als der junge Geschichtsforscher mit Heinz Toppler durch den linden Sommerabend in der überfüllten Kleinbahn heimwärts gen Würzburg dampfte, hatte die holde Gegenwart des gastfreien Patrizierhauses die Geister der Vergangenheit, die sonst in des Doktors Herzen hausten, gänzlich verdrängt.

11. Kapitel

Von alten Mauern und jungen Menschen

Der Festtrubel war verrauscht. Ruhe wieder in das abseits vom Weltgetriebe gelegene Tauberstädtchen eingekehrt. Die alten, malerischen Trachten waren bis zum nächsten Jahre in die Vergessenheit der eisenbeschlagenen Truhen versenkt, die Träger derselben wieder an ihre alltägliche Pflicht gegangen. Nur die Erinnerung an den Festtag war geblieben und warf ihren Abglanz auf die nüchterne werktägliche Arbeit.

Des Ratsstöchterleins Interesse für die schöne Magdalena Hirsching war mit dem Festspiel nicht erloschen. Magdas Eifer und unermüdlichem Fleiße war es gelungen, schon einen ganz beträchtlichen Teil für die Toppplersche Familienchronik aus den Tiefen der Rumpelkammer herauszustöbern. Aber gerade von Magdalena Hirsching, welche die Geschichte verherrlichte, schwiegen jene zerrissenen Urkunden und halb vernichteten Aufzeichnungen.

Tante Brigitte hatte zuerst mit mißtrauischen Augen die häufigen Ausflüge in die Rumpelkammern beobachtet. Ihr weiblicher Spürsinn ließ dem alten Tantchen keine Ruhe, ob das Interesse Magdas wirklich nur der glorreichen Vergangenheit der Toppplers gelte. Aber seitdem die Nichte sie in ihre Absicht eingeweiht hatte, den Vater zu seinem fünfzigsten Geburtstag mit der Familienchronik zu überraschen, war

Tante Brigitte für das Werk gewonnen. Sie selbst berichtete, soviel sie wußte, aus den Annalen der Vorgeschlechter. Nur über ein Kapitel bewahrte sie Schweigen; das war das, welches ihrer jungen Nichte besonders am Herzen lag.

So viel auch Magda anzapfte, sie bekam nichts weiter aus der Tante heraus, als: „Die Geschichte preist Magdalena Hirsching als Heldin. Wir, Toppplers, haben eigentlich keinen Grund, sie zu feiern — im Gegenteil. Am besten, du sprichst so wenig als möglich in deiner Familienchronik von ihr, Kind.“

Je mehr man ein Geheimnis verschleiert, um so verlockender wird es. Mit der Neugierde einer richtigen Enkeltochter brannte jetzt das Ratsstöchterlein darauf, zu erfahren, wie das Leben der Ahnfrau Magdalena sich in diesen Mauern abgespielt haben mochte.

Bei ihren geschichtlichen Familienforschungen wurde ihr von unerwarteter Seite wertvolle Hilfe. Dr. Lindner begleitete den Bruder jetzt fast regelmäßig bei seinen Sonntagsbesuchen. Der Ratsherr hatte recht gehabt. Rothenburg zeigte sich bei eingehendem Studium als eine wahre Schatzgrube für einen kulturhistorischen Forscher. Die alte befestigte Stadt, wegen ihrer eigenartigen Lage hoch auf dem nach drei Seiten steil abfallenden Berge das „fränkische Jerusalem“ genannt, hatte bereits zur Zeit der Hohenstaufen eine wichtige Rolle gespielt und von Barbarossa seine Reichsfreiheit erhalten.

Der Doktor war bald ein guter Freund des Hauses Topppler geworden. Der Ratsherr strahlte, wenn er mit ihm von den Kämpfen, die um die alten Mauern Rothenburgs einst getobt, sprechen konnte. Noch lieber aber sprach er von der

Blütezeit seiner Heimat, wie sie Reichtum und Kunst in ihren Mauern aufgehäuft. Und da war es ihm wohl nicht zu verdenken, daß er dann besonders gern bei seinem Vorfahr, dem berühmten Heinz Toppler, verweilte.

„Er war ebenso energisch wie rücksichtslos — unsere Energie führen wir Topplers auf ihn zurück — leider ging er später an seinen ehrgeizigen Plänen zu Grunde. Mit Recht hat Rothenburg ihm ein Denkmal am Burgplatz gesetzt.“ Patrizistolz sprach aus jedem Worte des Ratsherrn.

Der Geschichtsforscher unterbrach hin und wieder mit einer kurzen überlegten Frage und machte sich seine Notizen. Und auch das Ratstochterlein, das mit heißen Wangen lauschte, notierte sich das Gehörte in ihrem hübschen Köpfchen. Das mußte alles in ihre Familienchronik.

Von Dr. Lindner lernte Magda es, die durcheinanderlaufenden Fäden des verworrenen Familienknäuels geduldig zu entwirren. Sie lernte alte Papierfetzen wieder kunstvoll zu ergänzen; er half ihr beim Entziffern unleserlicher Pergamente und zeigte ihr, wie man Ordnung und System in solch eine Chronik bringt. Gemeinschaftlich mit Heinz wurden die Rumpelkammern des alten Patrizierhauses durchstreift. Nicht nur für Magda war die Ausbeute lohnend, sondern auch für das neue Geschichtswerk des Doktors.

Ihren großen Schreibtisch betrachtete er eingehend. „Solch altes Familienmöbel pflegt seine Geheimnisse zu haben,“ meinte er sinnend. „Da wird sich vielleicht noch manches Brauchbare finden. Am Ende hat es gar ein Geheimfach.“ Magda wußte nicht, ob der Doktor Scherz oder Ernst machte. Jedenfalls aber nahm sie sich vor, mal gelegentlich nach einem Geheimfach zu suchen. Leider aber ohne jeden Erfolg.

Was für herrliche Sommersonntage waren das, wenn Dr. Lindner mit den Topplerschen Kindern die historischen Stätten durchstreifte. Klein Trautchen's Schüchternheit hatte der fremde „Onkel“ alsbald mittels einer Tüte Bonbons besiegt. Werner hatte sein Unbehagen dem zukünftigen Lehrer gegenüber vor Dr. Lindners aufmunternder Freundlichkeit gänzlich verloren. Und den beiden Großen, Heinz und Magda, gab er aus dem Reichtum seines Wissens und aus der Tiefe seines Gemütes jedesmal soviel, daß Magda alsbald die Verehrung des Bruders für seinen einstigen Lehrer teilte. Unbewußt zehrte sie die sechs Wochentage von der Rückerinnerung an den verflossenen Sonntag und von der Vorfreude auf den nächsten.

Ohne Herzweh konnte sie jetzt wieder an dem Straßurm, dem nunmehrigen Wandervogelneft, vorübergehen. Ob auch noch so muntere Stimmen aus seinen vergitterten Fenstern zwitscherten, Magda sah die Freundinnen ohne jedes Neidgefühl ins Freie flattern.

Sie selbst hatte ja jetzt viel Schöneres. Sie setzte ihren Ehrgeiz darein, stets etwas Neues aus Rothenburgs altem Erinnerungsschatz herauszufinden, um den Doktor am Sonntag dadurch zu erfreuen. Aber meistens kam es dann so, daß sie nicht die Gebende, sondern die Nehmende war.

„Heinz, heute wollen wir mit Herrn Dr. Lindner zur Jakobskirche,“ schlug die Schwester an einem Sonntag vor.

„Ja, Kinder, unsere Kirche müßt ihr dem Herrn Doktor zeigen,“ stimmte der Vater bei. „Darauf sind wir Rothenburger mit Recht stolz. Zwei Jahrhunderte haben daran gebaut, aber dafür ist sie auch eines der schönsten gotischen Gotteshäuser ganz Süddeutschlands geworden.“

„Viele, viele Jahre hindurch, so erzählt man, mußten alle Bürger jede Woche einen Heller Baugeld spenden,“ berichtete nun auch Tante Brigitte. „Ja, ja, Arbeit im Kleinen kann auch Großes fördern.“ Die alte Tante blickte kopfnickend dabei zu der jungen Magda herüber, die sich aus dem kleinen Pflichtenkreis daheim hinaus zu Größerem sehnte.

Magda aber schoß heute den Vogel ab. Die erzählte dem aufhorchenden Gelehrten, während sie die wundervollen schlanken Türme mit ihren zierlich durchbrochenen Hauben bewunderten, von der Sage, welche die beiden Kirchtürme umflatterte. Daß der eine vom Meister, der andere von seinem Polier geschaffen sein sollte, und daß der Meister sich vom Turm herabgestürzt hätte, weil das Werk seines Gefellen schöner geraten sei als sein eigenes.

Wie stolz war sie, als der Doktor ihr für die hübsche Erzählung freudig dankte und sie seinem Notizbuch einverleibte.

Innen in der Kirche aber war es umgekehrt. Da war es der Doktor, der erzählte. Er machte seine jungen Begleiter auf die herrliche Glasmalerei der alten Kirchenfenster mit ihren wunderbar leuchtenden Goldtönen aufmerksam, die sie bisher nie beobachtet. Von den berühmten Altären wußten die Patrizierkinder lediglich, daß der eine von ihrem Vorfahr, dem Bürgermeister Heinz Toppler, gestiftet worden sei. Doktor Lindner aber wußte noch manches andere davon: Daß sie als ein Meisterwerk deutscher Holzschnitzkunst anzusehen seien und worin ihre besondere Schönheit läge. Daß mehrere von Tilman Riemenschneider herrührten, dem bedeutendsten Meister altdeutscher Holzschnitzkunst. Und daß sich Werke von dem nicht weniger berühmten Michael Wohlgemuth,

dem Lehrer Albrecht Dürers, von Adam Krafft und Martin Schongauer, welche die deutsche Kunstgeschichte mit Verehrung nennt, hier in den Kirchen des alten Rothenburgs befänden.

Eigentlich wußte der Doktor von allem etwas historisch Interessantes. Gingen sie über den Marktplatz und Magda zeigte ihm, wo Freundin Ursel wohnte, so machte er sie dafür auf das „Goldene Lamm“ aufmerksam, an dem sie stets achtlos vorübergegangen waren. Wie Florian Geyer einst hier mit seinen Genossen an dem Zechtiſch die furchtbaren Plünderungszüge des Bauernkrieges beraten, berichtete er. Wie er von der Empore der Jakobskirche eine zündende Brandrede in die friedlichen Herzen der Rothenburger Bürgerschaft geschleudert. Und von dem Blutgerüst, das man auf dem Marktplatz errichten ließ, auf dem die Hauptanstifter des Bauernkrieges ihr Leben lassen mußten. „Sieht man es der sauberen, so traulich ausschauenden Schmiedegasse wohl an, daß hier das Blut einst im Mittelalter wie ein Bach heruntergefloſſen iſt?“ ſchloß er.

Mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen pflegte das Ratsstöchterlein solchen anregenden Berichten zu lauschen. Die Vergangenheit Rothenburgs hatte sie stets gefesselt. In der Schule hatte sie nur trockene Geſchichtszahlen zu erfahren bekommen, und daheim hörte sie davon nur ſo viel, wie die Topplersche Familie mit dieſen hiſtoriſchen Vorgängen verknüpft war. Jetzt lernte ſie aus unbefangenen Augen ſehen. Eine ganz neue Welt tat ſich vor Magda auf. Auch die Schönheit ihres Heimatſtädchens genoß ſie doppelt, da der Doktor davon ſo entzückt war. Sogar die alten, engen Höfe mit ihrem Ballenwerk, auf die das Ratsstöchterlein ſonſt

ein wenig nasenrumpfend herabgesehen, offenbarten ihr jetzt ihre Schönheit. Das bröcklige, verwitterte Mauerwerk, in das allenthalben blühende kleine Gärtchen hineingestreut waren, die bezaubernden Durchblicke aus den hochgelegenen Straßen durch den Ausschnitt der alten Tore in den weiten Talgrund hinein — es war Magda, als ob ihr in diesem Sommer zum erstenmal ganz die Schönheit des alten Städtchens aufgegangen sei. So eng und bedrückend waren ihr die Mauern Rothenburgs doch vor kurzem noch erschienen. Wie hatte sie sich hinausgesehnt aus der begrenzten Atmosphäre in die große Stadt. Hatte sie denn ihre Wünsche, die beim Vater auf so heftigen Widerstand gestoßen, wirklich ganz aufgegeben?

Nein — nein! Mehr als je dachte Magda daran, wie herrlich es sein müsse, in Würzburg gemeinsam mit dem Bruder studieren zu können, vielleicht gar Vorlesungen an der Universität bei Dr. Lindner zu hören. Ach — das würde sich wohl niemals verwirklichen!

Eines Sonntags war Heinz nicht mit nach Rothenburg gekommen. Er machte mit Komilitonen einen Ausflug. Auch Werner war mit seiner Schule unterwegs. Klein-Erautchen, dem die historischen Abhandlungen der großen Schwester und des neuen Onkels schon längst langweilig geworden waren, fand es tausendmal lustiger, mit Tante Brigittes schwarzem Pudel die steilen Weinberge hinabzulaufen.

Das Tantchen befand sich heute in einem argen Zwiespalt. Sie saß mit ihrer Frivolitätenarbeit in gemächlicher Sonntagsruhe auf dem Bänklein unter der schattigen Reblauben. Der Rathsherr in Hemdsärmeln bastelte an seinen Weinstöcken herum. Droben an dem niedrigen eisernen Pfortlein, das

aus dem Hofgarten in die Stadtmauer eingelassen war und durch welches man gleich in die Weingärten gelangte, stand Magda und besprach mit dem Sonntagsgast, daß sie heute das Rathaus besichtigen wollten.

Tante Brigitte schüttelte ihren Kopf.

„Heinrich, es geht doch nicht an, daß wir das Magdachen allein mit dem Doktor in der Stadt herumlaufen lassen,“ begann sie flüsternd. „Er ist ja ein ernster, gelehrter Mann, der nur an sein Geschichtswerk denkt, aber du kennst doch die bösen Zungen hier in unserer guten Stadt Rothenburg.“

„Ach was,“ der Rathsherr runzelte die Stirn. „Ich bin froh, daß das Kind durch den Herrn Doktor die ruhmreiche Vergangenheit Rothenburgs so gründlich kennen lernt. Da gibt's doch wirklich nichts zu schwagen.“

„Gewiß nicht — gewiß nicht,“ beeilte sich das Tantchen zuzugeben. „Aber was haben die Rothenburger am Sonntag anderes zu tun, als aus den Fenstern zu liegen und die Vorübergehenden durchzuhecheln. Da ist im Umsehen der Klatsch bei der Hand — — —“

„Nun, so begleite sie als dame d'honneur, Tante Brigitte, ich kann von meinen Weinstöcken nicht fort.“

Die alte Tante seufzte unhörbar.

Die ganze Woche war sie für das Haus ihres Neffen tätig — und sie tat es ja gern — aber ihr Sonntagstündchen, das opferte sie nur schweren Herzens. Das historische und das architektonische Interesse der alten Dame war auch nicht gerade groß. Herrgott, sie hatte doch alles ihr Leben lang hier in Rothenburg gesehen, warum sollte sie darüber plötzlich in Begeisterung geraten.

¹⁰ u. v. Das Rathsherrlein

Da kam es im Eilschritt den schmalen Nebgang herab. Langsamer folgte der Doktor.

„Vater, Tantchen, wir wollen auf den Rathhausturm steigen, man soll eine herrliche Aussicht von dort oben haben,“ rief Magda schon von weitem.

„Wa — as — auf den Rathhausturm?“ Die Absicht erschien der alten Tante so ungeheuerlich, als ob sich ihre junge Großnichte erkühnen wollte, auf den Mond zu klettern. Über siebzig Jahre lebte sie nun schon hier in Rothenburg, aber war es ihr wohl jemals eingefallen, auf den Rathhausturm zu steigen? Es wurde ihr schon schwindlig, wenn sie nur von unten zu der kolossalen Höhe emporblickte.

„Ei — ei, Herr Doktor, eine regelrechte Hochtour wollen Sie wagen? Freilich, lohnen soll es sich, besonders bei der klaren Beleuchtung heute. Na, Tantchen, wie ist es, willst du mit auf den Rathhausturm?“ neckte der Rathsherr.

„Barmherziger!“ Tante Brigitte hielt sich auf ihrem Laubenbänkchen schon jetzt beide Augen zu. „Es ist ein tollkühnes Unternehmen, Herr Doktor. Man soll den Himmel nicht versuchen. Sie sind ja ein zuverlässiger, bedachter Herr. Aber Magdachen ist ein unvernünftiger Sauzewind — keine ruhige Minute habe ich, wenn ich das Kind in solcher Gefahr weiß.“

„Es ist wirklich keine Gefahr dabei, gnädige Frau,“ beeilte sich der Doktor lächelnd zu versichern. „Sonst würde doch der Besuch des Turmes kaum gestattet sein.“

„Na, zu deiner Beruhigung, Tantchen, werde ich die Herrschaften begleiten.“ Der Rathsherr Toppler griff nach seinem Rock. Eigentlich tat er es mehr zur Beruhigung der Rothenburger Zungen. Tante Brigittes Hinweis auf den Stadt-

flatsch war doch nicht so ganz spurlos an ihm vorübergegangen. Das Topplerhaus, das allen im Städtchen voranstand, mußte auch den Schein vermeiden.

„Heinrich, du bist doch selbst nicht schwindelfrei — wenn auch du dich noch an dem wagehalsigen Unternehmen beteiligst, muß ich doppelt zittern,“ jammerte das ängstliche Tantchen.

„Dreifach hoffentlich, gnädige Frau, ein wenig bitte ich mir auch von Ihrer Sorge aus,“ scherzte Dr. Lindner. Sie waren gut Freund geworden, die alte Dame und der junge Gelehrte. Nachdem Tante Brigitte zuerst gefunden, daß der Doktor reichlich oft kam, und nachdem sie sich genügend mit der Frage auseinandergesetzt, ob wohl im Städtchen darüber geredet würde, hatte die prächtige, wertvolle Art des jungen Historikers, sein bescheidenes, freundliches Wesen die Tante gewonnen. Sie rechnete jetzt mit regelmäßiger Bestimmtheit auf den Sonntagsgast und war ärgerlich, wenn er mal ausblieb.

„Sorge dich nicht, Tantchen, ich besteige den Turm nicht mit, ich warte unten,“ beruhigte der Rathsherr die alte Dame beim Abschied.

„Ja, Vater fängt uns auf, wenn wir herunterfallen sollten,“ lachte die lose Magda.

„Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, Kind,“ mahnte Tante Brigitte mit erhobenem Zeigefinger.

Auch der Vater drohte lächelnd der Übermütigen. Der Doktor aber stimmte mit gutem, warmem Lachen in das helle des Ratstochterleins ein. Wie es von tausend kleinen Schallteufelchen in den großen schwarzen Mädchenaugen aufblitzen konnte — ja, solch ein gelehrter Herr machte allenthalben seine Studien.

Aber als die beiden dann hoch oben auf dem Turme, hoch über all dem Kleinen und Alltäglichen standen und andächtig über den zackigen Mauerkranz hinweg in das weite, weite Land mit seinen Tälern und Höhen hinausblickten, waren die samtdunklen Augen wieder ernst geworden. Da sprach Magda zum ersten Male dem Freunde von ihren Wünschen und ihrem Sollen. Daß sie nach dem Willen des Vaters dazu gezwungen sei, in der Enge der Heimatsgassen und des Hauses ihre Befriedigung zu finden, während es sie doch hinauftreibe zu der Höhe geistigen Schaffens, hinaus ins Freie.

„Und nun habe ich den unfruchtbaren Kampf doch aufgegeben, Herr Doktor. Ich mag den Vater nicht immer wieder aufs neue erzürnen. In unseren Mauern steht die Geschichte still, der Fortschritt bleibt draußen. Man stößt sich bloß das Herz wund, wenn man dagegen anläuft. Es ist wohl das richtigste, ich füge mich, wenn's mir auch schwer wird,“ schloß sie erregt, und es klang durchaus nicht fügsam.

Die ernsten grauen Augen des Doktors waren teilnehmend dem lebhaften Mienenspiel des zarten Gesichts gefolgt.

„In einem Tage ist Rom nicht erbaut worden, Fräulein Magda. Sie können von einem in sich gefestigten, ja ziemlich starren Charakter, wie es der Ihres Herrn Vaters ist, nicht verlangen, daß er von heute zu morgen seine Ansichten, die sich auf Überlieferungen stützen, umwirft. Wiederum, wenn er sieht, daß es Ihnen ernst ist mit Ihrem geistigen Streben, wird er sich allmählich in den ihn fremd anmutenden Gedanken hineinfinden. Der Tropfen höhlt den Stein — man muß nicht gleich die Flinte ins Korn werfen.“

Magda senkte den Kopf mit den schweren Goldzöpfen.

„Ich habe mich freilich gleich entmutigen lassen,“ gab sie ehrlich zu. „Auch die Lust zum Lernen und die Freude an den Büchern habe ich alsbald verloren. Die Arbeit an der Familienchronik sollte mir Ersatz bieten.“

„Das wird sie niemals, Fräulein Magda. Im Augenblick vielleicht, aber später werden Sie die innere Leere doppelt empfinden. Wenn man die Forschung vergangener Zeiten nicht beruflich betreibt, wird es immer nur Feiertagsarbeit bedeuten. Sie dürfen über das Alte nicht die Anforderung der neuen Zeit außer Acht lassen. Wer rastet — rostet. Jeder Stillstand bringt ein Zurück, bedeutet Zeitvergeudung.“ Niemals hatte jemand Magda so ernst genommen, nie hatte sie sich so verstanden gefühlt wie hier hoch oben zwischen Himmel und Erde.

„Ist unfruchtbare Arbeit nicht auch Zeitvergeudung, Herr Doktor? Wenn man von vornherein weiß, du erreichst doch nichts damit, höchstens — ein unerquickliches Aneinandergeraten mit dem Vater, den man erfreuen möchte?“

„Ich bin gewiß der Letzte, Fräulein Magda, der ein Kind gegen den Willen des Vaters zu etwas anspornt. Aber ich stehe auf modernem Standpunkt und bin der Ansicht, ungehemmte freie Entwicklung ist ein Recht der Jugend. Geisteskräfte darf man nicht brach liegen lassen, das hieße sein Pfund vergraben. Ich habe Sie in diesen Wochen als ein strebsames, befähigtes Menschenkind kennen gelernt. Ich halte es für meine Pflicht, Sie anzuregen, nicht auf halbem Wege entmutigt umzulehren.“

„Sie haben ja recht, tausendmal recht haben Sie, Herr Doktor. Was Sie mir sagen, habe ich in letzter Zeit oft genug selbst empfunden. Ich will mein Pfund nicht vergraben, ich

will wieder zu arbeiten beginnen. Wenn ich nur nicht aufs neue kleinmütig werde," rief Magda lebhaft.

"Dafür lassen Sie Ihren Bruder Heinz und mich nur sorgen. Übrigens ich habe mal einen gekannt, dem ging es ähnlich wie Ihnen, wenn auch aus andern Gründen. Der sollte auch seinen geliebten Büchern Lebewohl sagen und nach dem Willen seines praktischen Vormundes in den engen Mauern eines Kontors seine Pflicht tun. Da sagte der Betreffende — es war ein guter Bekannter von mir — „ich will — ich muß es durchsetzen, zu studieren!“ Leicht ist es ihm wohl nicht immer geworden. Der mittellose, nur aufs Stundengeben angewiesene Musensohn weiß nicht viel vom fröhlichen Studentenleben. Aber die Befriedigung, sein Ziel erreicht zu haben, vergoldet in der Erinnerung alle Schwierigkeiten, jede Mühsal.“ Die klaren, grauen Augen des Gelehrten blickten hell ins Land hinaus.

„Sie waren selbst jener Student, Herr Doktor?“ Teilnahme und Bewunderung strahlten Magdas schwarze Sterne.

„So ist es, Fräulein Magda. Arbeit, die nicht säuert, süßt auch nicht. Und nun wollen wir aus unserer Höhe wieder zu den alltäglichen Gefilden der Menschen herabsteigen. Sonst denkt Tante Brigitte im Ernst noch, es ist Ihnen ein Unglück zugestoßen.“

„Für die Begriffe des Tantchens ist es das wirklich, wenn ich den mit altmodischen Blumenumsäumten Pfad des braven Haustöchterchens wieder verlasse," meinte Magda schelmisch.

„Das sollen Sie gar nicht, Fräulein Magda. Unsere Mädchen und Frauen von heute haben es bereits bewiesen, daß sie Beruf und Häuslichkeit sehr wohl zu vereinigen wissen. In-

telligenz kommt jeder Hausfrau zugute. Und die geistig ebenbürtige Gattin vermag dem Manne entschieden eine wertvollere Kameradin, ihren Kindern die einsichtsvollere Erzieherin zu werden.“

Die schmale, kühn gewundene Wendeltreppe ging es wieder hinab. Im großen Sitzungssaal erwartete der Ratsherr die beiden. Die Zeit war ihm nicht lang geworden. Er hatte die aus dem „Meistertrunk“ entnommenen Wandgemälde studiert und dem Rastellan einen Vortrag über die glorreiche Vergangenheit der Toppler gehalten.

„Na, war die Aussicht lohnend?“ empfing er die Zwei.

Die bejahten eifrig, hatten aber alle beide das Gefühl, als ob die Einsicht dort oben noch lohnender gewesen sei.

Von der Höhe ging es in die Tiefe. Unbedingt mußte der Ratsherr dem Doktor noch die Folterkammer zeigen, in der einst sein berühmter Ahnherr Heinz Toppler auf Befehl Ruprechts von der Pfalz sein Leben in furchtbaren Qualen lassen mußte.

Der Doktor betrachtete mit dem eingehenden Interesse des Forschers die grausamen Marterwerkzeuge. Seiner jungen Begleiterin aber ward es ganz beklommen da unten. Sie atmete auf, als sie aus der Finsternis des Mittelalters wieder emporstiegen zum Sonnenlicht des goldenen Junitages.

Auch auf dem Heimweg war Magda nicht so lebhaft wie sonst. Ging ihr das Gespräch vom Turm her noch nach? Nein, das war es nicht allein. Als der Ratsherr einen Augenblick mit einem Bekannten stehen blieb, meinte sie bedrückt zu dem Doktor: „Ich habe ein arg schlechtes Gewissen gegen den Vater. Ich kann ihn nicht ehrlich anschauen; als ob ich auf Verrat sinne, so ist es mir.“

„Oh, das darf nicht sein, liebes Fräulein Magda,“ ganz bekümmert blickte der Doktor drein. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihrem Herrn Vater sagen, daß ich Ihnen den Rat gegeben habe, Ihre Studien fortzusetzen.“

„Um Himmelswillen nicht — dann haben Sie für immer bei ihm verspielt, Herr Doktor. Dann erlaubt er bestimmt nicht mehr, daß ich an Ihren Forschungen hier in Rothenburg weiter teilnehme — bloß das nicht! Lieber gebe ich mein eigenes Studium preis!“ Leidenschaftlich rief es das Ratsstöchterlein.

Man brauchte gar kein Forscher zu sein, um aus diesen impulsiven Worten herauszuhören, wieviel dem jungen Mädchen an den gemeinsamen Bestrebungen lag. Warm flutete es dem Gelehrten ans Herz, und vor ihm öffnete sich ein Ausblick in die Zukunft, so hell und golden, wie in das sonnenbeschienene Thal mit seinen goldenen Feldern drunten. Aber die Saat reifte der Ernte erst entgegen — noch hieß es in Geduld warten.

„Sehen Sie den wilden Rosenbusch dort an der verwitterten Stadtmauer, Fräulein Magda? Altem, morschem Gestein entspriest er, sucht sich trotz des Eingengtseins seinen Weg zu Licht und Sonne und blüht in herrlicher Üppigkeit um seiner selbst willen. Er weiß es nicht, daß wir hier vorübergehen und uns an seinem Anblick freuen. So müssen auch Sie Ihre Arbeit auffassen — als Selbstzweck. Zu Ihrer inneren Befriedigung und Bereicherung lediglich. Ob Ihr Streben später einmal zum Studium führen wird, soll Sie vorläufig noch in keiner Weise beschweren. Ich glaube, daß selbst Ihr Herr Vater, wenn Sie Ihre häuslichen Pflichten darüber nicht vernachlässigen, gegen eine derartige geistige Arbeit nichts einzuwenden hat.“

„Wenigstens nicht soviel. Sie haben mir das Herz wieder leicht gemacht, Herr Doktor. Sie verstehen es stets, mir das rechte Wort zu sagen.“

Dankbar strahlten ihn die sprechenden dunklen Augen an. Da hatte der Ratsherr seine Unterhaltung abgebrochen und die langsam Vorhergehenden eingeholt.

An dem niedrigen Pfortlein in der alten Stadtmauer aber stand das alte Tantchen und schaute mit angstheißem Gesicht den tollkühnen Hochtouristen entgegen.

12. Kapitel

Auch das schlummernde Rothenburg wird
vom Kriegsdonner geweckt

Im Hofgärtchen blühte die alte Linde. Mit Millionen von goldenen Blütenbüscheln hatte sie sich behangen. Schwerer süßer Duft wehte zu dem kleinen bleigefähten Fenster hinauf, an dem das Ratstöchterlein bemüht war, kunstvoll einen Flicken in des wilden Werners Hosensboden einzusetzen. Auf dem weißen Häfeldeckchen des alten Nußbaumnähtisches lag Schere und Zwirn, und daneben aufgeschlagen die lateinische Grammatik. Und während Magda Stich um Stich an Werners Hosens machte, prägte sie Verb um Verb ihrem hübschen Köpfchen ein.

Dazwischen löste sich hin und wieder ein schwerer Seufzer von den kirschroten Lippen. Die Arbeit wollte heute nicht recht vorwärts, weder die Näharbeit noch die geistige. Die Juliglut, die draußen sengend in den engen Gassen brütete, schwebte selbst bis zu dem Eckzimmerchen an der Stadtmauer empor und lähmte die Schaffenskraft.

Aber mit eisernem Willen — wie er den Topplers nun mal eigen — zwang Magda die Hand zur Emsigkeit und die Gedanken auf das Buch. Sie hatte ihre Vornahme, die vernachlässigten Bücher wieder vorzuholen, durchgeführt. Ohne dadurch aber ihre Kraft dem Haushalt zu entziehen. Doktor Lindners Worte, daß die Frau von heute es verstehe, Be-

ruf und Haus vollwertig zu vereinen, waren ihr ein Vorbild geworden, dem sie nachstrebte. Sie wollte dem Vater beweisen, daß man, ohne seine häuslichen Pflichten hintenanzusetzen, ohne daß die Weiblichkeit darunter leiden müßte, sich auch geistiger Arbeit befleißigen konnte.

Tapp — tapp — Schritte kamen die Treppe hinauf. Raum hatte Magda noch Zeit, das lateinische Buch in Werners Hosens verschwinden zu lassen. Tante Brigitte hätte wohl kaum Verständnis für solche Doppelarbeit gehabt. Es pochte. Und gleich darauf steckte Anne Griebel den feuerroten Kopf zur Tür hinein.

„Gut, daß du daheim bist, Magda. Ich muß es erst einer Menschenseele erzählen, sonst ersticke ich!“ rief sie erregt, die Tür noch in der Hand.

„Aber Mädel, was gibt's denn bloß?“ Magda eilte freudig auf die Freundin zu. „Menschenkind, bist du erhist. Da, reibe dir die Schläfen mit Eau de Cologne, setz' dich hier an den Balkon, Anne, da kommt wenigstens ab und zu noch ein Lüftchen. Warte, ich hole dir erst ein Glas Limonade herauf.“

„Nein — nein, bleibe hier, Magda. Du bist mir wichtiger als Eau de Cologne und Limonade. Also höre: Ich habe mein erstes Bild verkauft — hurra!“

Und „hurra!“ stimmte auch Magda jubelnd ein und schwenkte Werners Hosens glückstrahlend wie eine Fahne in der Luft herum, daß die lateinische Grammatik polternd entsprang.

„Erzähle — sag' doch bloß, wie's kam,“ drängte Magda, nicht minder aufgeregt als die Freundin. „Wer ist denn der — — —“

„Der Dumme? Das willst du doch hoffentlich nicht sagen.“

Trotzdem ich heute schon ganz anderes zu hören bekommen habe. Also knöpf' die Ohren auf. Du weißt doch, daß es jetzt hier in unserm lieben Rothenburg von Ausländern wimmelt. Besonders Engländer bewundern in den schönsten Gurgellauten an allen Straßenecken, an jedem Tor unser mittelalterliches deutsches Stadtbild."

"Na, ob ich das weiß, Änne!" fiel Magda lebhaft ein. "Jeden Tag schimpft Vater darüber, daß im Monat Juli und August hier in unserem urdeutschen Rothenburg Englisch fast schon Landessprache wird. Und blieben sie aus, die Fremden, wär's ihm sicher auch nicht recht. Denn sie bringen doch viel Geld in die Stadt. Und ich finde, für uns Junge kommt doch dadurch ein frischer Luftzug von der Welt da draußen in unsere stickige Geistesatmosphäre."

"Na ja, also so'n langer Sohn Albions besuchte auch neulich den Spitalhof, wo eine ganze Menge Maler und Malerinnen immer ihr Atelier aufgeschlagen haben. Ich selbst arbeite dort grade an dem malerischen Hegereiterhäuschen mit dem merkwürdig geknickten Turmdach. Voll ungezierter Dreistigkeit, die diesen Englishmen nun mal eigen, stellt er sich hinter meinen Feldstuhl und schaut zu. Eine Weile laß ich's mir gefallen und denke, er wird sich ja wohl wieder verflüchtigen. Aber da er durchaus keine Anstalten dazu macht, sondern wie festgewachsen hinter meinem Stuhl stehen bleibt, drehe ich mich kurz entschlossen um und sage: 'Ich kann nicht malen, wenn einer hinter mir steht und zuschaut.' Drauf quetscht er 'pardon me' durch seine dünnen Lippen und — stolziert weiter. Aber am nächsten Tag ist er schon wieder da. Trotz meines wütenden Blickes weicht er nicht. Jetzt steht er nicht mehr hinter mir, sondern zu meiner

Rechten und beobachtet jeden Pinselstrich. Ich bin nicht nervös, aber ich werde doch dadurch unruhig. 'Was will die lange Hopfenstange eigentlich von dir — hast du oder dein Bild es ihm angetan?' überlege ich und gebe mir Mühe, ihn nur als Laternenpfahl zu betrachten.

Da tut der Laternenpfahl den Mund auf und sagt: 'I shall get this image.'

Ich sitze starr. Und er, wohl in der Meinung, ich verstehe kein Englisch, wiederholt: 'Ich werde kauen dieser Bild.'

Mein Herz hopft himmelhoch vor Freude. Trotzdem habe ich die Redheit, ihm zu entgegnen: 'Sie wissen ja gar nicht, ob ich es verkaufen will.'

"Aber, Änne, hast du denn einen Piepmatz? Die günstige Gelegenheit nicht gleich mit beiden Händen beim Schopf zu packen!" regte sich Magda auf.

"Er ließ sich dadurch keineswegs abweisen. 'Wenn ich uerde zahlen gutes Preis, Sie uerden geben mir der Bild,' meinte er mit Gemütsruhe. 'How much do you want?'

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Herrgott, beim ersten Bild ist man doch zaghaft. Wenn ich zuviel verlange, nimmt er's am Ende nicht — aber zu wenig wollte ich auch nicht sagen. Ob ihm zweihundert Mark wohl zu hoch erscheinen mochten?

Er legte mein Zögern anders aus. 'Well — ich uerde geben fünfhundert Marks für der Bild,' bot er. 'Wollen Sie lassen es dafür?'

Ich nickte nur stumm. Kein Wort konnte ich herausbringen. Das Glücksgefühl schnürte mir die Kehle zu. Wieviel Tappeten mußte ich dafür entwerfen!

„Well — uerde ich kommen jeder Tag und sehen, bis der Bild ist fertig,“ sagte er und verschwand.“

„Anne, du bist ein Glückspilz!“ Magda umarmte die Freundin strahlend.

„Ja, hör' nur mal erst weiter. Raum ist der Engländer fort, läßt sich zur Linken der alte berühmte Professor Hellmann aus München, der hier jeden Sommer malt, und der die Unterhaltung wohl mit angehört, brummend vernehmen: ‚Ein Unsinn, daß Sie so'n Bild in die Welt hinaus schicken.‘

Das war ein kalter Wasserstrahl auf meine heiße Freude.

„Ist es denn so schlecht?“ fragte ich ganz kleinlaut.

„Schlecht — nein, gut ist es. Aber Fehler sind noch drin. Sie müssen erst was lernen, ehe Sie Bilder verkaufen,“ fährt er mich grob an.

Und ich muß dir gestehen, daß ich recht verstimmt dadurch war. Auf eine stolze Freude wirkt solch eine Einschränkung doppelt enttäuschend.

„Warum gehen Sie nicht nach München und lernen erst mal, wie man malt?“ fragt er wieder.

„Weil ich kein Geld dazu hab,“ gebe ich ihm nicht weniger deutlich, als er gegen mich war, zurück.

„So — hm. Na, der Engländer bezahlt ja das Bild ganz gut, das wäre für die erste Zeit zum Lebensunterhalt ausreichend.“

„Malstunden kosten auch Geld,“ werfe ich ein.

„Nicht bei mir — wenigstens nicht für Sie.“ Als ob er mir die größte Grobheit an den Kopf würfe, so fährt mich der Professor an. „Na ja — hm,“ bequemt er sich auf mein bestürztes Gesicht hin zuzusetzen. „Sie haben Talent — viel Talent sogar — aber wenig Ahnung von Malen. Und da das

mal 'ne Ausnahme ist — denn meine meisten Schüler wissen, wie man malen soll, haben aber kein Talent — hm, da will ich auch mal 'ne Ausnahme machen. Also wenn Sie Lust haben, zum Winter nach München zu kommen, ich unterrichte Sie unentgeltlich.“

„Herr Professor,“ schrei ich los und spring' von meiner Staffelei und drück' ihm seine beiden Hände, „wie soll ich Ihnen das jemals danken?“

„Indem Sie was Ordentliches lernen und vorläufig nicht wieder solch unfertiges Zeug in die Welt hinauslassen. Hier ist meine Münchener Adresse, melden Sie sich zu Oktober bei mir.“

Da hab' ich mein Malgerät zusammengepackt und bin schnurstracks zu dir, um meinem Herzen Luft zu machen. Ach, Magda, ich bin ja so unmenschlich froh. Noch tausendmal mehr darüber, daß der berühmte Professor Hellmann mich zu seiner Schülerin annehmen will, als über den Verkauf meines Bildes. Trotzdem die fünfhundert Mark für solch armes Kirchenmäuslein, wie ich es bin, ja auch nicht zu verachten sind.“

„Also von Herzen Glück, Anne! Nun wirst du doch noch eine berühmte Malerin werden und brauchst keine Tapeten-ungeheuer mehr zu entwerfen. Wie wird sich dein Dank freuen!“

„Freuen — das ist mir mehr als zweifelhaft. Von Undank wird er auf jeden Fall reden. Hat er vorher geschimpft, daß er mich mit durchfüttern muß, so wird er jetzt rasonnieren, daß ich ihn allein lasse. Aber das hilft nichts. Die Jugend hat auch ihr Recht.“

Ähnliches hatte neulich Dr. Lindner gesagt. Magda hob das zur Erde gefallene lateinische Buch auf.

„Komm mit mir zum Winter nach München, Magda. Lern' auch du was Ordentliches dort. Das hier“, Anne wies auf das Buch, „ist ja gradeso Stückwert wie bei mir.“

„Na, wollen mal sehen, Anne,“ meinte Magda unternehmungslustig. „Bis zum Winter ist ja noch lange hin, da läuft noch viel Wasser die Tauber herunter. Bis dahin kann sich noch manches ändern.“

Ja, es änderte sich manches — aber anders, als das Ratschöchterlein sich das gedacht.

Es war nach dem Abendbrot. Man war mit einem Korb Kirschen auf den Weinberg gezogen. Dort kam noch am ehesten etwas Kühlung von der Tauber herauf.

Aber selbst hier war der Abend heute keine Erquickung. Bleiern schwer lag die Julihitze über dem Land. Kein Lüftchen bewegte sich. Kein Blättchen erzitterte. Die Vögel flogen zu Nest. Die Heimchen geigten, und der Fluß murmelte schlaftrunken. Gottesfrieden breitete seine Flügel über den erntereifen Talgrund.

Tante Brigittes fleißige Hände feierten selbst bei dieser Äquatortemperatur nicht. Sie strickten ein warmes wollenes Winterunterröckchen für Klein-Trautchen. Dabei perlten ihr die Schweißtropfen von der Stirn. Der Ratsherr war in seine Zeitung vertieft. Magda träumte mit offenen Augen in das Land hinaus. Indessen versuchte Werner unbemerkt einige Kirschen zu mausen. Das Nesthähnchen aber sprang trotz der Hitze mit seinem Ball um die Wette hin und her. Ihr sonstiger Spielgefährte Peter streifte heute. Alle Viere von sich gestreckt, wälzte er sich faul im Grase.

„Es ballt sich im Osten zusammen, Kinder,“ sagte da der Ratsherr, ohne von seinem Blatt aufzusehen. „Kommt das

Unwetter zum Ausbruch, dann sei uns der Himmel gnädig.“ Bitterernst klang es.

Das Tantchen äugte denn auch über ihre Brille hinweg sofort ängstlich in den Abendhimmel. In mattem Grünblau stülpte der sich über das zur Ruh gehende Taubertal. Rosenrote Wölkchen erblühten am westlichen Horizont.

„Aber Vater,“ auch Magda hatte Wetterumschau gehalten, „gen Osten ist ja alles klar. Wir kriegen heute nacht sicher kein Gewitter.“

Das Wort „Gewitter“ hatte das Angsthäschen Trautchen an den Tisch getrieben.

„Gewitter — ach so — ja, wenn es das nur wäre. Aber was ich fürchte, ist schlimmer. Es droht Krieg mit Rußland.“

„Was — Krieg?“ Das Tantchen sprang so entsetzt vom Bänklein, als habe der Feind es schon am Schlafittchen.

Magda aber blickte mit den ahnungslosen Augen eines Wickelkindes drein. Es war im Topplerschen Hause nicht Sitte, daß die Frauen dort Zeitung lasen. Allenfalls den Roman und die Familiennachrichten. Politische Sachen waren nur was für die Männer.

So hatte Magda denn keinen blassen Schimmer, um was es sich handelte.

„Krieg mit Rußland — ja, weshalb denn bloß, Vater?“

„Österreich hat an Serbien ein Ultimatum wegen des Thronfolgermordes gerichtet. Hinter Serbien steht Rußland. Man munkelt bereits, daß es allenthalben mobilisiere und starke Truppenmacht zur Grenze schaffe. Ist dies der Fall, muß Deutschland an die Seite seines Bundesgenossen Österreich treten. Aber was versteht Ihr Frauen denn davon!“

Schritt wie zu Zeiten der Väter zu gehen pflegte, hatte der Kriegsdonner aus seinem Schlummer geweckt. In den ruhigen Bürgern war der ehemalige kriegerische Geist der alten Haudegen des Mittelalters wieder erwacht. Sie eilten zu den Waffen, den Heimatboden, den teuren, vor dem Feinde zu schützen. Die Dörfer rings im Taubergrunde leerten sich. In Scharen zogen Vaterlandslieder singende Burschen, mit dem bunten Nelkenstrauß der Liebsten geschmückt, durch die alten Tore zur Stadt hinein, dem Bahnhof zu. Und die wuchtigen Wehrtürme, die altersgrauen Wächter der Stadt, in deren Steinfugen das Moos der Jahrhunderte wucherte, blickten so kühn, so reckenhaft auf die ins Feld Ziehenden, als raunten sie ihnen zu: „Schaut uns an! Wir haben so manchem Kugelregen getrotzt und nehmen es heute noch mit jedem auf!“

Aus den Fenstern und Türen nickten Frauen und Mädchen und plünderten ihre Blumenstöcke für die tapferen Vaterlandsverteidiger. Auch das Ratstöchterlein warf mit vollen Händen und noch vollere Herzen ihre sorgsam gepflegten Blüten den Davonziehenden herab als letzten Heimatgruß.

Ach, wer jetzt ein Mann wäre! Wer mit hinaus könnte zu Schlacht und Sieg! Es trieb Magda in diesen gewaltigen Stunden, die ihr das begeisterungsfähige junge Herz erzittern machten, nicht müßig daneben zu stehen, teil zu haben an dem Großen, das ein Jeder für das Vaterland vollbringen wollte. Gut und Blut hätte sie für die heilige Sache opfern mögen. — Magda ahnte nicht, daß die Zeit der Opfer erst für sie kommen sollte. Daß kein Einziger davon verschont blieb.

Sie begriff Tante Brigitte nicht, die, nachdem der erste Schreck überwunden, schon wieder die Ruhe hatte, stundenlang vor ihrem Spion zu sitzen, der die lange Schlange der



durchs Burgtor Marschierenden widerspiegelte. Sie selbst war wie aufgeschreckt, zu keiner Arbeit fähig. Zu Hause hielt sie's schon gar nicht aus, in den wohlgeordneten, altmodischen Räumen, die ebenso ruhig wie das Tantenhaus das gewaltig pulsierende Leben da draußen an sich vorüberfluten ließen. Entweder trieb sie's zu den Freundinnen, die nicht weniger erregt waren, als sie selbst, oder zum Bahnhof hinaus, ob denn der Heinz nicht heimkäme. Sicher würde sich der Bruder sogleich dem Vaterland zur Verfügung stellen, Magda zweifelte keinen Augenblick daran. Aber er mußte doch vorher mit dem Vater sprechen — eigenmächtige Handlungen der Kinder waren im Topplerhause von jeher verpönt. Und nach einem andern noch schaute das Ratsstöchterlein aus. Ob auch Dr. Lindner in den Kampf zog? Gewiß, wer so begeistert schon die Vergangenheit mitzuempfinden vermochte, wie würde der erst von der lebensstarken Gegenwart hingerissen werden!

Der sonst so stille Bahnhof wimmelte von Menschen, die Kleinbahn war vollgepfropft. Die Fremden verließen Rothenburg Hals über Kopf. Die deutschen Reisenden trieb es heim, und den Ausländern brannte der Boden unter den Füßen.

„Du, Magda, mein Engländer ist heidi.“ Anne, die grade bei Ursel war, rief es dem in die Apotheke tretenden Ratsstöchterlein lustig zu.

„Und die fünfhundert Mark, Anne?“

„Hat er natürlich mitgenommen.“ Alle beide, Anne sowohl wie Ursel, brachen in helles Lachen über das bestürzte Gesicht Magdas aus.

„Und dann bist du so vergnügt, Anne?“

„Sag, was sind heute ein paar hundert Mark, Magda,

wo doch wahrlich viel mehr, ganz anderes auf dem Spiele steht! Wie darf der Einzelne da an sich und seinen Vorteil denken. Und es ist mir auch ganz recht, daß der Engländer mein Bild nicht hat. Der Herr Apotheker meinte vorhin, England sei auch nicht zu trauen. Nachdem Frankreich uns den Krieg erklärt hat, warten unsere englischen Vettern nur auf eine Handhabe, um ebenfalls über uns herzufallen.“

„Lieber Gott, Feinde von allen Seiten! Jede Kraft, jeden Arm braucht das Vaterland, alle dürfen sie mithelfen an dem großen Werk, und nur wir sind dazu verurteilt, untätig daneben zu stehen. Warum sind wir bloß Mädels!“ leidenschaftlich rief es das Ratsstöchterlein.

„Kind, auch eurer harrt Arbeit, heiße Arbeit für's Vaterland. Untätig darf niemand in dieser großen Zeit bleiben.“ Frau Apotheker Mergentheimer trat in Hut und Mantel zu den Dreien.

„Ja, Charpiezupfen dürfen wir allenfalls, wie das Tante Brigitte schon 1870 getan hat. Was ist das für eine lächerliche Leistung, während die Männer da draußen ihr Blut vergießen!“ Magdas Augen flammten.

„Auch die Arbeit der deutschen Frauen wird zum Gelingen des Ganzen beitragen, Kind. Unterschätze nicht die Pflichten, welche den Daheimbleibenden obliegen. Ich komme eben von einer Sitzung des Vaterländischen Frauenvereins. Uns steht es zu, die Wunden zu heilen, die draußen geschlagen werden und dem sozialen Elend, das der Krieg mit sich bringt, wirksam zu steuern. Das Rote Kreuz errichtet Helferinnenkurse im Franziskaner-Kloster, verschiedene Lazarette sollen hier eingerichtet werden. Da gibt es mehr als genug Arbeit, Magda.“

„Ach, Frau Apotheker, ist das wundervoll! Ach, ich bin ja so froh, daß auch wir fürs Vaterland was tun dürfen. Gleich bitte ich den Vater, daß ich mich als Rote Kreuz-Helferin melden darf.“

Und das Ratsstöchterlein eilte heim, als dürfe es keine Minute versäumen.

„Tantchen, es werden Helferinnenkurse vom Roten Kreuz eingerichtet, ob Vater erlaubt, daß ich mich melde?“ schon von der Diele rief es Magda durch die geöffnete Tür. „Uns Frauen braucht das Vaterland genau so wie die Männer, sagt Frau Apotheker, und — — —“ da brach sie ab.

„Heinz!“ sie flog auf den am Tisch sitzenden Bruder zu — „ach, Herr Doktor — wer hätte das am letzten Sonntag gedacht!“

„Ich komme nur noch mal herüber, um Abschied zu nehmen, Magda. Ich habe mich zu den Fliegern gemeldet; morgen schon muß ich zur Ausbildung nach Ulm fort.“ Die blauen Augen des Bünglings strahlten in heller Begeisterung.

„Zu den Fliegern — Heinz, muß das herrlich sein, frei die Lüfte zu durchsegeln.“ Wieder fühlte sich Magda an die Scholle gekettet. Die Arbeit daheim, die sie noch eben freudig beginnen wollte, kam ihr dagegen wieder gering und unwichtig vor.

„Und Sie, Herr Doktor — ziehen Sie auch hinaus — oder hält Sie Ihr neues Geschichtswerk hier fest?“ In herzklopfender Spannung fragte es das Ratsstöchterchen.

„Mein Werk nicht, Fräulein Magda. In dieser großen Zeit hat keiner Anspruch auf Eigenarbeit. Eines jeden Kräfte gehören der Gesamtheit, dem Vaterlande. Jetzt schreibt man keine Geschichte, man lebt sie. Lieber heute als morgen möchte

ich mit hinausziehen! Und doch werde ich wohl meine Wünsche bescheiden müssen. Die Universität verlangt mich als einzigen meiner Fakultät für sich — ich muß den Platz ausfüllen, auf dem ich am meisten nützen kann. Man darf nicht in die Ferne schweifen, wenn das Gute nah' liegt." Die stillen grauen Augen des Gelehrten leuchteten von innerem Glanz.

Wieder hatte das Ratstöchterlein das beglückende Gefühl, daß ihr der Doktor das rechte Wort gesagt. Alles, was er da soeben gesprochen, konnte sie auch auf sich anwenden, ließ ihr die Arbeit daheim wieder notwendig und vollgültig erscheinen. Und wie merkwürdig, daß er jenes Dichterwort gebrauchte, das sie von dem Orakel auf der Rothenburger Messe damals unter Scherz und Lachen als Wegweiser für die Zukunft erhalten!

"Sehen Sie, Herr Doktor," hatte inzwischen der Vater sich geäußert, "mir geht es nicht viel anders als Ihnen. Auch ich fühle noch die Kraft und den Wunsch in mir, unter Deutschlands Fahnen zu treten. Aber als ich gestern im Räte nur eine leise Andeutung darüber machte, erhob sich ein wahrer Sturm. Sie brauchten mich hier notwendiger, als die draußen, hieß es. Es gelte zu organisieren, Neuerungen einzuführen, mit Rat und Tat, und nicht zuletzt mit dem Beutel bei der Hand zu sein. Ich sehe das ein, der Heimat gehört vor allem meine Arbeit. Dafür schicke ich meinen Jungen hinaus, der seinem Vater und dem Namen, den er trägt, hoffentlich Ehre machen wird. Wenn der Schlingel es auch nicht mal für nötig befunden hat, erst bei dem Vater vorher anzuklopfen, ehe er einen solchen Schritt tat." Halb ernst, halb scherzhaft drohte der Rathsherr seinem jungen Sohne.

"Ich mußte mich schnell entschließen, Vater, sonst wäre ich bei der Truppe nicht mehr angekommen. Es ist ja alles überfüllt, jeder drängt sich dazu," stotterte Heinz, wie ein Mädel errötend.

"Der Krieg verlangt überall Neuerungen, Herr Rat," kam der Doktor seinem jungen Freunde zu Hilfe. "Wenn man auch noch so am Hergebrachten hängt, man wird jetzt in Vielem umlernen müssen."

"Ich glaube es beinahe selbst," seufzte Rat Toppler.

Magda blickte sinnend vor sich nieder. Ob der Vater auch in bezug auf das geistige Schaffen der Frau seine eingeleisteten Ansichten durch den Krieg ändern könnte? Aber dachte sie da nicht schon wieder an eigene Arbeit? Mußte sie sich nicht vor Dr. Lindner schämen?

"Nicht wahr, Vater, ich darf mich morgen beim Roten Kreuz melden?" bat sie schnell, um das peinliche Gefühl zu beschwichtigen.

"Das Mädel fragt doch wenigstens noch. Überall hat der Krieg doch noch nicht die Zucht gelockert. Na ja, mein Kind, ich habe nichts dagegen. Es ist eine echt weibliche Betätigung. Vorausgesetzt natürlich, daß Tante Brigitte ohne dich fertig werden kann."

"Tante Brigitte muß fertig werden," fiel das Tantchen mit ihrem gütigen Lächeln ein. "Soll sie allein nicht ihre Kräfte verdoppeln in dieser großen Zeit?"

"Unser Lehrer hat heute gesagt, wir Buben müssen auch fürs Vaterland die Arme regen. Wir werden für die Ferien auf die Bauernhöfe in der Umgegend verteilt. Wir sollen bei der Erntearbeit helfen, weil soviel Männer fort müssen," erzählte Werner stolz.

„Und du, Trautchen? Wirst du nicht auch was für das Vaterland leisten?“ neckte der Doktor.

Das Kleinchen nickte ernsthaft. „Ei, freilich! Ich lerne bei Tante Brigitte stricken, und dann stricke ich für sämtliche Soldaten Strümpfe,“ verkündete das kleine Mädchen.

Eine Stunde später zog des Ratsherrn Ältester nach festem Händedruck des Vaters und zärtlichem Abschied von den Geschwistern, bepackt mit Tante Brigittes vorsorglichen Ermahnungen und Barbaras längster Wurst, über die Schwelle des alten Patrizierhauses hinaus in den Kampf.

13. Kapitel

Wie man eigene Wünsche am besten vergißt

Von dem krauszaftigen Giebelgewirr der alten Rothenburger Häuser wehten die Fahnen. Schwarz-weiß-rot und blau-weiß flatterte es siegesfreudig aus jedem der malerischen Renaissance-Erker in die klare Herbstluft. Es war ein stolzer Siegeslauf, den begeisterten deutschen Heere in jenen ersten Wochen des gewaltigen Krieges durchmessen hatten — Erfolg über Erfolg in Ost und West. Jeder Einzelne, der hinauszog für die deutsche Freiheit, vom schwächlichen Knaben bis zum reifen Manne, ward zum ingrimmigen Helden, der mit dem letzten Tropfen Blut die teure Heimaterde, Haus und Herd verteidigte. Was war aus dem vermessenen Einzugsplan der russischen Kosaken in Berlin geworden? Ein eisernes „Halt!“ hatte ihnen Hindenburg bei Tannenberg entgegengesetzt. Und mußten die Ostmarken auch bluten, tausend geschäftige Hände regten sich allenthalben im Deutschen Reich, Schmerz und Not der armen Vertriebenen zu lindern.

Die deutsche Frau war es, die nicht jammerte um ihre in Gefahr und Tod hinausgezogenen Lieben, sondern stolzfreudig ihre Sorge in gemeinnütziger Tätigkeit zu vergessen suchte. Heldinnen waren sie alle, die Mütter und Frauen, die in selbstloser Hingabe ihre Kraft dem Wohle der Allgemeinheit opferten.

Auch in dem kleinen Rothenburg an der Tauber war man geschäftig am Werke. Wenn das Städtchen auch noch so abgelegen von der großen Verkehrsader lag, opferfreudiges Blut pulsierte dort wie nur irgendwo im großen Reiche.

Mit Staunen sah der Rat Coppler, daß die Frau, deren Wirkungskreis nach seinen altüberlieferten Begriffen die vier Mauern des Hauses zu umschließen hatten, an organisatorischem Talent, an Tatkraft, Ausdauer und Selbstaufopferung dem Manne weit voraus war. Ja, daß sie mit ihrem weiblichen Empfinden und Verständnis bei Schaffung der neuen sozialen Einrichtungen ganz unentbehrlich schien. Ohne daß es dem Rathsherrn zum Bewußtsein kam, bewahrheitete sich das Wort Doktor Lindners — er lernte um.

Frau Apotheker Mergentheimer ging allen anderen Frauen Rothenburgs mit ihrem klugen, energischen Wesen, dem Einsetzen ihrer ganzen Persönlichkeit für die soziale Tätigkeit voran. Da erstanden Hilfskomitees zur Speisung notleidender Kriegerfamilien, eine Bekleidungsstelle, eine Kleinkinderkrippe und vor allem Lazarette und Erholungsheime für Verwundete.

Rat Coppler, der mit der Familie des Apothekers befreundet war, beobachtete verwundert, wie die Frau und die Tochter des Hauses fast den ganzen Tag nur für andere die Hände regten, und wie trotzdem das Hauswesen in keiner Weise darunter litt. Alles ging seinen akkuraten Gang; das Behagen des Mannes war in keiner Weise beeinträchtigt. Die Kinder waren wohlgezogen wie nur je. Trotzdem die Frau des Hauses viel auswärtig war, hielt sie die Fäden ihres häuslichen Reiches fest in den Händen.

Ja, stellte dieser Krieg denn alles auf den Kopf? Auch

die durch Jahrhunderte befestigte Ansicht, daß die Frau ins Haus gehöre? Es gab Zeiten, wo der Rathsherr nicht mehr ganz so sicher und unbeirrt seine Meinung vertreten konnte.

Auch in dem alten Patrizierhause, in dem jeder Schrank, jede Truhe, ja beinahe ein jeder Stuhl noch wie vor hundert Jahren stand, hatte der Weltkrieg die Dinge ein wenig verschoben.

Nur selten bekam der Spion im Erker noch seine gute Freundin, Tante Brigitte, zu sehen. War dieselbe doch als Vertreterin des ältesten Patriziergeschlechtes in den Ehrenausschuß des Rothenburger Hilfskomitees gewählt worden. Wohltätig waren die Copplers immer gewesen. Das gehörte schon mit zum guten Ton. Wo eine Sammlung veranstaltet wurde, stand ihr Name obenan. Auch zu Weihnachten hatte stets eine Bescherung für arme Kinder stattgefunden.

Nun aber verlangte die Kriegsnotlage plötzlich noch ganz anderes von dem alten Hause. Nicht nur Geld sollte man opfern, nein, vor allem Zeit, Kraft und Arbeit. Das siebzehnjährige Tanchen, welches die moderne Frauenbewegung als Wurzel alles Übels verabscheute, bewegte sich plötzlich — sie wußte nicht wie — selbst unter fortschrittlichen Frauen. Sie konnte die Ehre, die man ihr antat, unmöglich abschlagen. Auch der Patriotismus verlangte es, daß sie jeden Mittag um halb zwölf das Essen in der neuerrichteten Volkstüche verteilen half. Zuerst freilich fand die alte Dame, daß nur der Faulheit und der Bettelei dadurch Vorschub geleistet wurde. Bald aber lernte sie einsehen, wie segensreich die Einrichtung war. Den Frauen, welche ihre ins Feld gezogenen Männer in den Fabriken und Kalkwerken vertreten mußten, war es ganz unmöglich, für die hungrigen Kinder daheim

das Essen zu kochen. Da mußte die Stadt einspringen. So geschah das Unglaubliche, daß die Tischzeit in dem alten Hause Toppler, die seit Jahrhunderten patriarchalisch auf den Glockenschlag zwölf festgesetzt war, um eine ganze Stunde verschoben werden mußte.

Und trotzdem wankten die Mauern des Hauses nicht — Magda vermochte es kaum zu fassen. Doch es gab noch mehr, was die alten massiven Mauern des Topplerhauses an Neuerungen mit anschauen mußten. Jeden Tag erschien zum Essen ein „Kriegskind“. Das bekam nicht sein Schüsselchen, wie das sonst Sitte gewesen, draußen am Hofpförtchen, sondern saß mit am Herrschaftstisch. Das alte Haus ward auch dadurch nicht in seinen Fugen erschüttert, wohl aber die alte Barbara drunten in der Souterrainlücke. Die konnte sich jetzt überhaupt nicht mehr in der Welt zurechtfinden. Barbara empfand den Patrizierstolz — wie das bei bejahrten Dienerrinnen öfters der Fall ist — weit mehr als ihre Herrschaft. Nie hatten die Kinder auf der Straße oder vor den Toren, wenn sie dabei war, mit einfach bescheidenen Handwerkskindern spielen dürfen. Und jetzt kam ein Kind aus dem Volke, elend und zerlumpt, und setzte sich dir nichts, mir nichts, auf den geschonten Lederstuhl vor das schimmernde Damastgedeck, an dem die vornehmen Topplers stets gespeist. Wo blieb da noch Anstand und Sitte, Unterschied und Achtung vor dem Höhergestellten? Barbara begriff ihren Herrn einfach nicht.

Leicht war es dem Ratsherrn ganz gewiß nicht gefallen, den Kreis des Hergebrachten zu überschreiten und ein Kind der Armut an seinen reichen Tisch zu nehmen. Aber er mochte als Einziger nicht dagegen sprechen. Apothekers gingen auch darin allen andern Familien mit gutem Beispiel voran. Sie

wollten nicht nur den Magen des kleinen hungrigen Gastes laben, sondern dem auf sich selbst angewiesenen Kinde, dessen Vater im Felde war und dessen Mutter dem täglichen Erwerb nachgehen mußte, auch für Geist und Gemüt Labung reichen. Jede Honoratiorenfamilie hatte sich dazu bereit erklärt, einem Kriegslinge das Haus zu öffnen. Da durfte das Topplerhaus unmöglich zurückstehen.

Leider war die kleine Mizi ein unsauberes und schlecht erzogenes Kind. Für die schadhafte Kleidung hatte Tante Brigittes gütiges Herz bald Rat geschafft. Das verschmierte Gesichtchen und die rabenschwarzen Hände des kleinen Gastes bearbeitete Magda mit echt Topplerscher Energie und Seife. Aber die Unerzogenheiten, die sich bei Tisch ergaben, daß die Kleine mit den Fingern in das Essen griff, Flecke auf Barbaras gehütetes Damastgedeck machte und den Teller mit flinkem Züngelchen wie Mohrrchen abzulecken pflegte, — das war schlimmer, denn Trautchen machte es ihr jubelnd sofort nach und mußte natürlich mit hergebrachter Strenge vom Tisch gewiesen werden. Auch außerhalb der Mahlzeiten zeigte sich Mizi von wenig günstigem Einfluß. Das stille Haus hallte jetzt von Toben und Schreien wider, trotzdem Werner, sonst der einzige Ruhestörer, die ganze Woche über auf Erntearbeit war. Selbst das allen Topplerschen Kindern heilige Mittagsschläfchen des Tantchens wurde nicht mehr geachtet. Kaum war Tante Brigitte auf ihrer veilchenbestickten Schlummerrolle eingenickt, so wurde sie sicher von kreischenden Kinderstimmen wieder aufgeweckt. Und was Mizi, das Kriegskind nicht tat, verursachte Lorchchen. Ganz verwildert war Tante Brigittes einst so wohlerzogenes Lorchchen durch den Krieg. Es hatte Werner und Trautchen das

Hurraschreien, mit dem diese jede neue Siegesbotschaft zu begrüßen pflegten, abgelauscht. Zehnmal war wohl das mindeste, daß die sanft schlummernde alte Tante plötzlich durch lautes „Hurra — hurra!“ emporstreckte. Dann saß das graue Lorchchen auf seiner Stange und sah so unschuldig aus seinen schwarzen Augen drein, als ob es kein Wässerlein trüben könne. Doch kaum hatte Tante Brigitte sich wieder aufs Ohr gelegt und die erste melodische Schnarchmusik durchzog das stille Stübchen, so war auch Lorchens Patriotismus nicht länger zu bändigen. Das begeisterte Hurrageschrei begann aufs neue.

Auch Peter, Tantes bejahrter Pudel, war durch den Weltkrieg zu seinen temperamentvollen Jugendtagen zurückgekehrt. So oft das Ausrufen der Extrablätter die Stille des verträumten Städtchens unterbrach, war Peter nicht mehr daheim zu bändigen. Er kläffte und heulte, bis man ihm das Tor öffnete. Dann sprang er dem die Siegesnachrichten ausposaunenden Druckerjungen mit jugendlichem Feuer an die Beine und gab ihm in Gemeinschaft mit jüngeren, aber nicht weniger begeistert blaffenden Kollegen und der hurra-brüllenden Stadtjugend das Geleit von Gasse zu Gasse.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Leider war es auch Trautchen eines Tages eingefallen, sich an diesem Extrablattumzug zu beteiligen. Ob Peter der eigentliche Urheber dazu war oder Mizi, das Kriegskind, ließ sich nachher nicht mehr genau feststellen. Genug — Klein-Trautchen, Mizi und Peter waren verschwunden. Auch zum Mittagessen stellte sich das tugendhafte Kleeblatt nicht ein, trotzdem es doch jetzt schon eine ganze Stunde später angefetzt war.

Tante Brigitte zitterte. Sie zitterte um ihren kleinen Lieb-

ling, und sie zitterte vor dem Zorn des Vaters. Barbara räsonnierte, was Stein und Bein hielt: „Da steckt kein anderer hinter als das unnütze Ding, die Mizi. Unser Kind ist brav, das denkt an kein Fortlaufen. So was kommt davon, wenn sich ein vornehmes Haus mit Lumpengefindel abgibt!“ Wütend wackelte die große Tollhaube hin und her. Hinter all dem Schimpfen aber verbarg sich nur die Sorge der treuen Alten.

Als Magda mit dem Bloßenschlage eins aus dem Spital heimkehrte, in dem sie ihre Ausbildung als „Helferin“ empfang, kam ihr das Tantchen schon händeringend am Hausportal entgegen.

„Unser Kind ist fort — ach, du mein Herr und Vater — gewiß ist es in die Tauber gefallen! Die Mizi ist so wild bei allen Spielen — ach, und so ein gutes Kind war unser Seelchen!“ Die Tränen kolkerten dem jammernnden Tantchen über die runzligen Wangen.

Trotz des Schrecks, den Magda bekam, konnte sie sich doch der Komik dieser etwas verfrühten Trauer nicht verschließen. „Aber Tante Brigitte, Trautchen ist sicher ganz munter, habt ihr schon in den Nachbargärten nachgeforscht?“

„Freilich — Barbara war schon überall herum. Ach, meinst Du wirklich, Magdachen, daß unser Trautchen noch lebt?“

„Sicher — wenn es nicht ihr Geist ist, der dort in roten Wadenstrümpfen angehopft kommt!“ Mit befreitem Auf-lachen wies Magda die sonnenbeschienene Herrengasse hinab, auf der vier farbige Kinder- und vier schwarze Hundebeine sich im Trab näherten.

„Hurra — großer Sieg bei Maubeuge“ — wie der

Druckerjunge sprachen die Kinder den französischen Namen als gute Patrioten echt deutsch aus. „40 000 Gefangene!“ Trautchen und Mizi schrien es schon von weitem, während Peter in seiner Sprache ebenfalls die Siegesbotschaft verkündete.

Wie die Franzosen bei Maubeuge bekam aber auch leider das Topplersche Nesthäkchen die allerschönsten Reile. Das Fortlaufen wollte der Vater ihm ein für alle Male austreiben. Und sein Familienanschluß für das Kriegskind ging so weit, daß auch Mizi das ihr zukommende Teil Haue redlich abkriegte. Weder Tante Brigittes noch Magdas Fürsprache half heute. Während die Riesenfahne, die Fräulein Nachtigall genäht, aus der Luke der Bodenkammer so lustig hin und herflatterte, saß Klein-Trautchen in selbiger Bodenkammer zur Strafe eingesperrt und konnte es nachfühlen, wie den 40 000 Gefangenen zu Mute sein mußte.

Zwischen Peter und dem Kriegskind aber bestand seit jenem Tage eine geheime Feindschaft. Jeder gab dem andern die Schuld daran, daß Trautchen mit davongelaufen war. Bei Peter gefellte sich ein überhebendes Standesgefühl dem Kind aus dem Volke gegenüber noch dazu. Denn er war ein edler Patrizierhund und genau so stolz auf seine vornehme Herrschaft wie die alte Barbara. —

Ja, vieles war in den alten Mauern des Topplerhauses anders geworden durch den Krieg. Und besonders das kleine Eckzimmer droben nach der Stadtmauer heraus konnte sich nicht genug über die Veränderungen wundern. Seine hübsche Bewohnerin bekam es jetzt nur noch des Morgens und des Abends zu sehen. Weder der wuchtige Schreibtisch noch der zierliche Nähtisch konnte sich einer Bevorzugung rühmen.

Magda hatte jetzt andere Pflichten. Der altmodische Spiegel in dem hellen Ruchbaumrahmen über der geschweiften Kommode traute seinen Augen kaum, als das Ratsstöchterlein zum ersten Male im weiß-blau gestreiften Schwesternkleide vor ihm erschien und sich das weiße Häubchen auf das rot-goldene Flimmerhaar setzte. Das hatten die alten Möbel, so lange sie auch zurückdenken konnten, noch bei keiner Frau des alten Topplergeschlechtes gesehen. Hätten sie aber erst mit angeschaut, wie das vornehme Patrizierfräulein im Spital die niedrigsten Arbeiten mit den zarten Fingerchen verrichten half, dann hätten sie wohl gleich Barbara den Kopf über solche verkehrte Weltordnung geschüttelt.

Als allererste hatte sich Magda Toppler in flammender Begeisterung dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Mit noch vierzehn andern jungen Mädchen ward sie im Spital, aus dem viele Schwestern in die Etappenlazarette gegangen, ausgebildet. Da hieß es, von der Pike auf lernen und vor keiner Arbeit zurückschrecken. Das wurde den jungen Damen nicht immer leicht. Besonders das Ratsstöchterlein sah jetzt erst, wie verwöhnt es stets gewesen. Daß es, trotzdem Tante Brigitte es bald zu diesem, bald zu jenem im Haushalt herangezogen, sich doch niemals mit wirklich groben Arbeiten befaßt hatte.

Selbstüberwindung und Willenskraft gehörte dazu, die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Denn auch das Gefühl des Ekels vor unsauberen Geräten und Kranken mußte mit aller Energie niedergekämpft werden. Wo die Energie nicht ausreichen wollte, sprang die patriotische Begeisterung in die Bresche. „Die da draußen tun mehr für uns!“ Damit bewang Magda eine jede Schwierigkeit, die sich im Anfang ihrer Samaritertätigkeit häuften.

Von großem Wert war es für das Ratsstöchterlein, daß es mit seiner Freundin Anne zusammen den schweren Beruf auf sich nahm. Anne Griebel hatte ihre Malerei vorläufig ganz an den Nagel gehangen, denn was man tut, soll man ganz tun. Das stets zufriedene Temperament der Freundin gab auch der in ihren Stimmungen oft hin- und hergerissenen Magda Gleichmaß und Stetigkeit. Auch war Anne daran gewöhnt, im Hause des Onkels ohne Hilfe jede Arbeit zu verrichten und lachte das vornehme Patrizierstöchterlein gutmütig aus, wenn es vor irgend etwas im ersten Augenblick zurückscheute. Die beiden Freundinnen waren bald die tüchtigsten von den jungen Helferinnen. Wenn die goldhaarige Schwester Magda mit sanfter Hand Wunden auswusch, brannte auch die schmerzendste nicht mehr so arg. Der mitleidige Blick der großen tiefschwarzen Samtaugen tat den Kranken ebenso wohl wie das freundliche Wort ihrer kirschroten Lippen.

Am Magda dann abends todmüde von der ungewohnten Anstrengung heim, dann galt es oft noch den Kopf anzustrengen. Dreimal in der Woche fanden anatomische Vorträge und Verbandkurse beim Spitalarzt statt. Aber auch der Vater und Tante Brigitte, welche des Hauses Älteste jetzt den ganzen Tag entbehrten, freuten sich auf ein gemütliches abendliches Plauderstündchen. Und Klein-Erautchen war nicht zu bewegen, eher ins Bett zu gehen, bis die große Schwester heimkam und mit ihr betete.

Es tat Magda oft weh, daß sie sich jetzt so wenig um ihren kleinen Liebling kümmern konnte. Manches Mal fragte sie sich, ob sie auch recht daran täte, ihre Dienste Fremden zu widmen und sich dem Schwesterchen zu entziehen. Aber das Erautchen war ja daheim gut aufgehoben. Das saß auf sei-

nem kleinen Stühlchen neben Tante Brigitte im Hofgärtchen, in dem jetzt die altmodischsteifen Georginen blühten, und mühte sich an dem ersten Pulswärmer für Bruder Heinz. Während der Berg feldgrauer Strümpfe, den das Tantchen aufstapelte, mit schier unheimlicher Geschwindigkeit von Tag zu Tag wuchs.

Am Sonnabend war Strickabend. Rothenburgs Töchter hatten wie allenthalben Deutschlands Frauen und Mädchen die beiseite gelegte Kunst der Großmütter aus der Vergessenheit wieder hervorgekramt. Wer Magda damals im Frühling gesagt hätte, als Tante Brigitte vorschlug, statt des Wandervogelvereins doch lieber ein Strickfränzchen zu gründen, daß dieser so verächtlich von ihr verlachte Plan so bald Wirklichkeit werden sollte! Wie einst im Mittelalter Rothenburgs ehrsame Bürgerstöchter mit Spinnrad und Kunkel zum „Lichten“ zusammenkamen, so fanden sich jetzt im zwanzigsten Jahrhundert die jungen Mädchen, bewaffnet mit dem großen, grauen Strickstrumpf, ein! Und waren es auch keine gruslichen Gespenstergeschichten, die man dabei zum besten gab, die Schauer geschichten von der tierischen Roheit der russischen Kosaken stand ihnen nicht nach. Eben sowenig wie die kühnen Heldentaten, von denen aus Ost und West berichtet wurde, den Waffentaten der einstigen Ritter.

Fast alle hatten sie das Stricken erst wieder lernen müssen. Tante Brigitte strahlte, Magda über die schwierigen Klippen des Hackens mit geschickter Hand hinwegsteuern helfen zu können. Und auch der Rathsherr frohlockte, daß diese weibliche Kunst aus der guten alten Zeit wieder zu Ehren kam. So schaffte der Krieg, der mit seinen Neuerungen überall Bresche schlug in das Althergebrachte, doch auch Segens-

reiches. Denn Strickstrumpf und Frauenstudium — das vertrug sich unbedingt nicht miteinander. Wenn noch ein Restchen der wahnwitzigen Idee in dem hübschen Kopfe seiner Tochter Magda spülen sollte, vor dem Strickstrumpf aus Großmutter's Tagen konnte es sicher nicht standhalten.

Uch, Magda dachte augenblicklich ganz und gar nicht an ihre früheren Wünsche. Aber nicht der feldgraue Strumpf, an dem sie eifrig die Nadeln klappern ließ, war schuld daran, sondern einfach der Umstand, daß ihr keine Zeit dazu blieb. Des Abends sank sie so müde in ihre Kissen, als ob sie Steine geklopft hätte. Da vermochte sie kaum noch ihre Gedanken zu Bruder Heinz hinzufenden, von dem die befriedigendsten Berichte einliefen. Er war jetzt fertig ausgebildet und brannte darauf, herauszukommen und seine Tüchtigkeit zu beweisen.

Nein, weder an Mathematik noch an Latein dachte jetzt Magda. Diese Wünsche waren alle verschlungen von dem Gedanken, den Dr. Lindner in ihr geweckt, sich nur als ein Teil der großen Volksgemeinschaft zu fühlen. Wohl aber machte die noch unvollendete Familienchronik ihr zu schaffen, denn der fünfzigste Geburtstag des Vaters nahte. Mitten beim Temperaturmessen und beim Verbandwechsel durchzuckte sie plötzlich der Gedanke an irgendeine der hochedlen Topplerinnen oder an einen der längst dahingegangenen Ratsherren. Sogar in ihren Träumen erschienen ihr die Damen mit dem turmartigen gepuderten Haaraufbau und die vornehmen Patrizier in Schnallenschuhen und grauer Zopfperrücke. Aus ihren Rahmen traten sie, stiegen vom Familienzimmer unhörbar die gewundene Eichtreppe des alten Hauses empor, wie so oft bei Lebzeiten, und stolzierten im Menuettschritt in das Eßzimmerchen.

„Warum hast du uns aus unserer Vergessenheit gezogen, wenn du uns um neuer Pflichten willen doch wieder vernachlässigen willst?“ fragte einer der stolzen Ahnherren mißbilligend den schlummernden Abkömmling.

Magda wälzte sich schweratmend in ihren Kissen. Keinen Ton vermochte sie zu antworten. Die Urgroßmutter mit Reifrock und Krinoline in dem geblümten Biedermeierkleid, das genau so aussah wie die Blümchentassen unten in der Servante, hob den spitzen Finger: „Was man begonnen, soll man auch ausführen,“ sagte sie mit einer dünnen, hellklingenden Stimme, wie sie die alte Pendeluhr unter der Glasglocke besaß. Am Schreibtisch aber stand Magdalena Hirsching; grade so schaute sie aus, wie sie selbst zum Festspiel. Sie hatte Tränen in ihren schönen Augen, gewiß deshalb, weil von ihr bisher so wenig in der Familienchronik verzeichnet stand.

„Weine nicht, schöne Magdalena, du sollst nicht übergangen werden. Morgen ist Sonntag, da werde ich fleißig an dem angefangenen Werk arbeiten. Vielleicht gelingt es mir, auch von dir noch etwas zutage zu fördern,“ so — wollte die schlafende Magda rufen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Die holde Ahnfrau mußte sie aber doch wohl verstanden haben. Denn sie nickte freundlich, wies mit der schlanken, weißen Hand vielsagend auf den alten Schreibtisch und schritt mit leichtem, wiegendem Schritt den anderen voraus, wieder die Treppe herab.

Magda fühlte wie der Druck, der ihr auf der Brust gelegen, plötzlich wich. Sie rieb sich die Augen und setzte sich im Bette hoch. Alles leer — der Traumspuk war zerflattert.

Nur der Mond geisterte mit matt-weißen Lichtfingern zur unverhangenen Balkontür herein.

Da legte sich das Ratsstöchterchen auf die andere Seite und schlief weiter.

14. Kapitel

Aus vergilbten Blättern

Am nächsten Morgen stand die moderne, aufgeklärte Magda noch immer unter dem Eindruck ihres Traumes. Sie mußte davon zu einer Menschenseele sprechen. So erzählte sie Tante Brigitte ihren Traum.

„Du hast zuviel Leberspätzli gestern abend gegessen, Kind, davon hast du Alldrücken bekommen.“ So deutete ihn das Tantchen prosaisch.

Sie ab- und zugehende Barbara aber schüttelte energisch ihre schöngefaltete Sonntagshaube.

„I bewahre, Magdachen, von meinen Leberspätzli hat noch kein Mensch Geister zu sehen gekriegt. Aber das weiß doch jeder: Was so ein echtes rechtes Patrizierhaus ist, das spult es. Und je älter und vornehmer solch ein Haus ist, um so mehr Geister gehen darin um.“ Ihre laute Stimme, wie sie Schwerhörigen eigen ist, dämpfte sich zum Flüsterton herab.

Magda lachte hell heraus.

Tante Brigitte aber sagte verweisend: „Schämen Sie sich, Barbara, so unchristlich zu sprechen, und noch dazu am heiligen Sonntag.“ Dabei war sie selbst durchaus nicht immer ganz frei von Aberglauben.

An Magdas Schulter verbarg sich ein kleiner Blondkopf.

„Ich fürchte mich, Magda, ach, ich fürchte mich so sehr! Noch viel mehr als vor den Russen. Und in die dunkle Diele

gehe ich bestimmt nicht mehr allein am Abend, und du oder Tante Brigitte, ihr müßt bei mir schlafen. Allein schlafe ich nicht, wenn es spukt," bitterlich weinte das Angsthäschen.

Die große Schwester machte sich insgeheim Vorwürfe, nicht auf Trautchen's Anwesenheit Rücksicht genommen zu haben. Laut aber tröstete sie und redete der Kleinen die Furcht aus.

"Sieh doch, Trautchen, wie ruhig und gemütlich die alten Herrschaften da alle über dem grünen Ripsefesa hängen. Denen fällt es ja gar nicht ein, von ihrer Wand zu steigen, sind auch schon viel zu steifbeinig dazu," so scherzte die große Schwester.

"Ja, am Tage — aber es spukt doch bloß bei Nacht. Und Bärchen muß das besser wissen als du, denn die ist doch viel älter!" Dabei blieb das Kind.

Grade als Magda in ihr Stübchen entweichen wollte, um den heutigen freien Sonntag endlich wieder zur Arbeit an der Familienchronik zu benutzen, bat Tante Brigitte: "Magdachen, ach, hast du wohl ein Stündchen Zeit für mich, Kind? Ich bin vom Flüchtlingsverein um warme Sachen für die heimatlosen Ostpreußen angegangen worden. Einen Teil habe ich schon zusammengepackt. Aber da ist doch noch die alte Truhe, die drunten im Keller steht. Dabei hätte ich gern deine Hilfe. Es ist zwar keine Sonntagsarbeit, aber unser Herrgott wird es uns um des guten Zweckes willen wohl nicht allzu schlimm anrechnen. Und wochentags kann man ja auch deiner jetzt nicht mehr habhaft werden, Kind."

Magda unterdrückte einen ungeduldrigen Seufzer. Kam sie wohl jemals dazu, an sich selbst zu denken?

"In dieser großen Zeit hat keiner Anspruch auf Eigenarbeit. Die Kräfte eines Jeden gehören der Gesamtheit,

dem Vaterlande." Wie deutlich sie plötzlich Dr. Lindner's Worte im Ohre wiederklingen hörte. Und hatte das alte Tantchen, das sich die ganze Woche allein plagen mußte, nicht auch ein Recht an ihr? Mit freundlichem Gesicht vermochte Magda jetzt die kunstvolle alte Eisenlaterne, welche in der Diele hing, zu entzünden. Dann schritt sie wie ein Glühwürmchen leuchtend der Tante voran. Trautchen, die sonst nie beim Kramen fehlen durfte, zog es, in Anbetracht der dunklen Kellergewölbe vor, lieber bei Barbara zu bleiben.

In der umfangreichen schweren Truhe hatten die dahingegangenen Jahrhunderte so manches Stück zurückgelassen, das sie selbst überdauert hatte. Magda hing die Laterne an einen Balken und begann energisch in das Reich der Vergangenheit herabzusteigen.

"Blaue Leibbrücke mit blanken Knöpfen, Tante Brigitte — da werden sich unsere Ostpreußen ja etwas merkwürdig drin ausnehmen."

"Schadet nichts — wird zu Knabenhosen zugeschnitten."

"Hier eine große Miesekäse — ach nein, es ist ein Radmantel" — — —

"Sind auch keine Motten drin?" forschte das Tantchen eifrig.

"Kann ich bei der feenhaften Beleuchtung wirklich nicht erkennen. Was nun? Ein lavendelblauer Unterrock mit schwarzem Samtband."

"Gibt keine warme Sonntagskleidchen für die Ostpreußenkinder," entschied Tante Brigitte sogleich sachverständig.

"Setz Gänsefedern — Schnallenschuhe — ein verblichenes rosenrotes Strumpfband, das soll Mehrchen haben — ein grünes Wams — au, sieh bloß mal das feine Spitzenjabot —

Vatermörder — eine wundervolle alte Gürtelschnalle, die krieg' ich, ja, Tantchen?"

"Meinetwegen, aber lang' doch mal erst die warmen Sachen heraus, Kind, darauf kommt es uns doch an."

Dem Ratsstöchterlein kam es nun freilich weniger auf die warmen Wollsachen an, als auf die wundervollen antiken Dinge, welche die alte Truhe beherbergte. Das müßte Doktor Lindner sehen! Der würde seine helle Freude daran haben.

Kniehosen, Mützen und Röcke förderten Magdas Hände geschäftig zutage. Einen kostbaren mit Pelz verbrämten Mantel. — "Der wird ein Abendmantel für dich, Magdachen, wenn du nächsten Winter dein erstes Ballkleid einweihen sollst," meinte die Tante lächelnd.

"Ach, Tante Brigitte, erst muß doch der Krieg zu Ende sein. Mir ist jetzt ganz und gar nicht nach Tanzen zumute, wo es solch einen blutigen Tanz draußen fest."

"Was hast du denn da?"

"Einen feinen Rembrandthut — und hier einen Dreimaster. Der soll mein neuer Winterhut werden oder willst du ihn etwa haben, Tantchen?" Übermütig stülpte sich Magda den schwarzen Dreispitz auf das goldene Haar. "Sehe ich nicht aus wie Friedrich der Große?"

"Zum Verwechseln ähnlich, Fräulein Magda," klang es da lachend aus der Dunkelheit des Kellereingangs.

"Himmel, der Herr Doktor! Das ist recht, daß Sie sich wieder mal nach uns umschauen. Aber was werden Sie bloß von uns denken, daß wir den Sonntag so entheiligen?" begrüßte Tante Brigitte erfreut den Gast.

Magda hatte noch kein Wort gefunden. Die Überraschung und Freude, den plötzlich vor sich zu sehen, an den sie vorhin

so lebhaft gedacht, band ihr die Zunge. Aber ihre sprechenden Augen grüßten den Freund des Hauses um so herzlicher.

"Ich bitte vielmals um Verzeihung, meine Damen, daß ich es wage, hier so unangemeldet in die Unterwelt herabzusteigen. Trautchen sagte mir, Sie seien im Keller beim Stöbern. Das war doch zu verlockend für einen Geschichtsforscher. Freilich drei Bonbons hat es mich gekostet, bis Fräulein Angsthäuschen sich entschloß, mich zu führen. Sie behauptete: es spukt. Na, komm' nur vor, Trautchen, und schau dir den holden Spuk da an," er schob das sich hinter ihm verkriechende kleine Mädchen nach vorn.

"Ach, Magda, siehst du ullig aus — ist wieder ein Festzug?"

Magda riß errötend den Dreimaster vom Haar.

"Schadel!" sagte der Doktor mit ehrlichem Bedauern. "Es war ein wundervolles Bild bei dem Flackerschein der Laterne."

"Ich kann Ihnen nicht mal die Hand zum Willkommen bieten, Herr Doktor, der Staub der Jahrhunderte hängt daran," scherzte Magda, endlich ihre Unbefangenheit wiederfindend.

"Für einen Historiker kann es doch nichts Schöneres geben." Der Doktor schüttelte herzlich die schmale Mädchenhand. "Gute Nachricht von Heinz?"

"Ja, seine. Er kann es gar nicht mehr erwarten, ins Feld zu kommen."

"Und unsereins muß zuschauen! Na, vielleicht kommt die Stunde auch noch für mich. Aber sie schaffen's ja schließlich auch so."

"Wenn's nur nicht gar so viele Feinde wären, deren Deutschland sich zu erwehren hat," seufzte die alte Tante.

„Viel Feind — viel Ehr,“ sagt das Sprichwort,“ fiel Magda mit leuchtenden Augen ein. „Dürfen wir in unserer Arbeit fortfahren oder sollen wir den Herrn Doktor ins Empirezimmer zu den blauen Damastmöbeln führen?“ Sie lachte schelmisch.

„Fräulein Magda, Sie kennen mich doch schon gut genug, um zu wissen, daß es für mich keinen schöneren Empfangsraum geben kann, als dieser alte Keller mit der vielversprechenden Truhe. Bitte mich sogleich als Gehilfen anzustellen.“

„Aber Ihre schönen weißen Manschetten und der Sonntagsanzug,“ erhob die Tante Einspruch.

„Was sind Manschetten und ein Sonntagsanzug solchen Kostbarkeiten gegenüber. Warten Sie, Fräulein Magda, ich reiche Ihnen zu.“

Wenn Tante Brigitte jetzt noch auf eine reiche Ausbeute für ihre Ostpreußen gehofft hatte, so irrte sie sich gründlich. Der Doktor war in seinem Forschungstrieb so egoistisch, vor allem nach den auf dem Grunde der Truhe ruhenden dicken Lederfolianten zu greifen.

„Das ist ja wundervoll — Aufzeichnungen aus dem Dreißigjährigen Krieg, als Gustav Adolf hier sein Lager aufgeschlagen hatte. Sehen Sie doch bloß, Fräulein Magda,“ rief er begeistert.

Fräulein Magda teilte die Begeisterung durchaus — weniger das Tantchen.

„Sind keine Tuchhosen mehr drin?“ warf es höchst prosaisch ein.

„Hosen?“ Der Doktor machte ein Gesicht, als höre er dieses Wort zum erstenmal in seinem Leben.

Das Ratstöchterlein lachte ausgelassen.

„Tantchen, Herr Doktor Lindner befindet sich doch augenblicklich im Jahre 1632 draußen auf dem Brühl, wo Gustav Adolf seinen Lagerplatz errichtet hat, da kannst du wirklich kein Interesse für deine Tuchhosen von ihm verlangen. Aber warte, ich werde die praktische Seite der Forschungen vertreten. Hier sind noch einige Kleidungsstücke und — Herrgott, was ist das?“ sie schrie laut auf. Ein lebendiges Etwas hatte plötzlich aus dem einen Hosenbein mit kühnem Sprunge das Weite gesucht.

„Es spukt — ein Geist!“ Trautchen brüllte wie am Spieße.

Auch Tante Brigitte packte entsetzt den Arm des neben ihr blätternden Historikers.

„Der Geist ist ja bloß ein Mäuslein, meine Damen,“ beruhigte der sie belustigt. „Eine harmlose Maus, die hoffentlich ihren Hunger nicht an diesen wertvollen Dokumenten gestillt hat. Trautchen, du kannst ruhig wieder die Hände von den Augen nehmen. Na, Fräulein Magda, wie ist's? Wagen Sie sich wieder in die Tiefen des Mittelalters hinab oder spukt es Ihnen dort zu sehr?“ neckte der Doktor.

Das Ratstöchterlein hatte bereits mit energischer Hand wieder in die jetzt fast geleerte Truhe hineingegriffen. Trautchen aber war nicht länger zum Bleiben in dem unheimlichen Keller zu bewegen.

„Ich will wieder nach oben — ich möchte zu Bärchen — Bärchen ist so allein,“ herzbrechend weinte und schluchzte das furchtsame Dingelchen.

„Ei, Trautchen, so geh' doch und mach' uns hier kein Konzert,“ beruhigte sie Magda.

„Nein — in dem langen Gang und auf der Kellertreppe ist es so finster; du oder das Tantchen, einer muß mitkommen.“

„Allein gehe ich nicht, wo es so arg spukt,“ beharrte das kleine Fräulein.

„Also wir werden mit Trautchen nach oben gehen.“ Die alte Tante hatte nun auch genug von dem ungemütlichen Kellerraum. Und die Foliantenforschungen des Historikers ermüdeten und langweilten sie. „Wollfächer für die Ostpreußen sind ja wohl nicht mehr da. Barbara kann all das Kleiderzeug heraufholen. Sie kommen doch mit, Herr Doktor?“

„Ach, bloß noch fünf Minuten, gnädige Frau, wenn es erlaubt ist. Nur einen Blick möchte ich noch in die Pergamentrollen und losen Papiere tun. Vielleicht finden wir auch noch etwas dabei für Ihre Familienchronik, Fräulein Magda. Wir kommen gleich nach,“ bat der Doktor, eifrig beim Zitterschein der Laterne die Dokumente und Schriftstücke, die Magda ihm zureichte, durchsehend.

Tante Brigitte stand zaubernd. Ganz unschicklich war es doch, ein junges Mädchen mit einem Herrn, wenn er auch noch so gelehrt war, hier im Keller allein zu lassen. Wo blieb da die Moral des ehrwürdigen alten Topplerhauses! Aber der Doktor schien das gar nicht zu empfinden. Der hatte überhaupt nur Sinn für seine verstaubten Papiere. Und Trautchen riß und zerrte, noch immer heulend, an der Tante gehütetem schwarzseidenen Sonntagskleid und bat himmelhoch, doch bloß aus dem gruseligen Keller zu kommen.

„Magda, leuchte uns mal bis zur Kellertreppe, ich schicke dann sogleich Barbara her.“ Tante Brigitte war froh, diesen Ausweg vor ihrem Gewissen gefunden zu haben.

Aber Barbara sprang heute auch nicht mehr, als ob sie siebzehn Jahr alt wäre. Die drehte sich in aller Gemütsruhe und ihre Knödel, die sie grade unter den Händen hatte, nicht

weniger gemächlich. Die mußte erst sämtliche Töpfe und Pfannen vom Feuer rücken, daß auch nichts anbrannte. Zu dem alten Gerümpel da unten war immer noch Zeit. Bei ihrer Schwerhörigkeit hatte sie natürlich nicht begriffen, daß Tante Brigitte ihr die Ehrenrolle eines Anstandsbaubaus zugebacht.

Dem Ratstöchterlein und dem jungen Historiker wurde die Zeit nicht lang. In begeistertem Forschungstrieb hatte der Doktor nur Augen für die vergilbten Blätter und nicht für seine goldhaarige Assistentin, die sie ihm zureichte. Tante Brigitte konnte ganz ruhig sein — die Moral des alten Patrizierhauses stand so fest wie nur je.

„Halt — Fräulein Magda — ein wichtiger Fund für Sie! Hier ist soeben ein Blatt herausgeflattert, das mir für Ihre Familienchronik von Bedeutung scheint. Wenn mich nicht alles trügt, stammt es sogar von der Hand Ihrer Vorfahrin Magdalena Hirsching. Es ist eine zierliche Damenhandschrift — freilich, arg verloscht. Warten Sie, gleich werde ich es zu entziffern versuchen,“ erregt trat der Doktor unter die Laterne.

Magda sprang in nicht weniger großer Erregung auf und versuchte dem Doktor über die Schulter zu lügen. Sollte endlich, endlich ihre Wißbegierde erfüllt werden und sie etwas Näheres über das Leben derjenigen erfahren, deren Namen sie trug?

Es war ein abgerissenes Blatt, vergilbt und zerknittert. Aber die scharfen Augen des Geschichtsforschers waren es gewohnt, noch unleserlichere Dokumente zu entziffern.

„Sintemal der Herr mich, Magdalena Hirsching, verehelichte Topplerin, von langer Buß- und Wallfahrt wieder gnädiglich heimgeführt, fand ich allhier zu Rothenburg uff

der Tauber zwar des Hauses Thüre geöffnet, aber das Herze meines gestrengen Eheherrn Heinrich Toppler feste verschlossen. Auch in das Herze meiner Kinder fand ich keine Einklehr, all dieweil man die Mutter da herauszureißen gewußt. Eine Fremde bin und bleibe ich in diesen Mauern, allwie ich es mein Lebtag hier gewest. Möge der Herre sich erbarmen und mich balde heimfinden lassen ins letzte Kämmerlein, allwohin mein müdes Herze sich sehnet. Denen aber gnädiglich verzeihen — — — hier war das Blatt abgerissen.

Der Doktor blickte ernst auf die junge Magda Toppler, dem blühenden Ebenbild der längst Dahingegangenen, die so eben zu ihnen aus diesen Zeilen gesprochen. Die samtdunklen Mädchenaugen schimmerten feucht, ein glänzender Tropfen hing an den seidenweichen Wimpern.

„Sie muß schweres Herzeleid erduldet haben,“ sagte er leise.

„Sagt weiß ich es, warum man hier so wenig von der Ahnfrau Magdalena spricht. Eine Fremde war sie stets in diesem Hause. Das welsche Blut, das Tante Brigitte so verabscheuungswürdig findet, hat sie wohl hinausgetrieben, die Ärmste! Ach, ich weiß es ja, wie diese mitleidslosen Mauern einengen und drücken können!“ Das Ratsstöchterlein rief es leidenschaftlich.

„Ruhig, Fräulein Magda — ruhig — mögen Sie es nie erfahren, das Herzeleid, das Ihre Ahne gequält hat.“ Beschwichtigend legte der Doktor der erregten Magda die Hand auf die Schulter.

In diesem Augenblick leuchtete aus dem Dunkel des Kellerganges Barbaras weiße Schürze und Haube. Es war der alten Dienerin wohl nicht zu verdenken, daß sie, als sie die

beiden da so im gelblichen Laternenschein beieinanderstehen sah, doch wohl die Empfindung hatte, ob sie sich nicht etwas mehr hätte beeilen sollen. Sicher spann sich da was an! Na, sie konnte schweigen, schweigen wie das Grab. Jedenfalls aber beschloß sie, dem Doktor zu Ehren, heute ein Glas von den köstlichen eingelegten Pfirsichen, die eigentlich bis zum Geburtstag des Hausherrn stehenbleiben sollten, aufzumachen.

Hätte sie in ihrer Schwerhörigkeit allerdings verstanden, was die beiden miteinander verhandelten, dann wäre das Pfirsichglas wohl kaum herausgerückt worden.

„Es ist ein Fragment, Fräulein Magda. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß es zu einem umfangreicheren Tagebuch gehört. Doch wo mögen jene Blätter hingekommen sein? Existieren sie noch, oder hat die Zeit sie vertilgt? Wer kann es wissen! Die Truhe ist jedenfalls ganz leer?“

„Kein Blättlein mehr drin — aber warten Sie, Herr Doktor, ich kehre heute nach Tisch noch mal in meinem alten Schreibtisch das Unterste zu oberst.“ In greifbarer Deutlichkeit stand der Traum der verflossenen Nacht plötzlich wieder vor Magdas Blick: Die Ahnfrau Magdalena, wie sie tränenben Augen auf den Schreibtisch wies.

Ach Unsinn — wurde sie auch schon solche abergläubische Sybille, wie die Barbara es war? Zogen die alten Mauern selbst sie aufgeklärten jungen Menschen in ihren Bann? Sie schämte sich heimlich vor dem Doktor.

„Recht so, der Schreibtisch sieht mir verheißungsvoll aus, der birgt am Ende noch was in seinen Tiefen,“ stimmte der Doktor bei, während sie der mit Trachten der Vorzeit beladenen Barbara voranschritten.

Das Mittagessen war vorüber, Barbaras Extrapfirsche mit der gebührenden Bewunderung und von Tante Brigittes Seite mit verwundertem Kopfschütteln begrüßt worden. Die Kinder, Trautchen, Mizi und Werner, der heute von seinem Bauern Sonntagsurlaub hatte, begleitete den Vater in die Rebhänge, wo man allmählich mit der Weinlese beginnen mußte. Die Trauben standen heuer besonders gut.

Der Sonntagsgast hatte sich bis zum Kaffee beurlaubt, um im Ortsmuseum einige Studien zu machen. So konnte Magda sich mit Muße einer sorgfältigen Durchforschung ihres alten Schreibsekretärs hingeben. Still war's im Haus. Nur das patriotische Lorchchen schrie ab und zu „Hurra“.

Mit Gründlichkeit zog Magda Kasten um Kasten, Fach um Fach auf. Der alte Schreibtisch hatte viele Schubladen, aber eine jede war leer. Nichts — nichts, soviel das Ratsstöchterlein auch suchte. Entmutigt ließ Magda die Arme sinken und starrte zu dem geschnitzten Löwenkopf empor. Ja, wenn der hätte reden können! Der hätte am Ende Aufschluß zu geben gewußt über den Verbleib der Tagebuchblätter ihrer Ahnfrau Magdalena. Sollte doch der Schreibtisch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammen.

Wie höhnisch er auf sie herabblinzelte, der Löwenkopf! Was hatte er denn da in seinem linken Auge? War das die Pupille? Nein, das war ja ein winziger Knopf. Zum erstenmal nahm Magda ihn heute wahr. Erregt kletterte sie auf den Stuhl. Das mußte sie näher untersuchen. Ihre Finger berührten den merkwürdigen Knopf — er gab nach, und — — da sprang ein Türchen unterhalb des Löwenkopfes auf, so kunstvoll eingefügt, daß es sich für gewöhnlich nicht von der hellen Holzfläche abhob.

Vor Schreck wäre das Ratsstöchterlein beinahe vom Stuhle gepurzelt.

Das Geheimfach — von dem Doktor Lindner halb scherzhaft neulich gesprochen.

Magda hatte die Empfindung, als ob sie ein Heiligtum entweihte, als sie jetzt in atemloser Erregung in das verborgene Fach griff.

Ein altertümlicher Haarkamm, wundervolle durchbrochene Goldarbeit mit Edelsteinen besetzt, förderte sie als erstes zutage. Sicher hatte man den hier vor der plündernden Soldateska des dreißigjährigen Krieges versteckt. Ein Silbergürtel mit daranhängendem Spiegelchen folgte. Schon leer? Nein, noch ein Büchlein, der grüne Seidendeckel zerschiffen. Mit bebenden Fingern schlug das junge Mädchen es auf: Die vergilbten Blätter zeigten dieselbe feine, zum Teil verlöschte Damenhandschrift wie das Blatt, das sie heute in der Truhe gefunden.

Keinen Zweifel — sie hielt das Tagebuch der Magdalena Hirsching in Händen.

Ganz blaß war Magda bei dieser Entdeckung geworden. Alles Blut strömte ihr zum Herzen. Und dann saß das goldhaarige Ratsstöchterlein nach fast dreihundert Jahren vor demselben Schreibtisch, an dem eine, die ebensolches Goldhaar und ebensolche schwarzen Samtaugen gehabt, diese Zeilen einst geschrieben, und entzifferte herzklopfend dieselben.

Leise knisterten die vergilbten Blätter. Seite um Seite schlug Magda um. Da las sie, wie Magdalena Hirsching als Sechzehnjährige im Nonnenkloster zu Padua, der Heimatsstadt ihrer Mutter, bei den frommen Schwestern Lesen, Schreiben und feine Nadelarbeit gelernt. Wie ihr Herz dort

in dem schönen Italia für einen jungen feurigen Künstler, der ein Bild von ihr gemalt und sich in ihre Schönheit verliebt, erwacht sei, und daß sie sich ihm versprochen. In einem Jahr wollte er seiner jungen Braut über die hohen Schneeberge nach Deutschland folgen und sie von ihrem Vater zum Ehegemahl erbitten. Welch jubelnde Glückseligkeit sprach aus jeder dieser Zeilen.

Und nun ein paar Monate später. Magdalena ist wieder daheim in Rothenburg. Aber sie bangt sich nach dem sonnigen Süden und nach ihrem schwarzlockigen Künstler, von dem ihr nur ihr eigenes ovales Bildchen geblieben.

„Das Bild unten über dem Ripssofa!“ durchfuhr es Magda. War das der Zauber, den jenes Bildchen stets auf sie ausgeübt? Ahnte man, daß die Liebe den Pinsel geführt?

Die Schrecken der Belagerung Rothenburgs durch Tillys Heere schildern jetzt die feinen Schriftzüge bis zu dem Augenblick, da der Grausame ihrem Flehen Gehör gibt und den hochwohlloblichen Rat begnadigt.

„Machen alle gar viel Ruhmens davon und war doch nur eine natürliche Tat, zu dem mein Herze mich trieb,“ so schrieb die junge Heldin, die man heute feierte, selbstvoller Bescheidenheit.

Nun kamen einige arg verlöschte Seiten. Waren Tränen darauf gefallen? Heinrich Toppler, dem reichen Patriziersohn, hat es das holdselige Ratskellermeisterkind angetan. Er wirbt um sie. Und der Vater weiß das Glück und die Ehre, die seiner Tochter geschieht, wohl zu würdigen. Trotz Magdalenas Flehens, trotz ihrer Tränen und ihres Bekenntnisses, daß ihr Herz einem andern gehöre, wird sie dem vornehmen Topplersohn anverlobt und muß ihm als sein Ehegemahl folgen.



„Das Haus ist arg groß und fürnehm, in seinen schweren Mauern bin ich lebendigen Leibes begraben,“ klagt die junge Frau bald darauf. Und dann weiter: „Mein gestrenger Eheherr wünscht ein demütiglich, gehorsames Ehegesponst. Oh, nimmer werde ich also. Mein welsches Blut treibt mich zur Gegenred, anstatt fein sänftiglich zu schweigen, wenn er zornig ist. Das welsche Blut läßt mein Herze in diesem Hause nimmermehr eine Bleibe finden. Es sehnet sich nach Italiens blauem Himmel und — — möge der Herre im Himmel mir meine Sünde verzeihen.“

Das erste Kind, ein kleiner Heinrich, ist geboren. Und trotzdem wird die junge reiche Topplerin, die von so vielen beneidet, ihres Lebens nicht froh. „An den scharfkantigen Mauern allhier stoße ich mir Kopf und Herze wund.“

Ganz still saß die junge Enkelin der Magdalena Hirsching. Wie oft hatte sie ganz Ähnliches in dem gleichen Hause empfunden!

„Mein Herre und Ehegemahl ist aufgebracht, alldieweil ich lesen und schreiben gelernet hab, was nicht ehrsame Sitt ist für ein frommes Eheweib. Die Bücher meiner lieben Nonnen zu Padua hat er verbrennet und sie Satanszeug benamset. Dieses Büchlein aber, mein ein und alles, halte ich wohl verborgen für seine Augen.“

Immer näher fühlte sich Magda der Schreiberin dieser Blätter, immer mehr empfand sie die Gleichheit ihres Schicksals. Ward nicht auch ihr noch jezt nach fast drei Jahrhunderten geistige Betätigung in diesen starren Mauern verargt und untersagt?

Das Büchlein ging nun zu Ende. Es erzählte nur noch von

den vergeblichen inneren Kämpfen der Schreiberin, zwischen ihrer Sehnsucht und ihrer Pflicht.

„Also habe ich mit mir gerungen und bin zu dem Entschluß kommen, gen Rom zum heiligen Vater zu pilgern und dort Buß zu tun für meine Sünde. Vielleicht löset er den Fluch des Blutes und lasset mich gesunden. Kehre ich aber nicht wieder heim, so möge mein Herre und Ehegemahl mir verzeihen und meine Kinder ihrer Mutter in Lieb — — —“ weiter vermochte Magda nicht zu lesen. Die letzten Worte waren völlig verlöscht, zeigten deutlich Tränenspuren. Und ihr selbst hing es wie ein feuchter Schleier vor den Blicken — glänzende Tropfen der jungen Enkelin fielen auf die Tagebuchblätter der Ahne.

Wie lange das Ratsstöchterlein so regungslos gefessen, auf das Büchlein in ihren Fingern und rückwärts in die Vergangenheit auf das Leben der Ahnfrau Magdalena gestarrt hatte, wußte sie nicht. Trautchen's helle Stimme riß sie erst aus ihrer Versunkenheit empor.

„Magda, du sollst kommen, wir wollen im Topplerschloßchen Kaffee trinken,“ rief das Kind von unten herauf.

Da fuhr das Ratsstöchterlein mit der Hand über die schwimmenden Augen, schloß die Kostbarkeiten wieder in das geheime Fach, und dabei schien es ihr, als ob der geschnitzte Löwentopf jetzt befriedigt dreinschaue, ja sogar, als ob er ihr mit dem Knopfauge verschmigt zulächle. Nur das dünne Büchlein behielt sie zurück und barg es in ihrer weißseidenen Bluse. Das mußte sie dem Doktor zeigen.

Vorläufig aber wollte sich durchaus keine Gelegenheit dazu finden. Die beiden Herren waren schon vorangegangen. Magda folgte mit Tante Brigitte und den Kindern. Von ihrem kost-

baren Fund sprach sie nicht. Erst zum Geburtstag des Vaters wollte sie ihn offenbaren.

Durch blutrote Rebhänge, aus deren Purpur goldene Trauben lachten, schlängelte sich die Straße hinab zum Topplerschloßchen, dem ehemaligen Sommeritz der reichen Patrizierfamilie. Jetzt war es als Wirtschaftshof verpachtet. Aber der Pächter rechnete es sich zur höchsten Ehre an, wenn der Ratsherr Toppler und seine Familie bei ihm den Kaffee einnahmen.

Auch heute rückte er sogleich geschäftig einen Tisch in den Schatten des alten Nußbaumes, während seine Frau ihre besten goldgeränderten Tassen herausgab und einen „Extrastarken“ kochte.

Der Doktor bewunderte inzwischen den originellen Bau des Schloßchens.

„Mit seinen überhängenden Geschossen und den vielen Schießscharten sieht es einem großen Taubenschlag gleich,“ meinte er.

„König Wenzel hat es nicht verschmäht, einst unter diesem Dache zu wohnen,“ berichtete der Ratsherr stolz. „Man nennt es deshalb auch Kaiserstuhl.“

Seine junge Tochter, die sonst bei derartigen Erzählungen sich mit begeisterter Lebhaftigkeit zu beteiligen pflegte, saß heute teilnahmslos daneben. Nicht einmal der „Extrastarke“ der Frau Pächterin vermochte ihre Zunge zu lösen. Den andern mußte schließlich ihre ungewöhnliche Schweigsamkeit auffallen.

„Was ist dir, Kind, hast du Weltschmerz? Hättest heute nach Tisch lieber bei der Weinlese helfen sollen, anstatt im Zimmer zu hocken,“ sagte der Vater unzufrieden.

„Bist du nicht wohl, Magdachen? Du siehst so blaß aus. Hast du dich auch nicht im Spital angesteckt? Gewiß strengst du dich dort bei der Pflege zu sehr an.“ Das Tantschen war schon wieder voller Angst.

„Ach, es ist doch nichts,“ wehrte Magda errötend ab und versuchte, sich zusammenzunehmen. Aber immer wieder mußte sie denken, wie dereinst die junge Frau Magdalena wohl hier unter dem gleichen Nußbaum gegessen, und wie ihre dunklen Augen sehnsuchtsvoll an jenen blauenden Bergen gen Süden gegangen.

Der einzige, der den Grund von Magdas Nachdenklichkeit ahnte, fragte nicht. Nur seine klaren grauen Augen hatten es getan. Da hatte der goldflimmernde Mädchenkopf unmerklich genickt.

„Ich würde gern noch einen kleinen Abstecher zur Engelsburg hinauf machen,“ der Doktor erhob sich. „Der Blick von dort bei untergehender Sonne auf das Stadtbild ist prachtvoll. Schließen sich die Herrschaften an?“

Tante Brigitte hatte reichlich genug vom Spazierengehen. Auch der Ratsherr war kein Freund vom Steigen. Aber die Kinder kamen sofort aus den Ställen herbei, um mitzuwandern. Magda beteiligte sich ebenfalls, durchschaute sie doch den Plan des Doktors, ihr Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen.

Fürs erste aber nahmen die kleinen Herrschaften den „Onkel Doktor“ noch ganz in Anspruch. Erst als man droben auf den von wildem Gestrüpp überwucherten Resten des ehemaligen Burgaltars Halt machte, gingen die drei auf Entdeckungsreisen aus. Magda hatte bereits auf dem Wege ihren Schatz hervorgezogen. Jetzt reichte sie dem Doktor das grüne Büchlein dar.

„Hier ist das Tagebuch der Magdalena Hirsching, Herr Doktor. Der alte Schreibtisch beherbergt in der Tat ein Geheimfach. Auch ein kostbarer Haarkamm und ein Silbergürtel sind darin verborgen,“ berichtete sie mit unterdrückter Erregung.

„In der Tat?“ Lebhaft griff der Historiker nach dem Büchlein. Dann ließen sie sich beide auf einer samtmoosigen Rasenbank nieder und studierten gemeinsam die feinen Schriftzüge.

„Ein höchst interessanter und wertvoller Fund,“ sagte der Doktor schließlich, als er die letzte Seite umgeschlagen. „Aber Sie, liebes Fräulein Magda, dürfen sich dadurch nicht so erregen lassen. Ganz bleich sind Sie. Das Schicksal der Magdalena Hirsching gehört der Vergangenheit an. Die blutvergießende Gegenwart zeitigt heute so viele schwere Einzelschicksale — man kann nur mit der Gesamtheit fühlen.“

„Ach, wenn ich bloß den Druck von der Seele hätte, daß mein eigenes Schicksal dem Magdalena Hirschings gleicht. Haben die mitleidlosen Mauern unseres Hauses nicht auch ihren Jugenddrang eingeengt? Hat die starre Überlieferung der Toppler mein geistiges Streben nicht gradeso wie das ihrige ertönen wollen? Aber das ist es nicht allein,“ die Stimme des jungen Mädchens ward noch leiser. „Das welsche Blut ist es, das mir Angst macht. Tante Brigitte sagt, ich hätte es geerbt, auch in meinen Adern flösse es. Und wenn es mir und andern nun ebenso zum Unglück wird, wie einst der Ur-ahne — —“

„Nein, Fräulein Magda, nein!“ Mit warmer Herzlichkeit ergriff der Doktor beide Hände des neben ihm sitzenden Mädchens, das ihm mit rührendem Vertrauen sein Seelenleid klagte. „Sie haben Topplersche Gesinnung und Willens-

stärkte in sich, die meistert das unruhige Blut der Ahne. Sie lieben das Alte, trotz Ihres Wunsches, sich als moderner Mensch zu betätigen. Wo Ihnen auch immer Ihr Platz in der Welt angewiesen sein wird, Sie werden ihn ausfüllen, andere glücklich machen und dadurch selbst das Glück finden.“ Voll überzeugender Innigkeit klangen die Worte.

„Ja, meinen Sie das wirklich?“ Kindlich gläubig sahen die dunklen Sterne in die klaren grauen Augen des Mannes. Aber was sie zum erstenmal darin lasen, war so überwältigend, so blendend, daß es sich plötzlich wie ein blutroter Nebel vor Magdas Blicken senkte. Sie mußte die Lider vor diesem jähen Glanze schließen.

Still, ganz still saß der Gelehrte neben ihr. Längst hatte er das Herz des goldhaarigen Ratsstöchterleins erforscht; wie ein offenes Buch lag es vor ihm. Aber noch war Magda zu jung, um einen ernsten Schritt fürs Leben bewußt zu tun. Noch galt es, das Erwachen eines jungen Herzens zu schonen, damit es zum starken Gefühl ausreifen konnte, das Gewähr für die Zukunft bot. Noch hieß es schweigen. So saß der gelehrte Mann denn, schwieg und ahnte nicht, daß sein Blick verraten, was sein Mund verschloß.

Vor ihnen hob sich der zackige Mauerkranz des vieltürmigen Rothenburgs vom lichtgrünen Abendhimmel. In den Fenstern der alten Giebelhäuser brannte und loderte der Ruf der scheidenden Sonne.

15. Kapitel

Kriegstage

Mit eisernem Fleiß hatte Magda die Familienchronik bis zum fünfzigsten Geburtstag des Vaters beendet. Sie hatte manche Nachtstunde mit zur Hilfe nehmen müssen, um es zu schaffen.

Voll herzklopfender Genugthuung legte sie die von schlichtem braunen Ledereinband gehaltenen Blätter auf den mit den letzten Herbstblumen geschmückten Gabentisch. Daneben das Büchlein der Magdalena Hirsching, Haarkamm und Silbergürtel.

„Soll der Vater den Kamm in seine kurzen Haare stecken?“ lachte Trautchen, welche ihre Handarbeit, einen Uhrständer, aufbaute.

Da trat auch schon der Jubilar herein. Magda saß mit Werner in der „blauen Stube“ am Klavier; sie spielten zum Empfang vierhändig den Geburtstagsmarsch von Taubert.

Dann sagte Trautchen ihr Verschen her, und das Tantchen brachte seine Glückwünsche mit gewohnter Ausführlichkeit und Rührung dar. Es war sehr feierlich.

Mitten hinein in all die Feierlichkeit pläzte Trautchens helle Stimme: „Vater, sieh doch bloß mal, du hast einen Haarkamm und einen Gürtel bekommen wie eine Dame.“

Der Ratsherr ließ seine große Tochter, deren Geburtstagskuß er soeben empfing, aus dem Arm und trat erstaunt

zum Tisch. Mit einem Blick hatte er die herrliche alte Goldschmiedearbeit erkannt.

„Wie wundervoll — wo habt ihr diese alten Kunstwerke nur aufgetrieben?“ Mit Sammlerfreude betrachtete er sie von allen Seiten.

„Sie stammen von unserer Ahne Magdalena, Vater. Ich habe sie mit diesem Büchlein zusammen in einem Fach meines Schreibtisches entdeckt. Es ist das Tagebuch der Magdalena Hirsching und gibt Aufschluß über ihr Leben in diesem Hause.“

„Aufzeichnungen von ihrer eigenen Hand — das ist in der Tat interessant, Kind. Die Überlieferung von Mund zu Mund in unserer Familie verurteilt sie, als Gattin und Mutter, die ganz Rothenburg als Heldin preist. Vielleicht wissen diese Blätter etwas zu ihrer Entschuldigung zu sagen.“

„Sicher, Vater, sie verdient unser ganzes Mitleid. Dieses Haus ist ihr zum Unglück geworden,“ nahm sich Magda mit heißen Wangen ihres Lieblings Magdalena an.

„Du hast doch hoffentlich das Buch nicht gelesen, Magdachen?“ Tante Brigitte betrachtete das schlichte Büchlein mit ängstlicher Scheu.

„Aber gewiß, Tantchen, sonst könnte ich doch unmöglich so ihre Partei ergreifen. Lies es nur selbst und du — — —“

„Da sei Gott vor!“ Abwehrend hob die alte Tante beide Hände empor. Und vor ihrem inneren Blick eröffneten sich wieder eine Reihe von Katastrophen, welche die gefährliche Lektüre für Magda nach sich ziehen konnte.

Der Ratsherr hatte inzwischen das grüne Büchlein in seine Brusttasche geschoben und die praktischen Geschenke, welche Tante Brigitte ihm in Gestalt von wollener Wäsche und

Strümpfen aufgebaut, mit schuldigem Dank in Empfang genommen. Nun wollte er sich erleichtert an seine Zeitung begeben. Denn er war kein Freund davon, sich feiern zu lassen. Da fühlte er sich leis am Ärmel gezupft.

„Du hast noch was übersehen, Vater — mein Geschenk.“ Röte überzog das Antlitz seiner jungen Tochter.

„Der Tausend — noch mehr?“

„Meine Handarbeit, Vater.“ Magda schob Tante Brigittes Wollhemden, welche der Vater achtlos auf das braune Lederbuch gelegt, zur Seite und reichte dem Vater herzklappend ihr Werk dar.

„Chronik der Familie Topppler zu Rothenburg an der Tauber vom 14. bis zum 20. Jahrhundert“ las der überraschte Ratsherr auf dem Titelblatt in der energischen Handschrift seiner Tochter.

„Magda, das hättest du — — —“ er konnte es noch gar nicht fassen.

„Ja, Vater ich wollte dir gern eine rechte Freude zu deinem Geburtstag machen, weil du doch damals sagtest, ich hätte dir die Freude an meinem Geburtstag gestört,“ ganz leise klang es.

„Hm — na ja,“ der Vater räusperte sich und schlug die nächste Seite um. Diese zeigte die tadellose Zeichnung der verzweigten Stammbaumtafel des alten Patriziergeschlechts bis auf die Jetztzeit. Als vier winzige Punkte war das Toppplerische Quartett Heinz, Magda, Werner und Trautchen darauf verzeichnet.

„Mädel, woher kannst du denn das bloß, das ist ja nach allen Regeln der Kunst zusammengestellt!“ rief er voll freudiger Überraschung.

„Doktor Lindner war mir dabei behilflich und hat mich gelehrt, wie man eine derartige Familienchronik anlegt.“ Magda wurde noch etwas röter.

Aber der Vater war so vertieft in die Annalen seiner Vorfahren, daß er dessen nicht acht hatte.

„Höchst verständig und übersichtlich. Ich weiß nicht, ob ich mehr den Fleiß, der dazu gehört, oder das liebevolle Sichversenken in die vergangenen Zeiten loben soll. Du hast mir heute die größte Geburtstagsfreude bereitet, mein Kind. Bist doch eine echte Toppler!“ Der Ratsherr zog seine große Tochter liebevoll an das Herz.

Diese Zärtlichkeit war fast noch etwas Selteneres als das Lob, was der stets mit dem Ausdruck seiner Gefühle kargende Vater ihr spendete. Magda fühlte sich in diesem Augenblick von Herzen glücklich und zufrieden. Das Tantechen aber stand mit feuchten Augen daneben und dankte dem da droben für das gute Einvernehmen der beiden. Dann aber drohte sie der jungen Nichte lächelnd: „Nun wird aber wieder beizeiten schlafen gegangen, Magdachen. Meinst, ich hätte es nicht gemerkt, wie lange jetzt immer durch deine Bußenscheiben Lichtschein in den Hofgarten fiel? Du sollst deine roten Backen nicht verlieren, Herzchen.“

Im engen Freundeskreise ward der festliche Tag begangen. Daß sein Ältester dabei dabei fehlen mußte, war freilich ein bitterer Tropfen für den Ratsherrn. Seit einigen Tagen war Heinz ins Feld gekommen, ganz plötzlich, daß ihm nicht einmal ein Lebewohl mehr daheim vergönnt war. Aber der Junge schrieb so beseligt, daß er nun endlich auch seine Flügel erproben könne, daß jeder selbstische Gedanke davor schweigen mußte. Dagegen brachte der Nachmittag den Freund des

Hauses Dr. Erwin Lindner, der nicht unter den Gratulanten fehlen wollte. Auch mußte er als Historiker doch sehen, was aus der Topplerschen Familienchronik geworden.

Der Tag, auf den sich Magdas Gedanken und Streben wochenlang konzentriert hatten, ging dahin. Wie jeder andere tauchte er unter in der großen Zeitenflut. Neue Tage kamen — gingen. Einer glich so ziemlich dem andern. Alle trugen sie dasselbe graue Kleid gleichmäßiger, steter Pflichterfüllung. Nur die großen Ereignisse draußen an der Front brachten Farbe und Abwechslung in das Einerlei daheim. Dann wehten die Fahnen, und die Herzen schlugen höher.

Weihnachten war herangekommen, ohne den ersehnten „Frieden auf Erden“ zu bringen. In den Unterständen, den Schützengräben, allenthalben brannten die Tannenbäumlein und zauberten den tapferen Kriegern die ferne Heimat vor. Liebesgaben über Liebesgaben hatte die Feldpost zu bestellen. Auch aus dem alten Topplerhause waren unzählige Päckchen nach Ost und West geflattert. Alle hatte das Ratstöchterlein bedacht, deren Wunden sie verbinden geholfen. Auch die Kinder hatten ihre schönste Weihnachtsfreude darin gefunden, den braven Feldgrauen eine Freude zu bereiten. Selbst Mizi, das Kriegskind, hatte fleißig die Finger geregt, um den Vater draußen zu erfreuen. Der günstige Einfluß des vornehm strengen Patrizierhauses machte sich allmählich doch bei dem unerzogenen Ding bemerkbar.

Eisenklirrend, unter Kanonendonner und Granatenblitzen, wie das alte Jahr Abschied nahm, war 1915 mit geschwungener Kriegsfackel in die bereits an allen Ecken und Enden lodernde Welt gestürmt. Zu Lande, zu Wasser und in den Lüften ward der gewaltigste aller Kriege ausgefochten. Das junge

Reiß des alten tapferen Topplergeschlechts hatte sich dabei den ersten Lorbeer geholt. Heinz Toppler war wegen seines unerschrockenen Mutes zum Leutnant befördert worden.

Der Ratsherr strahlte in gerechtem Vaterstolz. Auch Magda freute sich von ganzem Herzen mit dem Bruder. Das Tantechen aber sorgte: „Ach, du mein Himmel, wenn der Junge nur nicht zu tollkühn ist!“ Im übrigen aber räumte es die Speisekammer, um den Magen des jungen Leutnants gebührend zu stärken.

Des Ratsstöchters erstes Ballkleid hing unbenutzt in den dunklen Tiefen des schweren geschnitzten Eichenschrankes. Magda trug das ernste blauweißgestreifte Schwesternkleid und dachte nicht an Vergnügen und Tanz. Von morgens bis abends war sie im Spital tätig. Auch die Freundinnen weihten ihre Kräfte nach wie vor dem Vaterlandsdienst. Nur kurze Zeit hatte Anne Griebel geschwankt, ob sie ihren Wünschen und der Aufforderung des Professor Hellmann folgen sollte, während des Wintersemesters in seinem Münchener Atelier zu studieren. Gar verlockend war es, die wertvolle Anleitung des bekannten Künstlers zu erhalten. Aber durfte Anne ihre Samaritertätigkeit in Rothenburg, die Pflichten, die sie auf sich genommen, einfach im Stich lassen? War sie nicht wie der Soldat, der treu auf seinem Posten auszuharren hatte? Wie konnte sie da fahnenflüchtig werden!

Und Anne bezwang die eigenen Wünsche tapfer und blieb.

Ursel vervielfältigte sich in dieser Zeit. Sie hatte die Tatkraft ihrer Mutter geerbt. Im Lazarett verwaltete sie die Apotheke, im Kriegskinderhort beschäftigte sie die Kleinen, und mittags war sie bei der Speiseverteilung für notleidende Familien unermüdlich tätig.

Nur die Sonntage blieben den drei Freundinnen hin und wieder zum Beisammensein. Da richteten sie es, wenn es irgendwie ging, ein, daß sie an dem gleichen Sonntag keinen Dienst hatten. Dann zogen sie zusammen ins Freie in den schneeschimmernden Bergwald, und ihre achtzehn Jahre vergaßen den Krieg da draußen, und alles Schwere, was er im Gefolge hatte.

Hin und wieder aber war das Ratsstochterlein selbst an dienstfreien Sonntagen nicht für die Freundinnen zu haben; dann zwinkerten Anne und Ursel sich wohl verständnisinnig zu: „Der Doktor kommt gewiß!“ Und wenn Magda drauf erzählte, daß sie nicht hätte abkommen können, da sie Dr. Lindner bei seinen Forschungen zur Geschichte Rothenburgs habe helfen müssen, dann taten die Freundinnen ihr den Gefallen, einzusehen, daß ohne Magdas Hilfe das große Geschichtswerk des Historikers höchstwahrscheinlich ungeschrieben bleiben müsse.

Diese Sonntage der gemeinsamen Arbeit mit Erwin Lindner hoben sich leuchtend heraus aus der einfarbigen Perlenkette der sich auf den Jahresfaden reihenden Tage. Die anstrengendste Tätigkeit im Lazarett ward Magda leicht, wenn sie an den kommenden Sonntag dachte oder von der Erinnerung an den vergangenen zehrte. Es bereitete ihr eine große Befriedigung, daß der Freund sie an seiner Arbeit teilhaben ließ. Grenzenlose Mühe gab sie sich, ihm beim Ordnen des Materials von Nutzen zu sein.

Der Ratsherr ließ seine Tochter gewähren. Er freute sich, daß sie soviel Interesse für die glorreiche Vergangenheit ihrer Vaterstadt an den Tag legte. Er bedachte nicht, daß dieses Interesse ein geteiltes sein könne. Seit seinem fünf-

zigsten Geburtstage hatte Magda durch die Familienchronik bei ihm einen Stein im Brett. Und wenn Tante Brigitte wirklich einmal schüchterne Bedenken äußerte, daß der Doktor zwar ein gelehrter, aber doch durchaus noch kein älterer Herr sei, und ob es daher auch statthaft wäre, das Magdachen soviel in seiner Gesellschaft zu lassen, wurde er sogar unwirsch: „Ihr Frauensleute müßt doch immer was zum Klatschen haben. Nicht mal ernste Arbeit kann vor euch bestehen!“

„Ich meine ja nur, Heinrich,“ pflegte das Tantenchen dann schnell zu begütigen. Und damit war die Angelegenheit erledigt.

Hätte der Ratsherr allerdings geahnt, daß die Studien der beiden nicht nur Rothenburgs Geschichte, sondern auch mathematischen Formeln und lateinischen Extemporalien galten, wäre er doch vielleicht weniger dafür gewesen.

Auf Anregung des Doktors hatte Magda seit kurzem wieder ihre Bücher hervorgesucht. Die Tätigkeit im Lazarett ließ ihr jetzt, da sie eingearbeitet war, doch so manche freie Stunde. Er selbst wurde ihr Lehrer, und unter seiner Leitung machte sie geradezu fabelhafte Fortschritte. Mit ganz anderem Eifer noch als früher suchte sie den an sie gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Und wenn Dr. Lindner sie dann lobte, war sie ebenso stolz darauf, wie Bruder Heinz auf das Eiserne Kreuz, daß er kürzlich erhalten.

„Ich arbeite ja nur für mich, zur Vervollkommenung meiner Bildung. Dr. Lindner sagt, man habe die Pflicht, weiterzustreben und nicht auf halbem Wege stehenzubleiben,“ pflegte das Ratsstöchterlein sich selbst zu überreden, wenn das Gewissen mal mahnte, daß sie den Wünschen des Vaters entgegenhandelte.

Ihr Lehrer aber dachte öfters: „Es wäre richtig, daß ich mit dem Rat Toppler spräche. Er muß die Magda studieren lassen. Jammerschade, wenn eine derartig glänzende Begabung brach liegen bliebe. Ich darf nicht selbstüchtig dabei an meine eigene Zukunft denken. Magda muß volle Freiheit in ihrer Wahl und in ihrem Handeln haben. Aber jetzt während des Krieges ist nicht die Zeit dazu. Jetzt gehört sie ihrem Samariterdienst. Sobald der Krieg zu Ende ist, werde ich es tun.“ Dieser Aufschub war dem Doktor eine große Erleichterung.

Aber der Krieg ging nicht zu Ende. Der Schnee schmolz. Aus den Osterbeeten im Hofgärtchen grüßten wieder buntleuchtende Hyazinthen und Tulpen. Da ward es noch stiller und leerer in dem alten Patrizierhause. Werner kam nach Würzburg aufs Gymnasium. Trautchen wurde ein kleines Schulmädchen. Auch Magdas Tätigkeit ward vom Spital ins Wildbad-Lazarett verlegt.

Das Wildbad lag außerhalb des Stadtmauerringes am Berghang. Schon im 14. Jahrhundert hatte der geniale Vorfahre des alten Geschlechts, Heinz Toppler, die Heilkraft der schwefelhaltigen Quelle erkannt und ein kleines Badehaus dort errichtet. Jetzt stand an derselben Stelle ein stolzer Bau mit Kursaal, Theater, Wandelbahnen und einem weltbekannten orthopädischen Institut. Einen Teil des Etablissements hatte man als Lazarett belegt. In der reinen frischen Bergluft gesunden die Verwundeten schneller, die angegriffenen Nerven stärkten sich hier, und die gelähmten Glieder erlangten in der orthopädischen Anstalt wieder ihre Gebrauchsfähigkeit. Schwester Magda war im Wildbad-Lazarett bald ebenso beliebt wie im Spital. Es war ihr eine Freude, hier

in den modern hygienischen Räumen zu schaffen. Bei den schmerzhaftesten Operationen zog man sie zu. Nicht nur ihrer leichten geschickten Hand wegen, auch weil ihre Stimme die aufgeregtesten Patienten zu beruhigen wußte.

Dies Jahr sah das goldzöpfige Ratsstöchterlein nicht auf seinem kleinen Schwalbennestbalkon oben an der Stadtmauer, als der rotblaue Flieder vom Burgplatz seine süßesten Grüße empor sandte. Durch die rosenrote und schneeige Blütenpracht des Spalierobstes, das sich terrassenförmig am Berghang zur Höhe zog, schritt „Schwester Magda“. Im Arm führte sie einen bleichen Verwundeten. Und ihre warme weiche Stimme, ihr helles junges Lachen taten dem Genesenden ebenso wohl wie der lachende Frühlingssonnenschein.

Nein, der Krieg ging noch lange nicht zu Ende. Englands grausamer Plan ward offenbar, anstatt den Kampf mit den Waffen auszufechten, Deutschlands Frauen und Kinder auszuhungern, indem es ihm die Lebensmittelfuhr abschnitt. Doch nur um so opferfreudiger nahmen die daheim jede Entbehrung auf sich.

In den engen Giebelstraßen des alten Rothenburgs freilich merkte man nicht allzuviel von den Kriegseinschränkungen. Der Ertrag der Landwirtschaft und Viehzucht im Frankenland war reich. Zweimal in der Woche brachten die Bauern ihre Erzeugnisse, unbekümmert um Englands Aus Hungerungs politik, zu Märkte nach Rothenburg, während man in den großen Städten schon an die Rationierung von Brot und Butter schritt, und die ersten sogenannten „Lebensmittelpolonäsen“ begannen.

Die alte Barbara hätte es auch gar nicht verstanden, ein-

auschränken und zu sparen. Wie es in dem reichen Topplerhaufe seit Jahrhunderten gehalten wurde, so mußte es auch weiter aus dem Vollen gehen. Was gingen Barbara denn die Engländer an!

16. Kapitel

Ein Abschied,
und was dabei unausgesprochen blieb

Ein goldener, sonnenheller Julisonntag brachte nach längerer Zeit mal wieder den Historiker Dr. Erwin Lindner nach Rothenburg. Er hatte es diesmal nicht gut getroffen: Magda hatte bis sieben Uhr Dienst im Lazarett. In schlecht verhohlener Enttäuschung saß der Doktor vor seinem Sessel an dem runden Familientisch, der ihm heute nüchtern und langweilig erschien. Alles, was ihn sonst an dem alten Patrizierhause entzückte, dünkte ihm an diesem Tage düster und ungemütlich. Die Geister der Vergangenheit, die stets aus allen Winkeln und Nischen gelugt und das Herz des Historikers erfreut hatten, mußten sich heute wohl verkrochen haben. Immer wieder glitt sein Auge suchend durch den kühlen gewölbten Raum — dabei wußte er doch ganz genau, was ihm fehlte. Erst als Erwin Lindners Blick an dem ovalen Bildchen über dem grünen Rippssofa, das den feinen Zügen des Ratsstochterleins so ähnlich war, hängen blieb, hob sich seine gedrückte Stimmung ein wenig. Er vermochte jetzt Barbaras Sonntagsbraten gebührende Ehre anzutun und des Ratsherrn politischen Vortrag über das Wanken der russischen Stellungen mit ebenso gebührendem Interesse anzuhören.

Aber als das Tantchen auf dem grünen Rippssofa unruhig

wurde und mit verschämtem Lächeln fragte: „Verzeihung, Herr Doktor, meine Spigenbarbe ist wohl wieder mal schief gerutscht? Sie starren immerzu auf meinen Kopf.“ Da überzog die ausdrucksvollen Züge des jungen Gelehrten peinliche Röte. Mit Gewalt löste er jetzt endlich seinen Blick von dem ovalen Bildnis der Magdalena Hirsching.

Der Doktor brachte eine Neuigkeit mit: der erste Band seines großen Geschichtswerkes war abgeschlossen und hatte ungeteilte Anerkennung gefunden. Man hatte ihm sogar den freigewordenen Stuhl für Geschichte an der Universität zu Würzburg angetragen.

„Das ist ja eine große Überraschung und Freude, lieber Doktor,“ der Ratsherr schüttelte dem Freund des Hauses erfreut die Hand. „Das müssen wir mit einem ganz besonderen Tropfen feiern. Trautchen spring’ mal und sag’ der Barbara, sie möchte eine von den alten Flaschen „Schiller“ heraufholen. Schade, daß die Magda nicht da ist, wie würde sie das interessieren.“

Der Doktor bedauerte dies heimlich bedeutend lebhafter als der Vater. Laut aber sagte er: „Es ist nicht die einzige Neuigkeit, die ich in Bereitschaft habe, Herr Rat. Die zweite, größere folgt erst: Mein heutiger Auszug nach Rothenburg ist gleichzeitig ein Abschiedsbesuch. Übermorgen schon habe ich den Hörsaal mit der Kaserne in Fürth vertauscht. Ich halt’s nicht mehr aus daheim. Die Studenten sind mit wenigen Ausnahmen nun alle im Felde; jetzt kommt endlich auch meine Zeit, für Deutschlands Ehre zu kämpfen.“ Die hellen grauen Augen des Gelehrten leuchteten in Jünglingsbegeisterung.

„Sie auch, Herr Doktor? O Gott, man hat noch nicht ge-

nug zu sorgen. Und Ihre Professur? Und Ihre Frau Mutter, was sagt die dazu?" Des Tantchens Fragen überstürzten sich.

"Ja, meine Mutter, für die ist es freilich schwer. Ich bin ihr Einziger. Aber sie trägt es mit der Seelenstärke, die sie stets in allen Lebensfragen bewiesen. Mit keinem Wort hat sie versucht, mich zurückzuhalten. Deutschlands Mütter haben sich in diesem Weltkrieg ein Ehrendenkmal für alle Zeiten gesetzt. Und die Professur? Nun, wenn ich heimkomme, ist auch noch Zeit, darüber zu reden. Und wenn nicht — dann wird sich ein anderer, vielleicht würdigerer dafür finden."

"Auf eine glückliche Zukunft und auf ein gesundes Wiedersehen, lieber Doktor. Ich könnte Sie beneiden, daß Sie nun auch mit hinausziehen dürfen, während man selbst zum alten Eisen gehört." Der Rathsherr hob sein feingeschliffenes Glas mit dem rotgoldenen Wein.

Niemals waren Erwin Lindner die Stunden so getrocknet wie an diesem Sonntagnachmittag. Es war, als ob der Zeiger an der großen Standuhr in der Ecke seinem würdigen Alter alle Ehre machen wollte, indem er sich kaum von der Stelle bewegte. Nach dem Kaffee hielt der Doktor es nicht mehr in den ihn beengenden Wänden des alten Hauses aus. Heute fühlte er es selbst, wie die wuchtigen Mauern bedrücken konnten.

"Ich möchte noch einen größeren Spaziergang machen, um die Schönheit des mir so lieb gewordenen Rothenburgs mit mir hinauszunehmen ins Feld," sagte er um Entschuldigung bittend und griff nach seinem Hut.

"Aber bei dieser Blut, lieber Herr Doktor! Da kann man ja einen Hitzschlag kriegen! Nein, ich setze mich auf mein schattiges Erkerplätzchen und schau mir die Leute an, die im

Schweize ihres Angesichts spazierengehen," so ließ sich die alte Tante vernehmen.

Auch der Rathsherr pflichtete ihr bei, daß ein Spaziergang heute nur ein zweifelhaftes Vergnügen sei. "Mir ist es sogar für meinen Weinberg zu heiß, und das will viel sagen. In seinen vier Pfählen hat man es heute am kühlfsten und bequemsten. Aber lassen Sie sich nicht stören, Doktor."

Eine sengende Hitzwelle schlug Erwin Lindner aus den engen Gassen des Städtchens entgegen. Jeder Winkel, jede Giebelverschnörkelung, und jedes Gefims, jedes Steintreppchen hauchte seinen heißen Atem aus. Selbst die rieselnden Brunnlein vermochten keine Kühlung zu spenden. Wie ausgestorben lag die Stadt da.

Draußen vor den Toren war es ein wenig luftiger. Doktor Lindner schritt langsam fürbaß. Und ohne daß er's wußte, trugen ihn seine Füße zu dem Ort, wohin seine Gedanken schon längst geflogen. Er stand plötzlich vor der großen Gartenanlage des Wildbads und wußte nicht, wie er dorthin gekommen.

Vielleicht war das Glück ihm hold, daß er Magda Toppeler sehen und sprechen konnte. Schimmerte dort nicht schon sein blauweißes Schwesternkleid durch die Büsche? Nein, sie war es nicht. Braunes Haar kam unter dem weißen Häubchen hervor.

Sin und her pendelte der Doktor den staubig-sonnigen Steig vor dem Wildbad. Er empfand weder Staub noch Sonnenglut. Stimmen wurden laut. Genesende ergingen sich zu zweien und dreien in dem schattigen Laubengang unter den betäubend duftenden Linden. Ab und an lugte es blauweiß gestreift aus dem grünen Buschwerk. Dann schlug das Herz des Gelehrten schneller. Dann forschte er mit scharfem

Augen — nicht wie sonst in der Vergangenheit, sondern in der lebendigen Gegenwart. Aber ach, die Schritte gingen vorüber, die Stimmen verklangen. Stets war es ein fremdes Gesicht, das den Wartenden enttäuschte. So wandelte Erwin Lindner hin — her — ohne Zeit- und Raumbewußtsein. Als müsse es so bis in alle Ewigkeit fortgehen.

Da — eine Stimme, süß und weich — die kannte er unter tausenden.

„Sie dürfen nicht verzagt sein, lieber Bachhuber. Für das erstemal geht es doch überraschend gut. Freilich strengt es Sie noch arg an, aber morgen sicher schon weniger. Für heute haben wir auch nun genug geleistet. Jetzt rücke ich Ihnen den Liegestuhl hier auf die Terrasse und hole Ihnen ein Glas Limonade zur Erquickung. Liegen Sie so gut?“

Der Doktor brauchte gar nicht hinzusehen, er wußte genau, wer allein in so weichen Herzenstönen trösten und Mut zusprechen konnte.

„Danke, Schwester Magda. Wenn ich Sie nicht hätte, ich glaube, da wär' ich schon längst verzagt.“

Rötlich-goldenes Mädchenhaar flimmerte unter einem weißen Häubchen, und dann war Magda zurück ins Haus geeilt. Der Doktor aber ertappte sich bei dem Wunsch, an Stelle des verwundeten Bachhubers dort auf dem Liegestuhl zu ruhen und sich von den weißen, schlanken Händen die Rissen glätten zu lassen.

Da kam Schwester Magda bereits mit ihrer Zitronenlimonade zurück. Sie ahnte nicht die Nähe des Freundes. Auf einen Gartenstuhl ließ sie sich nieder und zog das feldgraue Strickzeug hervor. Ab und zu ging ihr Blick mitleidig zu dem stumm und bleich neben ihr Ruhenden.



„Sie müssen es sich nicht so zu Herzen nehmen, Bachhuber. Wenn Sie sich erst an den Ersatz gewöhnt haben, gehen Sie genau so gut wie früher. Nur in der ersten Zeit ist es un bequem und schmerzhaft,“ versuchte sie ihm Mut zuzusprechen.

„Ach, Schwester Magda, das ist es nicht allein. Schmerzen würde ich gern noch mehr auf mich nehmen. Aber daheim wartet mein Mädchen auf mich. Die Schönste ist sie im ganzen Dorf, einen forschen Bursch wollte sie nur haben. So bin ich von ihr gezogen und als einbeiniger Krüppel komm' ich nun heim. Ob sie mich da überhaupt noch mag?“

„Aber Bachhuber, wie können Sie nur so gering von Ihrer Braut denken! Sie wird Sie nun erst recht lieb haben!“ er eiferte sich Magda. „Und tut sie's nicht, dann ist sie's auch nicht wert, daß Sie ihr nur einen Augenblick nachtrauern.“ Wie die schwarzen Augen bligten.

Ja, so großherzig würde sie selbst handeln, die Magda, nach sich beurteilte sie auch die andern. Ein warmes Leuchten trat in die Augen des Horchers jenseits des Gitters.

Und grade so wie damals bei dem historischen Festzug fühlte Magda plötzlich diesen Blick. Wie unter Hypnose hoben sich ihre Augen vom Strickzeug und begegneten den grauen des durch das Buschwerk Spähenden.

„Herr Doktor ———“ Sämtliche fünf Nadeln entrutschten den Maschen. Das Strickzeug flog ins Gras und Schwester Magda zum Gitter. „Herr Doktor, ist das eine feine Überraschung! Sind Sie schon lange in Rothenburg? Ach, und grade heute muß ich nicht daheim sein! Aber warten Sie, gleich komm' ich. Es ist zwar noch eine halbe Stunde bis zum Schluß, aber ich bitte eine andere Schwester mich zu vertreten!“

Mit verständnisinnigem Lächeln sah der verwundete Bachhuber der davonstürmenden Magda nach. Ja, wenn sein Mädel ihm auch solch freudigen Willkomm bereitere, da konnte er zufrieden sein.

Und nun schritten die beiden, das Ratsstöchterlein und der Doktor, an der leis plätschernden Tauber entlang durch den grillenddurchzirpten Wiesengrund. Keiner von ihnen empfand die Hitze des Tages. Die Wärme in ihnen war stärker als die draußen. Magda plauderte und erzählte lebhaft. Die Freude, Erwin Lindner so unvermutet vor sich zu sehen, strahlte ihr aus den Augen, tönte durch jedes ihrer Worte. Sie merkte es nicht, daß der Freund schweigsamer war als sonst.

„Ich muß es ihr sagen, daß ich übermorgen nach Fürth zur Infanterie gehe,“ dachte der Doktor. „Aber sie ist so kindlich froh, so glücklich, ich mag ihr diese Heiterkeit nicht trüben. Denn gleichgültig wird es ihr sicher nicht sein, daß ich fortgehe.“ Und er verschob es von Minute zu Minute.

Doch als das Burgtor nun in Sicht kam, half es nichts mehr.

„Fräulein Magda, ich habe eine große Neuigkeit — — —“ begann er zag.

„Eine gute — ja, eine gute? Ihr Werk ist erschienen?“ In atemloser Spannung hingen die dunklen Augen an seinen ausdrucksvollen Mienen.

„Ja, es ist nun herausgekommen und ist recht günstig aufgenommen worden. Man hat mir sogar eine Professur angetragen — — —“

„Eine Professur — ach, ist das fein!“ Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte das impulsive Ratsstöchterlein mitten auf

der Straße einen Luftsprung vor Freude gemacht. „Aber daran bin ich ebenfalls beteiligt, ich habe an dem Werk geholfen, nun verlange ich auch von den Ehrenbezeugungen meinen Teil,“ lachte sie schelmisch. Gleich darauf aber errötete sie bis an die feinen Goldhaare. Lieber Himmel, wenn der Doktor ihre vorschnellen Worte nur nicht anders deutete!

Auch Erwin Lindner war das Blut in die Stirn gestiegen. Es lag ja jetzt so nahe für ihn, zu sagen, daß sie, wie sie die Arbeit mit ihm geteilt, auch an der Professur teilhaben müsse als seine zukünftige Frau. Aber nein, heute, da er ins Ungewisse hinauszog, konnte er noch weniger sprechen als zuvor. Da durfte er ihr Schicksal nicht an das seinige fesseln.

So sagte er schnell, um das, was sich ihm auf die Zunge drängte, zu verschleichen: „Ich möchte auch gleichzeitig von Ihnen Abschied nehmen, Fräulein Magda. Übermorgen gehe ich von Würzburg fort. Ich habe mich nun endlich als Freiwilliger zur Infanterie gemeldet.“

Magda hemmte jäh den Schritt. Sie standen grade unter dem Rundbogen des Burgtors, wo sie ihn zum erstenmal gesehen. Sie fühlte, wie sie bis in die Lippen erblaßte. Der Glanz in ihren Augen war erloschen.

„Sie — gehen — fort — —“ abgerissen rangen sich ihr die Worte vom Munde. Und dann schlug das Ratsstöchterlein ganz plötzlich, ganz unvorhergesehen beide Hände vors Gesicht und — schluchzte bitterlich.

Das Herz des Mannes krampfte sich bei diesem elementaren Schmerzausbruch zusammen. Wie gern hätte er sie jetzt tröstend in seine Arme genommen. Nein, nein — er mußte stark bleiben! Sein Leben gehörte jetzt dem Vaterlande. Wenn er gesund heimkehrte — ja dann!

So strich seine Hand in scheuer Liebkosung nur beruhigend über das weiche Goldhaar des gesenkten Mädchenkopfes.

„Fräulein Magda, weinen Sie nicht so — ich kann es nicht sehen. Der Krieg wird ja bald zu Ende gehen und —“

Bei seinen Worten erst kam es Magda zum Bewußtsein, wie sie sich von ihrem Gefühl hatte hinreißen lassen. Brennende Scham erfüllte sie, und gleichzeitig erwachte der Stolz des alten Topplergeschlechtes in ihr.

„Es ist — es ist — ja bloß wegen Mathematik und Latein,“ stieß sie immer noch schluchzend hervor.

Erwin Lindner mußte lächeln, trotzdem ihm ganz und gar nicht zum Lachen zumute war. „Ich weiß es ja, Fräulein Magda, wie strebsam Sie sind,“ kam er ihr feinfühlernd zu Hilfe. „Aber deshalb brauchen Sie nicht zu weinen. Wozu wäre denn die Feldpost da? Ich schicke Ihnen Ihre Aufgaben ein und Sie senden mir die Arbeiten zurück. Ja, wollen wir es so halten?“ Er reichte ihr seine Hand hin. Erleichtert schlug Magda ein.

Die Straße war zum Glück leer. Keiner sah das weinende Ratstochterlein.

Keiner?

Auf ihrem Erkerplatz vor dem gefährlichen Spion saß Tante Brigitte. Sie hatte heute wenig Abwechslung, wie ausgestorben war die Straße. Da tauchte plötzlich in dem Rund des verräterischen Spiegels ein goldblonder Mädchenkopf unter weißem Schwesternhäubchen auf. Nanu — war das nicht das Magdchen? Und neben ihr, das war doch kein anderer als der Doktor. Die alte Tante rückte ihre Brille zu recht und äugte angestrengter hindurch. Barmherziger —

warum weinte denn das Kind? Steckte da etwa der Abschied von dem Doktor dahinter?

„Das welsche Blut, das ungezügelt, da meldet es sich schon wieder!“ Das Tanten rang die Hände. Aber was hatte der Doktor ihr denn bloß das Haar zu streicheln? Nein, nun hörte sich doch alles auf. Wo blieb da die strenge Moral des ehrwürdigen Topplerhauses? Und noch dazu auf offener Straße, was sollten denn nur die Leute davon denken! Gradezu entsetzt aber war die arme Tante, als der Spion ihr jetzt verriet, daß der Doktor dem jungen Mädchen seine Hand darbot, und daß Magda in dieselbe einschlug.

Das alte Tanten fiel fast vor Schreck vom Stuhl. Du Grundgütiger, das hatte was zu bedeuten! Sicher hatte Dr. Lindner dem Magdchen soeben seine Hand angetragen. Ach, wie würde der Vater bloß die Sache aufnehmen! Sie kannte doch seinen Jähzorn. Und mit Recht würde er darüber ungehalten sein, daß der Doktor, anstatt zuvor bescheiden bei dem Vater anzuklopfen, wie das von jeher Anstand und Sitte im Topplerhause gewesen, bereits mit einer vollendeten Tatsache kam. Und ob dem reichen, stolzen Rats Herrn überhaupt dieser Schwiegersohn genehm war? So sehr er sonst ihn auch schätzte, es waren doch nur sehr bescheidene Verhältnisse, in denen der Doktor lebte. Das arme Tanten sah Katastrophe über Katastrophe voraus.

Und dabei starrte es voller Angst in den klatschfüchtigen Spiegel, als müsse der ihm noch Schrecklicheres enthüllen. Aber da war nichts mehr zu sehen, als zwei, die langsam näherkamen. Magda hatte ihre Tränen getrocknet. Sie sprachen unbefangen miteinander, als ob nichts vorgefallen sei. Aber Tante Brigitte ließ sich nicht dumm machen!

Das alte Tantchen ahnte ja nicht, daß der gelehrte Mann, welcher sonst für alle Bedrängnisse des Ratstöchterleins stets das rechte Wort gehabt, es heute zum ersten Male nicht gefunden hatte.

Klein-Trautchen ist aufrichtiger als Magda, und Werner schießt mit der Kartoffelhacke

W eitauf rissen die alten schmalen Giebelhäuser ihre kleinen Fensteraugen. Gab es doch etwas zu schauen, was sie in den vielen Jahrhunderten noch nicht gesehen. Landsknechte und Söldner aller Länder waren während der Kriegsjahre des Mittelalters durch Rothenburgs Tore gezogen. Aber rothosige Franzosen, wie sie jetzt morgens und abends in großem Trupp über das holprige Pflaster der Gassen stampften, die waren dem Tauberstädtchen neu. Die Schulkinder gafften mit offenen Mäulchen den Gefangenen nach, und Trautchen, das Häschen, lief, so schnell es nur konnte, vor den Feinden davon.

Noch einförmiger, noch gleichmäßiger als zuvor glitten die Tage in angestrengter Arbeit dahin. Oder erschien das dem Ratstöchterlein nur so? Da war kein Sonntag mehr, auf den man sich freuen konnte, denn der häufige Sonntagsgast blieb ja aus. Der scheuerte jetzt zu Fürth mit seinen feinen durchgeistigten Händen die Kaserne, hatte scharfen Dienst von der Früh bis zum Abend und ertrug doch die ungewohnten Strapazen, die derben Kernworte des Feldwebels mit Humor. Er tat es ja fürs Vaterland!

Die Post bildete jetzt noch die einzige Abwechslung für

Magda. Ehe sie zum Frühstückstisch kam, schaute sie schon vom Erker nach dem alten Briefträger aus. Wie langsam er für ihre achtzehnjährige Ungeduld die Gasse heraufkam, hier und da sogar noch einen kleinen Schwall machte. Nein, dauerte das ewig, bis sie endlich mit der Zeitung das Pack Briefe in Empfang nehmen konnte. Meistens enttäuschte sie das gesprächige alte Männchen. Fast immer waren es nur Postsachen für den Vater. Aber manchmal kam es doch vor, daß ein Feldpostbrief dabei war, der in markiger Aufschrift ihren Namen trug. Dann entwischte das Ratsstöchterlein mit seinem Brief in das Eckstübchen, und nur der Löwenkopf auf dem Schreibtisch sah die freudige Röte, die das liebe Antlitz der jungen Leserin überzog. Der ward auch der treue Wächter ihrer Briefe. Das Geheimfach, das dereinst die Tagebuchblätter der Urahne Magdalena so getreulich gewahrt, umschloß nun den Schatz der jungen Magda Toppler.

Sie zeigte keinem die Briefe Erwin Lindners. Wie eine Entweihung wäre ihr das vorgekommen, wenn noch andere Augen als die ihrigen sie gelesen. Dabei stand in den freundschaftlichen Zeilen des Doktors auch nicht ein Wort, das nicht vor der Kritik des Vaters und vor der strengen Moral des alten Topplerhauses hätte bestehen können. Er erzählte von seinem Dienst, schilderte drollig, wie ungeschickt er sich bei der ungewohnten Tätigkeit öfters ausnahm, und daß es leichter sei, ein Geschichtswerk zu schreiben, als links und rechts beim Exerzieren nicht zu verwechseln. Seine Scheuertätigkeit malte er in den komischsten Farben, und er wisse noch nicht, ob er nicht nach seiner Heimkehr den ehrenvollen Posten einer Scheuerfrau der angebotenen Professur vorziehen solle.

Hellauf mußte Magda lachen, und drunten beim Frühstück berichtete sie dann ausgelassen von des Doktors Zukunftsplänen. Denn sie verschwieг durchaus nicht, daß sie einen Brief von Dr. Lindner erhalten. Dazu war sie viel zu grade und zu ehrlich. Nur eins verschwieг sie. Das waren die mathematischen und lateinischen Aufgaben und ihre korrigierten Arbeiten, die dem Schreiben jedesmal beigegefügt waren.

Zum Glück verlangte der Vater nicht Einsicht in die Briefe. Sonst wäre es wohl bei den harten Schädeln der beiden zu scharfem Uineinanderraten gekommen. Tante Brigitte aber hätte gar zu gern einmal eines der Schreiben gelesen. Natürlich nicht aus Neugier — bewahre! Aber es war doch ihre Pflicht, als Stellvertreterin der verstorbenen Mutter die Korrespondenz der jungen Nichte zu überwachen.

„Wenn der Brief des Doktors so lustig ist, so hole ihn doch mal, Magdachen,“ schlug das Tantchen freundlich vor.

„Es ist weiter nichts Lustiges drin, das ist die einzige Stelle, von der ich euch erzählte,“ lehnte Magda deutlich ab.

Das nächstemal ging die mit ihren Mutterpflichten es so heiß nehmende Tante noch einen Schritt weiter.

„Warum zeigst du eigentlich nicht mal einen von Dr. Lindners Briefen, Kind?“ fragte sie möglichst harmlos.

„Weil sie an mich gerichtet sind.“ Die kleine Falte, die sie vom Vater geerbt, erschien über Magdas feinem Näschen.

„Nun — nun — andere Briefe aus dem Felde sind an den Vater gerichtet, und er liest sie trotzdem seiner Familie vor,“ beharrte Tante Brigitte.

„Meine Briefe sind keine Familienbriefe.“ So abweisend war Magda kaum jemals dem guten Tantchen gegenüber gewesen.

Das schwieg denn auch verlegt, mehr als zuvor davon überzeugt, daß ihre junge Nichte Liebesbriefe mit dem Doktor wechselte. War so was je in den Annalen des alten Topplerhauses erhört! Und hatte sie, die Tante, nicht die Pflicht, den Vater davon in Kenntniß zu setzen? Pflichtgefühl und Herzensgüte stritten sich in der Brust der alten Tante. Sie wollte dem Magdachen ja keine Angelegenheiten machen — um Himmmelswillen nicht! Aber war es nicht unrecht, daß das Kind so wenig Vertrauen zu ihr, ihrer mütterlichen Freundin hatte?

Gleich damals, als ihr eingemauerter Spion ihr den tränenreichen Abschied am Burgtor verraten, hatte Tante Brigitte auf den Busch geklopft. Aber statt eines Geständnisses, das dem Magdachen doch das Herz erleichtern mußte, hatte sie die Tante nur bittend angesehen, als diese fragte, ob ihr etwas ins Auge geflogen sei, oder ob sie am Ende gar geweint habe. Und Tante Brigitte? Ja, die hätte nicht das gute Tanchen sein müssen, wenn sie nicht den stummen Bitten der dunklen Augen Folge gegeben und geschwiegen hätte. Aber manchmal kam sie sich doch ein wenig zurückgesetzt vor, daß Magda sie nicht in ihre Herzensgeheimnisse einweihte. Sie hätte ihr den Weg zum Vater doch ebnen helfen können.

Wieviel aufrichtiger war doch Klein-Trautchen. Das erzählte der alten Tante auch das kleinste Schulerlebnis. Ob das Fräulein sie gelobt, oder — was auch vorkam — sie wegen Unaufmerksamkeit erinnern mußte. Ja sogar, daß Mizi, das Kriegskind, sie dazu verleitet, von den Chausseebäumen Pflaumen zu mausen, beichtete Trautchen unter heißen Reuetränen. Denn die Pflaumenbäume draußen auf der Landstraße gehörten doch dem lieben Gott. Darum war

ihr Naschen doppelt schlimm. Daß die Obstbäume verpachtet waren, verstand das Kind noch nicht. Alles, was außerhalb eines Gartens wuchs, gehörte nach Klein-Trautchens Ansicht dem lieben Gott.

„Und Tanchen, glaubst du, daß es am Ende der Baum der Erkenntniß oder des Lebens gewesen sein kann, von dem ich genascht habe? Fräulein hat uns in der Religionsstunde erzählt, der Sündenfall käme auch heute noch vor, und es braucht gar nicht immer eine alte Schlange zu sein, die einen dazu verführt. Sag, Tanchen, glaubst du, daß ich nun vertrieben werde wie die Eva?“ Ängstlich hingen die blauen Kinderaugen an dem runzligen Gesicht der alten Tante.

„Nein, Seelchen, es war ja kein Apfelbaum, sondern bloß ein Pflaumenbaum,“ beruhigte diese gütig das verängstigte Kind.

Da war Trautchen wieder getröstet. Tante Brigitte mußte es doch wissen, die war ja schon so alt — beinahe so alt wie Adam und Eva.

Ja, Trautchen war ein aufrichtiges Kind. Ihr Bruder Werner dagegen hatte so manches zu vertuschen vor den strengen Augen des Vaters. Früher war es nur ein Loch in den Hosen gewesen, das der wilde Schlingel sich gerissen oder allenfalls mal eine schlechte Nummer im Extemporale. Jetzt aber, wo er die ganze Woche der gefürchteten väterlichen Aufsicht entronnen war und sich auch Dr. Lindner nicht mehr um ihn kümmern konnte, verwilderte er ganz in Würzburg. Andere Knaben in der Pension machten ihren schädlichen Einfluß auf den Jungen geltend. Anstatt ihre Aufgaben anzufertigen, spielten die Schlingel Karten um Geld und vernaschten es dann in der Konditorei. Dabei ging natür-

lich das vom Vater für Hefte, Federn und sonstige kleine Erfordernisse ausgelegte Taschengeld drauf. Aber was noch viel schlimmer war, der Junge machte Schulden. Jeden Sonntag, wenn er heimkam, hatte er sich irgend etwas anderes ausgedacht, wozu er sein Taschengeld verbraucht hatte. Bald hatte er Liebesgaben ins Feld geschickt, bald zu einer Sammlung für Kriegsbeschädigte zugesievert. Oder er hatte einem blinden Bettler, der zehn hungernde Kinder besaß, seine ganze Barschaft geschenkt. Einmal hatte er sein Portemonnaie verloren — kurz und gut, der Bengel war nie um eine Ausrede verlegen. Freilich vor den Vater wagte er sich nicht mit seinen Schwindeleien. Der wäre wohl auch sehr bald dahinter gekommen. Auch Schwester Magda hätte ihn am Ende durchschaut. Nein, mit seinen Bitten um neue Hilfsmittel wandte er sich nur an die gute Tante Brigitte. Das Tantchen konnte einem sobald nichts abschlagen, das glaubte Wort für Wort, was der Schlingel ihm vorlog und half immer wieder aus. So war Werner Toppler auf dem besten Wege, ein Tunichtgut zu werden.

Zum Glück wurde er durch die Ferien den gefährlichen Einflüssen für eine Weile entzogen. Er kam wieder zu einem Bauern aufs Land. Beim Kartoffelhacken, auf der Weide und in den Ställen konnte er kein Geld verschwenden. Da aber geschah etwas, daß dem halbwüchsigen Buben der Ramm mächtig schwoll und ihn mit einer Art Glorienschein umgab.

Beim Kartoffelhacken war's. Werner hatte allein auf dem Felde zu tun und strengte sich nicht allzu sehr an. Es machte ihm mehr Spaß, Greif, den Hofhund, zu ermuntern, ein Volk Rebhühner aus dem Krautacker aufzuscheuchen. Aufmerksam

spähte er zu diesem edlen Zweck über das bräunliche Herbstland. Mit zitternden Nasenflügeln und erregt hin und her pendelnder Schwanzquaste stand Greif, zum Sprunge bereit, neben ihm.

Da schimmerte es rot zwischen den welken Krautstauden. War das der rote Rock der Hofmagd Resi? Dann durfte er die Rebhühner nicht aufstören, sonst erfuhr's der Bauer.

Sin und wieder blieb das rote Ding stehen, duckte sich nieder, um dann schnell wieder ein Ende weiter zu laufen.

Werner wurde aufmerksam. Nanu — spielte die Resi etwa „Versteckel?“ Mit seinem Falkenblick sah er schärfer hin — waren das nicht rote Hosen, die durch den Krautacker liefen?

Natürlich, das war ja ein Franzose! In den Kalkgruben hinter den Waldungen sollten Gefangene arbeiten. Aber wie kam denn der hierher? War er etwa durchgebrannt?

Blickschnell drehten sich die Gedanken in dem blonden Jungenschädel. Alle Abenteuerlust, welche die Lektüre von Indianergeschichten in ihm erzeugt, erwachte in dem Zwölfjährigen. Sein Herz pochte. Ebenso erregt, zum Sprunge bereit wie Greif, verbarg sich Werner in einem der Bewässerungsgräben. Nicht umsonst war er bei allen Kriegs- und Indianerspielen der kockste Anführer gewesen.

Der Franzos pirschte sich ahnungslos näher. Da stürzten sich Werner und Greif mit wahren Höllentumult auf ihn.

„Steh — oder ich schieße!“ Tapfer wie nur einer seiner kühnen Vorfahren schwang Werner Toppler dabei seine Kartoffelhacke.

Der entlaufene Franzose dachte gar nicht daran, zu stehen. In langen Sätzen jagte er querfeldein. Mit wildem Indianergeheul Werner hinterdrein.

„Pack' ihn, Greif, pack' die Rothaut — — —“ Der Junge war vollständig in seinem Indianerspiel.

Greif packte mit fletschenden Zähnen zwar nicht die Rothaut, sondern die Rothos.

Der Franzose mußte nun wohl oder übel stehenbleiben.

„Jetzt heißt's linksüm kehrt!“ Damit faßte das ihm nur bis zur Schulter reichende Bürschchen den Gefangenen beim Schlafittchen und transportierte ihn energisch zum Hof.

Nun war ja wohl weniger Werners imponierende Tapferkeit, als die gefährlichen Zähne des Wolfshundes der Grund, daß der Franzos nicht einen zweiten Fluchtversuch unternahm.

Im Hof lief alles zusammen. Der Bauer, die Frau, die Kinder und die Magd. Wie ein Wundertier begafften sie Werners Gefangenen von allen Seiten.

„Sakra, den ham mer derwischt,“ sagte der Bauer und sperrte den Rothosigen in den Schweinestoben. Davor stand Werner, der Held des Tages, mit geschulterter Mistgabel und hielt Wache, bis der Sergeant kam.

Werners Ruhm flog von Dorf zu Dorf. Selbst die Zeitungen brachten eine Notiz über den mutigen Buben, der einen Gefangenenfluchtversuch mit Geistesgegenwart vereitelt. Auch nach Rothenburg hin strahlte natürlich sein Ruhmesstern, und im Topplerhause war man stolz auf den tapferen Sproß des alten Geschlechts. Ja, sogar Vaters Standpauke wegen des miserablen Oktoberzeugnisses fiel dadurch besänftigter aus.

Solches Heldentum, mit dem er in der Schule sich nicht wenig hervortat, hatte dem Schlingel nur noch gefehlt. Er

schloß daraus, daß man ja gar nicht zu arbeiten und zu lernen brauchte, man konnte auch ohne das berühmt werden.

Etwas Ernsteres mußte erst kommen, um die guten Eigenschaften, die von den schädlichen Auswüchsen in Werners Herzen überwuchert wurden, zum Entfalten zu bringen.

18. Kapitel

Von einem, der nicht wiederkam

Weihnachtlich duftete es in dem alten Rothenburger Patrizierhause. Von früh an standen Tante Brigitte und Barbara am Backofen. Da wurden unzählige Stollen gebacken, kleine und große. Röstliches Marzipan ward im Ofen gebräunt, Honigkuchen eigenhändig bereitet, denn die alljährliche große Pfeffertuchensendung von der berühmten Firma Häberlein zu Nürnberg blieb diesmal wegen Mehl- und Zuckerknappheit aus. Hier im Topplerhause aber merkte man den Krieg weiß Gott nicht. Hätten die Engländer dort hineinschauen können, so wären sie wohl an ihrer Aus-
hungerungspolitik zweifelhaft geworden.

Mehr als je ward dieses Jahr in den schwarzen Schlund des riesigen altmodischen Backofens geschoben. Es galt ja alle Bekannten, die im Felde weilten, alle Verwundeten Magdas und manche notleidende Kriegerfamilie mit Weihnachtsgebäck zu versorgen.

Aber auch für sich selbst sparte das Patrizierhaus nicht mit Festkuchen. Wurde doch der älteste Sohn des Hauses für die Feiertage erwartet. Zum erstenmal bekam Heinz Toppler Urlaub, sollte er sich den Seinigen als junger Flieger-Leutnant vorstellen.

Tagelang vorher durchwehte die Vorfreude schon die alten gemütlichen Räume. Jedes Gesicht ward von dieser Freude

durchleuchtet. Saß der Rathsherr bei seinen Schreibereien, so schmunzelte er plötzlich ganz grundlos. Das Tantechen lief wie eine Siebzehnjährige, um natürlich wieder viel zu früh mit allem fertig zu werden. Magda empfand die Enttäuschung, daß Dr. Lindner keinen Urlaub erhielt, kaum noch. So sehr freute sie sich auf ihren guten Kameraden, den Heinz. Trautchen stichelte im Schweiße ihres Angesichts an einer Schnurrbartbinde für den Bruder. Die geschäftige Barbara meinte bei jedem Nicken, der besonders gut geraten: „Der bleibt aber für unsern jungen Herrn Leutnant!“ Und all die Geister des Mittelalters, welche in den Nischen und Winkeln des alten Patrizierhauses ihr Wesen trieben, empfanden diese Vorfreude mit. Da knackte es lustig in den wuchtigen Schränken, da prasselte es übermütig im Kaminfeuer. Die Türen quietschten so fidel, und jedes der alten Möbel und Geräte bligte und blinkte zum Empfang des jungen Kriegers.

Wenige Tage vor Weihnachten war es. Magda stand, bevor sie ins Lazarett ging, wieder auf ihrem Erkerposten, um die Brieffschaften in Empfang zu nehmen. Vielleicht konnte Heinz heute schon die genaue Zeit seines Eintreffens angeben. Ach, wie sie sich auf den Jungen freute!

Da kam der greise Briefträger bereits quer über den Damm durch den Schnee gestampft.

„Grüß Gott, gnädiges Fräulein, ein ganzer Stoß Briefe, das lohnt heute!“ Er händigte ihr die Post ein.

Das junge Mädchen überflog sie rasch. Ein Brief an sie von Dr. Lindner — wie die dunklen Augen plötzlich strahlten. Aber nirgends die Handschrift des Bruders. Ob er sie am Ende überraschen wollte?

Nanu — was war denn das? Da zwischen den Zeitungen

lag noch ein Brief. Der trug ja ihre eigenen Schriftzüge. Die Feldadresse des Bruders stand darauf — das war ja ihr letztes Schreiben, das sie an Heinz gerichtet. Nichts weiter als das Wort „zurück“ war darauf vermerkt. Was sollte denn das bloß bedeuten?

Für eine Sekunde setzte der Herzschlag des jungen Mädchens aus. Nur für eine kurze Sekunde. Dann schüttelte Magda mit Gewalt den Druck, der sich ihr plötzlich beklemmend aufs Herz gelegt, ab.

„Unsinn!“ sagte sie laut zu sich selbst. Der Bruder war sicher schon unterwegs zur Heimat, darum hatte ihn der Brief nicht mehr erreicht. Natürlich, so war's!

Aber obwohl sie sich das immer wieder vorbetete, konnte Magda ein gewisses Beklemmungsgefühl den ganzen Tag über nicht los werden. Nicht einmal der Brief Erwin Lindners, der die vierte Isonzoschlacht mitgemacht hatte und die großen Ereignisse draußen so packend schilderte, vermochte sie heute zu fesseln. Immer wieder ertappte sie sich bei dem Gedanken: „Es wird doch mit dem Heinz nichts auf sich haben?“ Um sich dann selbst energisch anzuschelten: „Wie kann man sich bloß ganz grundlos Sorge machen! Wenn ich heute abend heimkomme, ist der Junge vielleicht schon da!“

Aber so schnell Magda auch die Schneehänge zur hochgelegenen Stadt nach Feierabend hinaufstiege, der Bruder war noch nicht gekommen. Nur Trautchen tanzte mit ihrem großen Bären im Zimmer herum und sang dabei: „Morgen kommt der Bruder Heinz,“ statt „morgen kommt der Weihnachtsmann.“ Da wurde auch das Herz der großen Schwester wieder leichter.

Trotzdem sah Magda am nächsten Morgen in fliegender

Ungeduld bereits eine halbe Stunde zu früh dem Briefträger entgegen. Niemals hatte er solange gesäumt. Es waren nur wenige Postsachen, die seine weisse Hand ihr hineinreichte. Hastig überflog Magda sie, ob eine Nachricht des Bruders darunter sei, da — sank sie wie von einer Art getroffen lautlos zu Boden.

Die alte Barbara, welche das Frühstück hereintrug, fand ihr junges Fräulein bewusstlos an der Dielentreppe hingestreckt.

„Joseph — Maria!“ — — — bei einem Haar wäre das Kaffeefervice den zitternden Händen der treuen Alten entglitten. „Unser Magdchen ist ohnmächtig —“

Aus dem Zimmer kam das Tantenchen händeringend gestürzt, während der Vater seine Tochter schon in den Armen hielt. Trautchen weinte laut. Da schlug Magda wieder die Augen auf. Aber schauernd, wie vor einem entsetzlichen Bild, schloß sie dieselben sofort aufs neue.

„Kind — Kind — was ist denn bloß geschehen?“ forschte der Vater erschreckt.

„Er — ist — — — gefallen!“ Die Sinne wollten dem totenblaffen Mädchen schon wieder schwinden.

„Um Gottes willen, wer denn, Magdchen — der Dr. Lindner?“ Die alten Augen voll Tränen, rieb Tante Brigitte mit zitternden Händen Magdas Schläfen mit kölnischem Wasser.

„Unser — — — Heinz!“ Tonlos rang es sich von den blutleeren Lippen Magdas.

Der Vater mußte sich am Treppenhof anklammern. Der starke Mann taumelte. Kaum vermochte er das Schreiben, das Magdas kalte Finger umklammert hielten, zu fassen.

Es war seine eigene, vor etwa acht Tagen an den Sohn gerichtete Karte. Sie trug den Vermerk „Gefallen“.

„Ich hab's geahnt — ich hab's gewußt — die ganze Nacht hat der Hund des Nachbarn geheult und mein Peter war nicht zu beruhigen. Das hatte was zu bedeuten!“ So jammerte das Tantenchen. „Und solch schöner, lieber Junge war unser Heinz, keinem Menschen hat er je was zu Leide getan — und so gefreut haben wir uns auf ihn!“ Die Stimme brach der alten Dame.

„Sowas braucht gar nicht allemal wahr zu sein,“ ließ sich nun auch Barbara schluchzend vernehmen. „Beim Kupferschmied in der Rödergasse haben sie den Sohn auch totgesagt. Sogar den Beutel mit allen Habseligkeiten bekamen die Eltern zurück. Und dann hat er doch noch gelebt, und es war der Beutel von einem ganz anderen.“ Dabei wischte sich die treue Seele mit der weißen Schürze, die sonst kein Knitterchen haben durfte, die unaufhaltsam über das verschrumpelte Gesicht rollenden Tränen.

Die beiden, die am allermeisten empfanden, die es am tiefsten getroffen, sprachen keinen Ton, vergossen keine Träne. Noch war ihr Weh zu starr. Und doch klammerten sie sich allebeide, der Vater sowohl wie Magda, an das winzige Hoffnungsflämmchen, das die alte Barbara entzündet. Auch der kleinste Funken leuchtet ja in schwarzer Finsternis. Wenn es möglich wäre — wenn eine Verwechslung vorläge — noch fehlte ja die Bestätigung vom Regiment.

So vergingen ein, zwei Tage zwischen namenlosem Schmerz und sich kaum hervorstuckendem Hoffen. Dann war es auch damit zu Ende — das letzte Fünkchen Hoffnung verklommen.

Am Heiligabend kam ein Feldpostschreiben. Es war von dem Hauptmann der Fliegerabteilung und lautete:

„Sehr geehrter Herr! Zu meinem größten Leidwesen liegt mir die traurige Pflicht ob, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß Ihr Sohn, der Fliegerleutnant Heinrich Toppler am 16. Dezember den Heldentod fürs Vaterland gestorben ist. Von einem Erkundungsflug tief in Feindesland, der ganz besondere Anforderungen an Mut und Geistesgegenwart stellte, und zu dem er sich freiwillig meldete, ist er nicht wiedergekehrt. Das Flugzeug wurde abgeschossen, die Besatzung ist tot. Mit Ihnen beklagt das Regiment das Hinscheiden des liebenswürdigen, tapferen Kameraden, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Möge Gott Ihnen Trost verleihen!“

Mit größter Hochachtung

v. Scherenberg,
Hauptmann.“

Der Ratsherr war vollständig gebrochen. Der sonst so willensstarke Mann vermochte seinen Schmerz nicht zu meistern. Stumm starrte er stundenlang vor sich hin. Sein Ältester — sein Stolz — der den berühmten Namen Heinrich Toppler weiterführen sollte!

Magdas Trauer war leidenschaftlich wie ihr Charakter. Auflehnen wollte sich alles in ihrer jungen Brust gegen das Fürchterliche, Unfaßbare, daß sie den geliebten Bruder nicht wiedersehen sollte. Wild und ungezügelt bäumte sich ihr Schmerz empor, bis endlich die erlösenden Tränen kamen. Da wurde ihre Trauer ruhiger, würdiger. Sie dachte daran, wie sie bei Ausbruch des Krieges so brennend gewünscht hatte, zu beweisen, daß sie bereit sei, das größte Opfer für

das teure Vaterland zu bringen. Und nun, da dieses Opfer von ihr gefordert wurde, zeigte sie sich klein.

Das gute Tanchen mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen war es, das allmählich besänftigende Ruhe in das schmerzdurchwühlte Herz der jungen Magda goß. Daß sie nicht mehr fragte: Warum? Sondern wie die vielen, vielen deutschen Frauen demütig ihr Haupt neigen lernte: Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Auf Werner, den Unband, machte der Heimgang des Bruders tiefen Eindruck. Als der Vater ihn mit schmerzvollen Augen anblickte: „Jetzt habe ich nur noch Dich, mein Junge —“ da gelobte sich Werner fest, dem Vater von nun an als einziger Sohn stets Freude zu machen — und er hat es gehalten.

Das wurde ein trauriger Heiligabend.

Wäre die alte Barbara nicht gewesen, es hätte wohl keiner im Topplerhause daran gedacht, dem Nesthäkchen die Weihnachtslichter zu entzünden. Da prasselte kein Kaminfeuer mehr lustig, kein alter Schrank knackte übermütig. Das kleine Gesindel, das in den Nischen und Winkeln hauste, hatte sich scheu vor dem Schmerz der Menschen verkrochen. Denn solange das alte Patrizierhaus stand, in all den Jahrhunderten hatte sich der Weihnachtsglanz der hohen Edeltanne wohl niemals in trübere Augen gespiegelt als in diesem Jahre.

19. Kapitel

Erfüllte Wünsche, die nicht glücklich machen

Wer den stolzen, jugendfrischen Rat Toppler lange nicht gesehen hatte, glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Was hatte der Schmerz aus dem trotz seiner fünfzig Jahre noch männlich schönen, elastischen Manne gemacht! Sein hoher Wuchs, der die kleinen Türen der alten Rothenburger Häuschen überragte, war nach vornüber geneigt, er schien kleiner geworden zu sein. Das scharfe, stahlblaue Auge, das so kühn über alles hinwegzuschweifen pflegte, hatte seinen hellen Glanz verloren, haftete jetzt meistens am Boden. Und das blonde Haar sowohl wie den Bart durchzogen lichte Silberfäden. Der Ratscherr war durch den Tod seines Sohnes ein alter Mann geworden.

„Ein Baum, dem man die Krone abgeschlagen und der nun in seinen Säften verdorrt,“ den Eindruck hatte Erwin Lindner, als er im März auf kurzen Urlaub heimkam. Keiner konnte die Veränderung, die mit dem Ratscherrn vorgegangen, so gut beurteilen wie er, da er ihn viele Monate nicht gesehen hatte.

Aber noch jemand schien dem Doktor verändert und das griff ihn eigentlich noch mehr ans Herz. Oder waren nur die düsteren Trauerkleider daran schuld, daß die Magda so blaß und ernst erschien? Wo war ihr überschäumendes Temperament, ihre erquickende Heiterkeit und entzückende Schelmerei

hingelommen? Still und ernst trat sie dem Freund entgegen. Um Jahre älter und gereifter erschien sie ihm. Wohl strahlte es in den dunklen Augen auf bei ihrem Wiedersehen, wohl färbte zarte Röte die blaß gewordenen Wangen. Aber der Strahl erlosch so schnell, wie er gekommen, und der Mund, der zum Lachen geschaffen, wußte von nichts anderem zu sprechen als vom Tode des Bruders.

Tief hatte der Freund das schwere Geschick, welches das Topplerhaus getroffen, mitempfunden. Wie einen jüngeren Bruder hatte er den kindlich freimütigen Jüngling lieb gehabt.

Schon aus Magdas Briefen war ihm die Veränderung, die mit dem jungen Mädchen durch den Trauerfall vorgegangen sein mußte, entgegengetreten. Und ohne, daß Dr. Lindner es sich selbst eingestand, war das die Haupttriebfeder gewesen, daß er seinen Urlaub endlich durchgesetzt. Natürlich, er mußte doch wieder mal nach seiner alten Mutter sehen. Und nebenbei auch nach Rothenburg hereinschauen und die Magda aus ihrer stillen Schwermut aufrütteln.

Wie drängte es ihn, das liebe Mädchen tröstend in seine Arme zu ziehen, als es so still und bleich vor ihm stand. Es waren nicht nur Tante Brigittes Brillengläser und Klein-Erautchen's aufgerissene Kinder Augen daran schuld, daß es unterblieb. Zu oft hatte der junge Gelehrte da draußen in zwischen dem Tod ins Antlitz geschaut. Er wußte, wie es sich oft nur um wenige Millimeter handelte, daß das Eisen traf.

Nein, er durfte nicht die Möglichkeit neuen Leids auf Magda häufen. Wenn der Frieden kam, wenn er dann noch gesund heimkehrte, ja, dann war es Zeit.

Aber inzwischen mußte etwas geschehen, daß Magda aus

ihrem Trübsinn herausgerissen wurde. Er sprach mit ihr von ihrer Arbeit, warum sie ihm solange keine Ausarbeitungen ins Feld gesandt habe.

„Ich kann's nicht über mich gewinnen, Herr Doktor. Es erinnert mich zu sehr an Heinz, der doch mein erster Lehrer gewesen. Die Tätigkeit im Lazarett ist noch das Einzige, was ich zu erfüllen vermag. Je mehr ich körperlich zu tun habe, um so besser. Nur nicht denken müssen.“

„Das ist sehr unrecht von Ihnen, Magda“ — sie zuckte zusammen — zum erstenmal nannte er sie so. „Grade in der Erinnerung an Heinz sollten Sie weiterarbeiten und nicht das, was er in Ihnen gesät, brach liegen lassen.“

„Es ist so schwer, Herr Doktor,“ wie ein gescholtenes Kind neigte sie das goldene Haupt.

„Das sind schwache Seelen, die sich vom Schmerz niederdrücken lassen. Starke Menschen werden größer dadurch und bezwingen ihr Weh. Ihr Vater ist gealtert, das kleine Schwesterchen macht einen gedrückten Eindruck. An Ihnen ist es, Magda, wieder Jugendfrohsinn in das stille Haus zu tragen. Das wird Ihrem Vater besser tun, als wenn Sie mit ihm den Kopf hängen lassen und jammern. Halten Sie mich nicht für hart. Ich weiß sehr wohl, wieviel Sie mit dem Bruder verloren haben. Aber Sie gehören den Lebenden.“

„Wie soll ich dem Vater frischen Mut geben, wie mit Erautchen fröhlich sein, wenn es mir selbst so ganz an Lebensfreude gebricht,“ klagte Magda, und dabei füllten sich ihre dunklen Augen schon wieder mit Tränen. Es tat ihr weh, daß Dr. Lindner, anstatt sie zu trösten, ihr Verhalten verurteilte. Und doch war es die einzige Medizin, die ihr helfen konnte.

„Nehmen Sie sich Ihre lateinische Grammatik und Ihr

Mathematikbuch wieder vor, Magda. Grade bei geistiger Arbeit überwindet man einen Schmerz am schnellsten. Körperliche Arbeit betäubt ihn nur," riet der Doktor herzlich.

"Ich will es versuchen, aber — es hat ja so wenig Zweck." Wie mutlos klangen die Worte von den jungen Lippen.

Da nahm sich der Freund vor, das zu tun, was ihm am schwersten wurde. Er wollte mit dem Rat Toppler sprechen, Magda die Erlaubnis zum Studium zu geben. Wenn auch nicht gleich, vorläufig hatte sie ja noch andere Pflichten, aber doch nach Beendigung des Krieges. Nur dadurch konnte er ihr wieder Freude an der Arbeit und damit auch am Dasein erwecken, wenn sie ein festes Ziel vor sich sah, dem es zuzustreben galt.

Nein, leicht wurde es Erwin Lindner gewiß nicht, so zu handeln. Rückte er doch damit das Ziel, dem sein eigener Zukunftsweg zustrebte, in ungewisse Ferne. Wer konnte wissen, ob Magda nicht das Studium und freie wissenschaftliche Betätigung einem Leben an seiner Seite später vorzog. Aber an sich selbst durfte er jetzt nicht denken, nur an sie. Wie er sie am sichersten aus diesem trübseligen Hindämmern herausriß. Einem Wesen, das man lieb hat, gegenüber schweigt ja jede egoistische Regung.

Nach Tisch, als die beiden Herren bei der Zigarre im Arbeitszimmer des Hausherrn in den großen dunklen Ledersesseln beisammen saßen, als Rat Toppler leise davon sprach, welche Hoffnungen für ihn mit seinem Ältesten zu Grabe getragen seien, ging der feldgraue Doktor zum Sturmangriff über.

"Ihnen ist noch viel in Ihren andern drei Kindern geblieben, Herr Rat," begann er. "Die Hoffnungen, die Sie

auf den Heinz gesetzt haben, wird Ihnen Fräulein Magda erfüllen. Lassen Sie Ihre Tochter studieren — — —" der Ratsherr wollte auffahren, ihn unterbrechen. Aber gleich darauf sank er wieder müde und gleichgültig in sich zusammen. Und der Doktor fuhr fort: "Ihre Tochter hat glänzende Geistesgaben, Fleiß und Energie, sie wird sicherlich Ihre Hoffnungen weit übertreffen. Es wäre schade, solche Veranlagung nicht auszunutzen. Aber das ist es nicht allein, Herr Rat. Fräulein Magda ist seit dem Tode des Bruders seelisch krank. Sie kann nur dadurch gesunden, daß man ihr Streben wieder weckt. Die Arbeit im Lazarett tut sie mechanisch. Sie braucht Nahrung für ihren Geist. Machen Sie einen Versuch, Herr Rat!" Warm und eindringlich hatte der Freund des Hauses gesprochen.

Aber es war, als ob der müde Mann ihm gegenüber im Lehnstuhl ihn gar nicht mehr gehört hätte. Teilnahmslos starrte er vor sich hin. Erst nachdem der Doktor schon eine ganze Weile geendet, kam ihm das Schweigen, das über dem kleinen Zimmer hing, wohl zum Bewußtsein. Er fuhr sich über die Stirn, als müsse er sich auf etwas besinnen.

"Ja — ja — wie meinten Sie, Herr Doktor? Studieren lassen sollte ich die Magda? Das ist wohl nicht Ihr Ernst. Meine Tochter soll sich weiblich betätigen, wie es ihre Mutter und ihre Großmütter getan haben." Gleichgültig und matt klang die Stimme des Mannes, der früher sicher voll zorniger Energie solch ein Unsinnen von sich gewiesen haben würde.

"Andere Zeiten, andere Sitten, verehrter Herr Rat. Wir können die Zeiten nicht ändern, aber sie ändern uns und unsere Ansichten. Hier in Rothenburg merken Sie wenig davon. Aber schauen Sie draußen in der Welt um sich. Überall er-

setzt die Frau den ins Feld gezogenen Mann. Im Kaufmannsstand, am Krankenbett, in den Apotheken, den Banken. Die städtischen Verwaltungen stellen Schaffnerinnen, Briefträgerinnen, elektrische Wagenführerinnen an. Unsere Munition wird zum großen Teil von Frauenhänden hergestellt. Und sie füllen ihren Platz überall voll aus, die Frauen. Glauben Sie, daß dies möglich wäre, wenn der Frau nicht schon jahrzehntelang andere Wirkungskreise als nur das Haus erschlossen wären? Unsere Kultur daheim müßte während des Krieges stillstehen, wenn die Frau nicht die Intelligenz und das Verständnis besessen hätte, Männerarbeit zu leisten. Es handelt sich ja auch nur um einen Versuch mit Ihrer Tochter. Vorläufig hält sie ja ihre Samaritertätigkeit noch. Aber wenn man ihr sagen könnte, daß nach Beendigung derselben ihrem Studium nichts im Wege stände — ich glaube, daß dies das Heilmittel ist, ihr den verlorenen Jugendmut wiederzugeben.“ Erwartungsvoll blickte der Geschichtsforscher in die schlaffen Züge des Gegenüberstehenden.

Der schien gar nicht zu merken, daß der Doktor auf eine Antwort harrte.

„Darf ich Ihrer Tochter Ihre Einwilligung zu geistiger Betätigung bringen, darf ich ihr sagen — — —“

„Sagen Sie der Magda, was Sie wollen, Herr Doktor. Die Welt ist auf den Kopf gestellt. Die blühende Jugend sinkt dahin, und das Alter überdauert sie. Ich bin mürbe, lieber Freund. So mürbe, daß ich nicht einmal mehr ‚nein‘ zu sagen vermag.“ Der Ratherr seufzte schwer.

Herzlich schüttelte der Doktor ihm die Hand. „Wenn Sie Ihre Tochter tatkräftig und lebensfreudig wieder haben, werden Sie selbst an ihrer Jugendfrische gesunden.“

Müde schüttelte der andere den Kopf. Für ihn war die Lebensfreude erloschen.

Als Magda gegen Abend aus dem Lazarat kam, traf sie Erwin Lindner am Wehrgang der Stadtmauer, wo er mal wieder nach langer Zeit historische Forschungen unternommen hatte. Ohne Umschweife begann er: „Ich habe heute mit Ihrem Vater gesprochen, Fräulein Magda. Er hat mir seine Einwilligung gegeben — — —“

Glühende Röte überzog das schmalgewordene Gesicht des Ratsstüchterleins, und in den matten Augen strahlte es plötzlich von einem kaum faßbaren Glück auf.

Aber der Doktor an ihrer Seite war so in seinen Gedankengang vertieft, daß er die holdselige Veränderung nicht wahrnahm. Daß er nicht daran dachte, daß Magda gar nichts von seiner Absicht, die Einwilligung des Vaters zum Studieren für sie zu erlangen, wußte, und daher seine Worte anders auffassen konnte. Frohlockend über den Erfolg seines Planes, fuhr er fort: „Ihr Vater hat nichts mehr dagegen einzuwenden. Wenn der Krieg zu Ende ist, dürfen Sie studieren.“

Vergebens wartete der Freund auf eine freudige Antwort. Fest war der Mädchenmund geschlossen. Die schwarzen Augen verschleierte Enttäuschung. Die Wangen schienen bleicher als zuvor.

„Nun, Fräulein Magda, was sagen Sie dazu, daß Sie endlich Ihre Wünsche erfüllt sehen sollen?“

Sie schaute auf in seine klaren hellgrauen Augen, die in dem gebräunten Gesicht, das keine Stubenfarbe mehr aufwies, noch heller erschienen. So gütig blickten sie dieselben an. Da zwang Magda die Enttäuschung mit ihrer einstigen Energie nieder.

„Wenn Sie es mir raten, zu studieren, wird es wohl das Richtige für mich sein, Herr Doktor. Ich werde wieder anfangen zu arbeiten,“ versprach sie leise.

„Bravo, Magda!“ Er drückte ihr erfreut beide Hände. „Sie werden den Segen der Arbeit kennen lernen.“ Und ausführlich setzte er ihr auseinander, welche Bücher sie benutzen sollte und wie sie sich das Pensum bis zum Abiturium am besten einteilte.

Seine junge Begleiterin aber hörte nur halb zu.

Nun hatte sie das, was sie jahrelang gewünscht, erreicht: Sie durfte studieren! Woran lag es nur, daß sie trotzdem dessen nicht froh werden konnte?

Das goldblonde Köpfchen des Ratsstöchterleins war über den noch winterlichen Taubergrund hinweg zur Engelsburg gewandt. Immer wieder stieg die Frage in Magda auf: Hatte sie dort droben, als es noch Sommer gewesen, falsch in seinen Augen gelesen, die ihr doch damals so ganz anderes zu sagen schienen?

Warum das Ratsstöchterlein des Vaters Weinberg mit Tränen neht

Und doch hatte Erwin Lindner mit seiner heilsamen Medizin recht behalten. Magda gesundete allmählich wieder seelisch. Als die Blauveilchen ihre Grüße aus dem Burgmauerwinkel emporsandten, vermochte auch sie den einziehenden Lenz mit erwachender Freude zu grüßen. In emsiger, zielbewußter Geistesarbeit gelang es ihr, nach und nach ihren Schmerz zu überwinden.

Tante Brigitte wußte nicht mehr, was sie von den Zeiten zu halten hatte. Das Unterste war ja jetzt zu oberst gekehrt. Nicht nur draußen in der Welt, wo der Kampf mit unverminderter Heftigkeit auf der Erde, in den Lüften und unter den Wassern weiter tobte. Auch in ihrer kleinen Welt, in dem alten Patrizierhause zu Rothenburg.

Die schönen großen Kupferkessel, in denen die Topplerschen Frauen jahrhundertlang ihr Obst eingekocht, hatte Barbara widerwillig zur Metallsammelstelle tragen müssen. Das Vaterland brauchte sie. Die prachtvollen alten Zinnhumpen und Krüge, die im Eßzimmer auf den Wandbrettern standen, aus denen manch Ratsherr seinen Wein geprobt, wanderten ebenfalls dorthin. Ja, sogar das kunstvolle Messing, die herrlichen Leuchter, Lampen und antiken Blaker, die einstige Freude des Hausherrn. Nichts von alledem be-

hielt er zurück. Er hatte dem Vaterlande ja mehr opfern müssen.

Auch Magda gab, was sie an Goldschmuck besaß, so sehr sie auch an manchem alten Stück hing. Tante Brigitte aber wollte nichts davon wissen, daß sie ihre schwere goldene Urkette, die ihr seliger Mann ihr zur Hochzeit geschenkt, mit einer eisernen vertauschen sollte. Das war doch gegen alle Pietät.

Überhaupt Pietät — wo war die jetzt noch im Topplerhause zu finden! Hatte sie nicht mit eigenen Ohren gehört, wie Dr. Lindner beim Abschied zu ihrem Neffen gesagt: „Sie werden es nicht zu bereuen haben, Herr Rat, daß Sie Ihre Tochter studieren lassen.“

Das Magdachen studieren — sie aus ihrer mühsam errungenen Weiblichkeit wieder herausreißen, dem ererbten welschen Blut Tür und Thor öffnen! Und der Vater, der einst so jähzornig dagegen gewettert, machte keine Einwendungen mehr? Stiegen denn die würdigen Ahnenbilder nicht Einspruch erhebend von ihrer Wand? Das Tantchen griff sich an die Schläfen. Und der Doktor war es, der den Vater dazu bestimmte, dem sie doch ganz andere Absichten zugetraut! Nein, ein alter Kopf fand sich nicht mehr zurecht in dieser verkehrten Welt.

Magdas Zeit war jetzt vollauf ausgefüllt. Zum unfruchtbaren Grübeln blieb keine Minute. Trotz angestrenzter Pflege im Lazarett hielt sie ihre festen Arbeitsstunden zur Vorbereitung auf das Abiturium morgens und abends inne. Erwin Lindners Beifall, der freudig wahrnahm, daß ihre Zeilen frischer und frischer wurden, spornte sie stets von neuem an.

Dabei bekamen ihre Wangen wieder Farbe, ihre Augen

Glanz. Das Ratsstöchterlein erblühte in voller Jugendschöne, nur ein ernster Zug um die Mundwinkel war geblieben und erzählte von erfahrenem Leid. Mit Klein-Trautchen vermochte Magda wieder zu lachen, des Tantchens endlose Klagen über die schrecklichen Zeiten mit einem Scherz zu besänftigen. Am wohlthuendsten aber empfand der Vater ihren Einfluß und die rührende Liebe, mit der Magda ihn umsorgte. Sie war es, die wieder Interesse in seiner stumpf gewordenen Seele zu wecken wußte. Sie ging mit ihm in seine Weinberge hinaus, dort kam ihm wieder allmählich die Freude am Werden in der Natur. Freilich viel langsamer als bei ihr selbst, einem jungen Menschen, hob der gebrochene Lebensmut im Herzen des Rats Herrn aufs neue das Haupt. Aber allmählich machte auch die Zeit bei ihm ihren heilenden Einfluß geltend.

Von seiner Einwilligung zu ihrem Studium sprach er nicht. Aber wenn sie mit einem Lehrbuch neben ihm saß, wagte sie es, ihn hin und wieder nach irgendetwas zu fragen. Dadurch bekam der Vater auch Interesse für ihre Arbeit und gewöhnte sich daran, von ihr zu Rate gezogen zu werden. Und es waren Augenblicke, wo er sich zugestehen mußte, daß Magda trotz Latein und Mathematik auch nicht das geringste von ihrer Weiblichkeit einbüßte und ihren häuslichen Pflichten getreulich nachkam.

So vergingen die Monate. Aus Frühling ward Sommer, und aus Sommer Winter. Und wieder zog der Lenz anemonenbeträngt ins Taubertal, und des Ratsstöchterleins Gedanken wanderten, wie einst die ihrer Urahne Magdalena, über die blauenden Berge gen Süden. Warum hatte Erwin Lindner so lange nichts von sich hören lassen?

Am Pfingstsonntag war's. Seit Kriegsbeginn fand kein historischer Festzug mehr zu Rothenburg statt. Magda war vom frühen Morgen an mit dem Vater im Weingarten, wo es jetzt allerlei zu richten gab. Der Ratsherr hatte zu Magda Genugthuung wieder angefangen, dort zu arbeiten. Die Sonne schien so golden, allenthalben sang und zwitscherte es.

Trautchen brachte ihnen in einem Körbchen die Frühstücksbrote. Mizi, das Kriegskind, die Postfächer. Ein Brief an Fräulein Magda Toppler war dabei. Er zeigte eine fremde Damenhandschrift und war aus Meran abgestempelt.

Magda öffnete ihn mit einer gewissen Neugier. „Mein liebes Fräulein Toppler,“ las sie erstaunt. „Sie sind mir keine Fremde mehr. Mein Sohn hat mir soviel von Ihnen und Ihrem lieben Vaterhause berichtet, daß ich mich in meiner Sorge an Sie zu wenden wage. Ich befinde mich hier im Lazarett bei meinem armen Sohn, der eine schwere Verwundung davongetragen hat. Es gilt vor allem, seine Nerven, die sehr gelitten haben, zu beruhigen, da dieselben von großem Einfluß auf das örtliche Leiden sind. Er soll in ein Erholungsheim in der Nähe von Würzburg. Und da hat er selbst den Wunsch ausgesprochen, das Wildbad bei Rothenburg zu wählen. Ich bin glücklich, daß er nur überhaupt mal wieder etwas wünscht. Gott gebe, daß es das Richtige für ihn ist und Genesung bringt. Es ist mir eine große Beruhigung, daß Sie, liebes Fräulein Toppler, selbst als Pflegerin dort tätig sind. Da weiß ich meinen Sohn körperlich wie seelisch in den besten Händen. Denn mir wird man wohl nicht gestatten, die ganze Zeit über bei ihm zu bleiben. Nur für die ersten Tage bitte ich Sie herzlich, mich, wenn irgend möglich, dort mit unterzubringen. Wenigstens so lange, bis er sich ein-

gelebt hat. Verzeihen Sie einer Mutter, daß sie sich in ihrer großen Sorge an Sie wendet. Wir gedenken morgen schon abzureisen und werden diesem Briefe wohl auf dem Fuße nachfolgen. Nehmen Sie im voraus meinen wärmsten Dank und die besten Grüße von meinem Sohn und Ihrer

Marie Lindner.“

Längst waren die Kinder lachend den Berg heruntergejagt, längst hatte der Vater nach der Zeitung gegriffen. Und immer noch saß Magda reglos und starrte auf die feinen Schriftzüge. Sie verschwammen vor ihrem Auge — ein feuchter Schleier trübte ihr den Blick. Schien denn die Sonne nicht noch ebenso golden? Jubilierten die Vögel denn nicht noch grade so hell? Warum war die Welt denn plötzlich verändert — grau — düster? Glänzende Tropfen lösten sich von den Wimpern des Ratsstöchterleins, perlten hernieder und netzten den Weinberg des Vaters. Du lieber Gott, waren es denn noch nicht genug der Opfer, die das Vaterland von ihr gefordert? Sollte sie auch den noch verlieren, der ihr teurer war, als sie es sich selbst in mädchenhafter Scheu bisher hatte eingestehen mögen?

„Schwer verwundet“ schrieb seine Mutter. Grundgütiger, was konnte das nicht alles sein. Hatte er eines seiner Glieder eingebüßt, kam er als Krüppel heim? Das Gespräch fiel ihr ein, daß sie einst mit einem der Verwundeten gehabt, der sich davor bangte, seiner Braut mit einem Bein vor die Augen zu treten.

„An meinen Gefühlen würde das nichts ändern, wenn er nur überhaupt lebt“ — ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, murmelte Magda diese Worte erregt vor sich hin.

„Sagtest du etwas, Kind?“ Der Vater blickte von seinen

Kriegsnachrichten auf. „Nanu, du weinst, Magda; hast du irgendwelche schlechte Nachrichten erhalten?“

Das junge Mädchen nickte. Es mußte sich gewaltig zusammennehmen, bevor es sprechen konnte. „Die Mutter von Doktor Lindner schreibt mir, daß ihr Sohn schwer — schwer verwundet ist.“ Magda mußte eine Pause machen. Die Stimme wollte ihr nicht mehr gehorchen.

„Nun — nun — verwundet, das ist doch noch nicht das Schlimmste, Kind. Es tut mir natürlich von Herzen leid, aber ich wünschte, unser Junge wäre nur verwundet gewesen — — —“

Ja, der Vater hatte recht. Sie hatte noch allen Grund, Gott dankbar zu sein, daß der Freund überhaupt wieder heimkehrte. Jetzt war keine Zeit zum Klagen, jetzt hieß es handeln, und alles für seinen Empfang vorbereiten. Oh, glücklich mußte sie doch sein, daß sie ihn pflegen, für ihn sorgen durfte!

Hier in dieser nervenstärkenden Ruhe und idyllischen Natur würde er sicher bald genesen. Energisch wischte das junge Mädchen die Tropfen von den Augen.

„Ich will gleich ins Wildbad hinunter, Vater, und Doktor Lindner anmelden. Auch das Zimmer für ihn und seine Mutter auswählen — heute können sie ja wohl nicht mehr kommen. Aber zu morgen ist, glaube ich, ein Lazarettzug gemeldet.“ Sie nickte dem Vater zu und eilte leichtfüßig den Weinberg hinab.

Der Ratsherr sah nachdenklich hinter seiner Tochter her. Die Tränen gaben ihm zu denken. Gerade so wie damals der alten Tante Brigitte. Nun ihm wär's schon lieber für sein Kind als das Studium. Wenn er ihr auch beim Studieren nichts mehr in den Weg legen wollte, so recht befreunden konnte er sich noch immer nicht mit dem Gedanken.

Inzwischen hatte Magda mit dem Chefarzt gesprochen. Ein helles, freundliches Zimmer, dessen Fenster zur Engelsburg hinausgingen, hatte sie Erwin Lindner hergerichtet. Durch ihre Fürsprache war es ermöglicht, daß Frau Lindner das erst in drei Tagen belegte Zimmer nebenan bis dahin bewohnen durfte.

Nun war der zweite Pfingsttag herangekommen und der Lazarettzug signalisiert. Mit einigen Krankenwärtern und Schwestern erwartete Magda ihn. Unruhig schritt sie den Bahnsteig auf und nieder. Wie oft hatte sie hier einen Transport Verwundeter in Empfang genommen. Nie hatte sie etwas anderes dabei empfunden als warmes Mitleid. Und heute diese quälende Beklommenheit, dieses Bangen und gleichzeitig scheues Freuen und Hoffen. Wie würde sie ihn wiedersehen?

Schwarze Dampfwolken — Rattern und Schnaufen — der Zug mit dem leuchtend roten Kreuz auf weißem Grunde läuft ein. Magda muß noch einen Augenblick stehen bleiben, das Herz klopft ihr zum Zerspringen. Dann eilt sie wie die andern, beim Aussteigen zu helfen.

Suchend gleitet ihr Blick von Abteil zu Abteil. Da — vom Ende des Zuges her kommen langsam Zwei näher. Der Feldgraue stützt sich auf den Arm einer älteren Dame — schon ist Magda bei ihnen. Ihr angstvoller Blick überfliegt die Gestalt des Freundes — Gottlob, er geht auf seinen beiden Beinen! Die Arme sind nicht im Verband . . . erregt forschet sie weiter in seinen Zügen . . . da — eine große, schwarzgläserne Brille macht ihn fast unkenntlich. Die Augen — — — Magda muß an sich halten, um nicht laut aufzuschreien vor Schmerz. Seine lieben Augen

Und dann vermag sie doch das kaum Mögliche, die sympathische Dame mit denselben feinen, klugen Zügen, wie der Sohn sie hat, ehrerbietig zu bewillkommen und dem Freund beide Hände zu reichen.

„Grüß Gott, lieber Herr Doktor! Wie schön, daß Sie zu uns ins Wildbad kommen. Sie sollen mal sehen, wie schnell wir Sie wieder ganz gesund pflegen!“

Der Doktor lauschte der jungen hellen Stimme. Sein geschärftest Ohr hörte die gezwungene Heiterkeit heraus.

„Sehen — Fräulein Magda, damit ist es für immer vorbei. Ich hätte gewünscht, die Kugel hätte besser getroffen,“ fügte er leise hinzu.

Entsetzt wandten sich Magdas tränenfeuchte Augen an die Mutter. Ach, in deren blassen Zügen las sie wenig Hoffnung. Laut aber sagte Frau Lindner: „Du weißt es doch, mein lieber Sohn, was der Arzt uns in Meran beim Abschied gesagt hat. Sorgen Sie dafür, daß Ihr seelisches Gleichgewicht sobald als möglich wieder hergestellt wird. Innere Ruhe und Heiterkeit ist das beste Heilmittel für Ihre kranken Augen. Dann kann man später auch an eine Operation denken.“

„Ja, du hast recht, Mutterchen. Es ist egoistisch von mir, daß ich dir's noch schwerer mache. Hast schon genug Sorge mit mir. Und nun komme ich hierher und quäle Sie auch noch, Fräulein Magda.“

„Dafür danke ich Ihnen, Herr Doktor,“ antwortete diese schlicht. Dann zog sie den freien Arm des Patienten durch den ihren, und so schritt Erwin Lindner zwischen den beiden Frauen, die ihm die liebsten waren, zum Wagen.

Durch die alten Rothenburger Gassen holperte das Gefährt. Aber der, welcher sonst begeistert gewesen von jedem

malerischen Renaissancegiebel, von den reinen gotischen Linien der Kirchen, er vermochte sie heute nicht zu schauen. Da war der entzückende Feuerleins Erker — jedes Wort kam Magda ins Gedächtnis, das der Doktor darüber einst voll künstlerischer Freude zu ihr gesprochen. All die Stätten, die sie zusammen durchstreift, die alten Höfe mit den blühenden Sträuchern, da — das Burgtor, an dem sie ihn grade heute vor drei Jahren zum erstenmal gesehen.

„Lieber Gott, hilf — er kann nicht ausgestoßen sein von dieser schönen Welt!“ So betete Magda aus Herzensgrunde.

„Sind wir schon am Marktplatz vorbei, Fräulein Magda?“ erkundigte sich da Erwin Lindner, der wohl ähnliche Gedanken hatte wie sie.

„Wir fahren grade durch das Burgtor.“ Sie schwiegen beide und dachte das Gleiche.

„Wie schön ist es bei Ihnen, Fräulein Toppler.“ Die Stimme seiner Mutter riß Magda aus ihrer Versunkenheit. Sie mußte sich zusammennehmen. Es kam ja alles darauf an, ihn ruhig und heiter zu stimmen.

„Fühlen Sie nicht schon den erfrischenden Tauberwind, Herr Doktor, und den Fliederduft von der Stadtmauer? Warten Sie, ich breche Ihnen einen Zweig.“ Sie reckte sich zur Höhe, das blühende Geäst zu fassen.

„Oh, das tut gut.“ In tiefen Zügen sog der blasse Mann den süßen Duft ein.

„Es ist der tiefblaue, der an der St. Blasiuskapelle wächst,“ erläuterte Magda.

„Ich werde mich wohl jetzt daran gewöhnen müssen, durch anderer Augen zu sehen.“ Da war der Freudenschein, den der Blütenzweig bei ihm geweckt, schon wieder erloschen.

„Lieber Herr Doktor, Sie haben mich erst richtig die Schönheit unseres Städtchens sehen gelehrt. Da ist es doch nur recht und billig, daß ich meine Augen jetzt für Sie mitgebrauche,“ warm klang Magdas Stimme.

„Ja, einst habe ich Sie gestützt, wenigstens geistig, jetzt ist es umgekehrt,“ seufzend ließ sich der Doktor von seiner jungen Pflegerin dem Hause zuführen.

Hinter ihnen schritt die Mutter. Sie blickte auf die beiden vor ihr in der Sonne Gehenden, auf das liebreizende Mädchen, das so sorglich jeden Schritt des Sohnes leitete. Niemals war das Grausame seines Geschicks dem armen Mutterherzen schmerzvoller zum Bewußtsein gekommen, als in diesem Augenblick. Mit seinem Fraueninstinkt und dem nicht irregehenden Gefühl der Mutter ahnte sie es, daß ihr Sohn noch mehr verloren hatte, als das Augenlicht — sein Lebensglück.

Das hellste, freundlichste Zimmer hatte Magda für ihren Patienten ausgesucht, und nun saß er in diesem lichten Raum — im Dunkeln. Die Engelsburg im Frühlingsgrün vor den Fenstern, an der er sich freuen sollte, vermochte sein Auge nicht wahrzunehmen. Nur die Seerose, die das junge Mädchen von ihrem eigenen Rosenstock auf dem Balkon geschnitten, hielten seine Finger.

Als Frau Lindner nach drei Tagen wieder heimfuhr, konnte sie so beruhigt sein, wie es den Umständen nach nur möglich war. Ihr Sohn war denkbar gut aufgehoben. Wenn irgendwo, mußte er hier Heilung finden. Seine junge Pflegerin aber hatte in den wenigen Tagen das Herz der Mutter gewonnen, wie das ihres Sohnes.

Regelmäßig gab Magda Frau Lindner Berichte. Sie

klangen stets befriedigend und zuversichtlich. Aber in Magda selbst sah es nicht immer so hoffnungsfreudig aus, wie sie sich den Anschein gab. Sie litt entsetzlich mit dem Manne, dem ihr Herz gehörte. Und das Schwerste war, daß sie es unterdrücken, selbst froh und heiter erscheinen mußte, um ihn aus seiner Schwermut aufzurütteln. Manchmal kam sie sich gradezu grausam dem Freunde gegenüber vor, wenn sie seine leisen Klagen, die ihr das Herz wund machten, mit einem Scherz abtun mußte.

Nun hatte sich das erfüllt, was Erwin Lindner einst heimlich gewünscht. Er lag im Liegestuhl auf der blühenden Terrasse des Wildbades, und Magda saß neben ihm, glättete ihm die Rissen, brachte ihm Erfrischungen und plauderte ihm die trüben Gedanken fort. Ach — wie gern hätte er jetzt zurückgetauscht!

Wenn sie ihm vorlas, nahm er den melodischen Klang ihrer Stimme in sich auf, ohne oft den Sinn der Worte zu verstehen. Daß er ihren holdseligen Anblick entbehren mußte, schmerzte ihn mehr, als daß er den blühenden Frühling nicht schaute.

An ihrem Arm schritt er die Wege entlang, die ihm einst lieb geworden. Magda hatte sich daran gewöhnt, für den Freund mitzusehen. Da war kein Silberwölkchen am Himmel, kein zartes Birkenbäumchen und kein altersgrauer blumenüberwucherter Mauerwinkel, an dem sie sich freute, den sie nicht auch ihm leuchtend malte und ihn so an ihrer Freude teilnehmen ließ.

„Wissen Sie, Schwester Magda —“ er hatte sich daran gewöhnt, sie wie die andern Patienten zu nennen — „einmal möchte ich noch meine Augen gebrauchen können, wenn ich

nun schon zu ewiger Nacht verdammt sein soll," sagte er eines Tages sinnend zu ihr. „Können Sie raten, wozu, Schwester Magda?" Sie waren auf dem Wege zum Topplerhause. Zum erstenmal wollte der Doktor es nach seiner Ertrankung auf Bitten des Rathsherrn wieder betreten. Aber er ermüdete noch immer schnell. Sie ließen sich auf einer Bank am Wege nieder.

„Vielleicht möchten Sie unser liebes Rothenburg von der Engelsburg aus wieder im Abendlicht sehen?" Das junge Mädchen errötete in Erinnerung an ihr letztes Beisammensein dort oben. Da hatten ihr seine klaren, tiefen Augen, die jetzt die schwarze Brille deckte, verraten, wie er für sie empfand.

„Von der Engelsburg auf die im Abendschein brennenden Stadtgiebel und Türme herabsehen — ja, das möchte ich auch wohl noch mal. Aber das meine ich nicht. Sehen möchte ich, wie Sie selbst jetzt ausschauen, Schwester Magda. Ob die bleichen Wangen, die ich das letztemal bei Ihnen wahrgenommen, wieder rosig geworden, ob der ernste Zug um die Mundwinkel fort ist und die Augen wieder so froh wie früher aufleuchten können. Das möchte ich noch mal sehen und mir das Bild für immer einprägen."

Es dauerte ein Weilchen, bis seine heißerrötende Begleiterin den jähen Gefühlssturm in ihrer Brust so weit beschwichtigt hatte, um einigermaßen ruhig erwidern zu können: „Meine Backen sind rot wie bei einem Bauernmädche Herr Doktor —" da sprach sie in diesem Augenblick wirklich die Wahrheit — „und meine Augen sind wieder ganz froh — — —" aber ihre Stimme bebte dabei, und die dunklen Sterne, die froh blicken sollten, standen voll Wasser. Sich mit Gewalt zur Ruhe zwingend, fuhr sie fort: „Das danke

ich Ihnen. Sie haben mich dadurch, daß Sie mich wieder zur Aufnahme meiner Abituriumvorbereitungen veranlaßt haben, aufs neue zu einem brauchbaren Menschen gemacht. Und nun habe ich eine Bitte — eine riesengroße, lieber Herr Doktor. Ich möchte nicht immer Ihnen zu Dank verpflichtet sein, ich möchte so gern mal Gleiches mit Gleichem vergelten — — —"

„Das tun Sie schon, Schwester Magda, mehr als zuviel. Täglich, stündlich opfern Sie sich für mich auf. Es liegt mir schwer genug auf der Seele, daß ich Ihren Jugendfrohsein mit meiner verdunkelten Existenz hier verdüstern muß. Aber Sie sprachen von einer Bitte — — —"

„Ja — Sie haben mich durch geistige Arbeit gesund und froh gemacht, als mich der Gram um Heinz niederdrückte. Sollte das bei Ihnen nicht auch möglich sein? Damals sagten Sie mir: „Schwache Seelen lassen sich nur vom Schmerz unterkriegen, starke Menschen werden größer durch denselben und bezwingen ihn. Lieber Herr Doktor — heute spreche ich zu Ihnen, wie Sie damals zu mir: Fangen Sie wieder an zu arbeiten! Schreiben Sie den zweiten Teil Ihres Geschichtswerkes!"

„Ich schreiben — arbeiten — — —" er lachte gequält auf. „Ich weiß, Sie meinen es gut mit mir, Schwester Magda, sonst würde ich glauben, Sie wollten meiner spotten. Nein, damit ist es für immer vorbei! Schrieb ich Ihnen nicht mal scherzhaft aus der Kaserne, ich wollte vielleicht nach Beendigung des Krieges statt der Professur den Posten einer Scheuerfrau annehmen? Nicht einmal dazu tauge ich noch. Ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft bin ich geworden, das ist das bitterste von allem!"

„Nicht doch — so dürfen Sie nicht sprechen, lieber Herr Doktor,“ bat Magda mit tränengepresster Stimme. „Es wird sicher alles noch gut mit Ihren Augen. Aber auch bis dahin sollen Sie den Mut nicht sinken lassen und wieder arbeiten. Sie haben doch Ihre Gedanken, Ihre großen Kenntnisse behalten — — —“

„Und wer schreibt die Gedanken nieder, wer ergänzt die Kenntnisse durch Nachlesen in Büchern, wer ersetzt mir meine Augen?“

„Ich —“ sagte Magda leise.

Still, ganz still wurde es zwischen ihnen. Irgendwo im Buschwerk schlug die Nachtigall.

Vor den verdunkelten Augen des Gelehrten war ein heller Schein aufgeleuchtet. Sekundenlang — dann löschte er ihn selbst aus.

„Nein!“ — sagte er mit voller Bestimmtheit. „Das nicht — das nicht auch noch! Wohl habe ich einst davon geträumt. Aber es ist an den Trümmern eines Lebens genug. Sie sollen Ihr Dasein in der Sonne leben, Magda. Sie sollen studieren und das Glück finden, für das Sie geschaffen sind.“

In des Ratsstöchterleins junger Brust stürmte und wogte es. Das welsche Blut, das ungestüme, das Magda von der Urahne ererbt, es strömte ihr jäh zum Herzen. Es ließ sie die Schranke des Mädchenhaften, Hergebrachten niederreißen. Was vor ihr nie eine der sittsamen Frauen aus dem Toppelerhauses getan — das Ratsstöchterlein tat es. Beide Hände des Freundes ergriff es, und mit bebender Stimme rief es: „Ich finde mein Glück nur darin, wenn ich Ihnen wieder Freude in Ihr Dasein tragen darf. Ich will nicht studieren! Ich will bei Ihnen bleiben, Herr Doktor, als — als — Ihre

Sekretärin,“ setzte sie schnell verwirrt hinzu. Jetzt erst kam sie zur Besinnung dessen, wozu ihr Herz sie getrieben.

Der Doktor zog die schlanken Mädchenhände an seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, Magda — von Herzen danke ich Ihnen für Ihre guten Worte. Sie haben mir Ihre ganze Seelengröße offenbart. Ich will dieselben als Geleit mit mir nehmen, dann wird es niemals ganz dunkel in mir sein. Denn annehmen darf ich Ihr Opfer nicht. Dazu müßte ich Sie — weniger lieb haben, als es der Fall ist.“

Da war es heraus, das Wort, auf das Magda so lange sehnsüchtig gewartet. Aber keine himmelhochjauchzende Freude löste es in ihr aus. Tief senkte sie das goldblonde Haupt, und ein heiliges Gelübde stieg in ihrem Herzen empor: Wohin sein Lebensweg auch führen mochte, ob zur Nacht oder zum Licht — sie gehörte von diesem Augenblick an zu ihm.

Wie die Nachtigall in den Frühlingsbüschen schluchzte!

Der Doktor hatte sich erhoben. „Wir wollen weitergehen, kommen Sie, Magda.“

Arm in Arm schritten sie durch das blühende Frühlingsgelände — und leise, ganz zaghaft lächelte die Hoffnung wieder den Zweien entgegen. Aus tausend Blumenkelchen, aus jedem flirrenden Sonnenstrahl schaute sie das bewegte Mädchen an. In süßem Vogellaut und säuselndem Blätterrauschen kam sie zu dem stillen, in sich gekehrten Mann. Hoffnung, du holdestes Patengeschenk, welches das Leben dem Menschen gab!

Von ihrem Erkerplatz aus, im traulichen Verein mit Peter, Mohrchen und Lorchchen, sah das alte Tantchen den

beiden Näherkommenen entgegen. Und es mußte daran denken, wie der eingemauerte Spiegel schon einmal die Zwei gezeigt. Lieber Gott, sah der arme Doktor elend aus! Und wie das Magdchen ihn behutsam, Schritt für Schritt, führen mußte — — — Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob die Brust des Tantchens: Es war doch gut, daß sie sich damals geirrt hatte! Was hätte das jetzt für Katastrophen gegeben!

21. Kapitel

Dulde, gedulde dich fein

Ursel Mergentheimer war Braut. Im Würzburger Lazarett, dessen Apotheke sie seit einigen Monaten verwaltete, hatte sie es mit ihrem tatkräftigen warmherzigen Wesen dem dortigen Arzte angetan. Weihnachten sollte schon die Hochzeit sein.

Auch das Lebensschiffchen Anne Griebels nahm einen andern Kurs. Professor Hellmann aus München war in diesem Sommer wieder in Rothenburg zum Malen gewesen. Der hatte sie bestimmt, zu Oktober nun endlich seine Schülerin zu werden.

„Sie haben jetzt über drei Jahre dem Vaterlande ihre Dienste geweiht, liebes Kind,“ hatte er zu ihr gesagt. „Nun dürfen Sie auch mal wieder den Platz andern einräumen und an Ihre eigene Arbeit denken. Ich bin ein alter Mann, wer weiß, wie bald ich abgerufen werde. Ich möchte gern noch sehen, daß aus Ihnen etwas Tüchtiges wird.“

So war es beschlossene Sache, daß auch Anne zum Herbst Rothenburg verlassen und sich in München bei Professor Hellmann zur Malerin ausbilden sollte.

Von Herzen nahm Magda an dem Glück und den Zukunftsplänen der Freundinnen teil. Wie glatt und grade lag der Weg vor den beiden. Einst war sie es gewesen, das vom Glück verwöhnte Ratsstochterlein, das es so viel besser hatte als die Zwei. Und heute?

Magda stand vor dem kleinen ovalen Bildchen der Urahnin Magdalena. Sinnend blickte sie in die zarten Züge, den ihrigen so ähnlich. „Was du auch in diesem Hause gelitten hast, so schwer und unbarmherzig hat die Hand des Schicksals doch nicht auf dir gelaftet, wie auf mir. So dunkel und verworren hat dein Lebenspfad niemals vor dir gelegen,“ dachte sie seufzend.

Das Gespräch, das sie soeben mit Anne Griebel gehabt, war schuld an diesen Gedanken.

„Komm mit mir nach München, Magda,“ hatte die Freundin gebeten. „Mach' dort dein Abiturium und studiere. Wir nehmen uns zusammen eine kleine Wohnung und führen ein treuzufideles Junggesellenleben. Dein Vater hat nichts mehr dagegen, wie du mir selbst erzählt hast. Also fasse einen kurzen Entschluß und geh' mit.“

O ja, verlockend war es schon, das Bild, das Anne ihr ausmalte. Der Traum ihrer Jungmädchenzeit war es, jahrelanges Wünschen und Streben, was sich jetzt verwirklichen konnte. Aber keinen Augenblick schwankte oder überlegte Magda.

„Ich habe hier meine Pflichten, Anne, ich kann nicht fort,“ sagte sie bestimmt.

„Du hast doch keine andern Pflichten als ich. Und ich mache jetzt ja auch Schluß mit der Lazarettspflege. Wer weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Professor Hellmann hat recht. Die besten Jugendjahre vergehen ungenützt, es wird Zeit, das man seine Lebensarbeit ernst in die Hand nimmt. Was er für mich gesagt hat, gilt doch für dich ebenso, Magda,“ versuchte die Freundin sie zu überreden.

Aber Magda schüttelte den goldhaarigen, feinen Kopf.

„Nein, liebe Anne,“ sagte sie leise „für mich liegt es doch noch anders. Ich habe nicht nur Pflichten gegen die Verwundeten im allgemeinen wie du — ich — ich habe Pflichten gegen einen Einzelnen. Dr. Lindner braucht mich — ich ersetze ihm seine Augen. Ich fürchte — für immer . . .“

Tiefenst war Annes frohes Gesicht geworden. Zum ersten Male rührte Magda an dem, was ihr Heiligstes war. Nie hatte sie sich zu einer der Freundinnen über ihre Empfindungen für Erwin Lindner zu äußern vermocht. Und die andern hatten ihr Schweigen voll Zartgefühl geschont.

Innig schlang Anne den Arm um die Freundin und küßte sie: „Sollst sehen, Magda, es wird noch alles gut. Es hieß doch, daß man zum Herbst an eine Augenoperation würde denken können.“

„Ja, wir wollen in den nächsten Tagen nach Würzburg zu einem Professor. Anne, ich schäme mich, wie feige ich bin. Nicht für mich, nur — für ihn. Ich fürchte, daß er aufs neue dadurch aus seinem seelischen Gleichgewicht und der so schwer errungenen inneren Ruhe gerissen wird. Daß es eine neue furchtbare Enttäuschung für ihn bedeutet.“

„Du darfst den Mut und den Glauben an bessere Tage nicht verlieren, mein Herz. „Dulde — gedulde dich fein — über ein Stündlein ist deine Kammer voll Sonne.“ In ihrer frischen Weise hatte die Anne es getrallert, jenes Lied, das sie vor Jahren gemeinsam in der Schule gesungen. Freilich, ohne den Ernst des Sinnes damals zu begreifen.

Daran dachte Magda, als sie jetzt vor dem Bildnis der Magdalena Hirschling stand. Ach, mit der Sonne in diesem Hause war es vorbei, seitdem der Bruder nicht wiederkehrt. Und den Glauben an bessere Tage — den hatte allenfalls

hier noch das alte Tantchen in seinem rührenden Gottvertrauen. Sie selbst vermochte nicht mehr zu hoffen, daß die Sonne ihr wieder schien.

Das Ratsstöchterlein griff nach dem weißen Häubchen, um ins Lazarett zu gehen. Durch den Schwall mit Anne hatte es sich schon allzusehr versäumt. Erwin Lindner würde bereits auf seine Sekretärin warten.

Da sprang Trautchen zur Tür herein.

„Magda, du möchtest doch schnell mal zum Tantchen kommen. Sie hat einen Brief gekriegt — aus Afrika, sagt Bärchen. Ganz verschmiert sieht er aus. Und Tante Brigitte hat in der Aufregung ihre Brille verlegt und kann sie nicht finden. Du sollst ihr den Brief vorlesen, weil ich das Verschmierte nicht buchstabieren kann.“

Sehr eilig hatte es die große Schwester, wieder ins Lazarett zu kommen. Aber einen Brief an das Tantchen aus Afrika — das war doch etwas so Merkwürdiges, daß Magda nicht nur dem Wunsche der Tante schleunigst nachkam, sondern auch ihrer eigenen Wißbegier.

Das Tantchen saß auf dem beliebten Erkerplatz, umgeben von Peter, Mohrchen und Lorchchen.

„Sieh nur, Kind, was mir der Briefträger da gebracht hat. Aus Afrika soll das Schreiben sein. Mein Lebtag habe ich nichts mit Afrika zu tun gehabt.“ Die Tante rückte in ihrer Aufregung die schiefgerutschte Spitzenbarbe noch schief.

Es war wirklich ein arg verschmierter Brief. Kreuz und quer war darauf geschrieben. Aber die ziemlich undeutlich geworden Buchstaben, die den Namen der Tante bildeten, kamen Magda bekannt vor — es wurde ihr plötzlich schwarz vor den Augen. In der nächsten Sekunde schon überwand sie

die Schwäche und riß mit bebender Hand den Briefumschlag auf.

Aber wenn die alte Tante Brigitte geglaubt hätte, daß auch ihre Neugier jetzt befriedigt würde, dann hatte sie sich gründlich geirrt. Magda überflog die ersten Zeilen — das Datum — die Unterschrift — — —

„Er lebt!“ — schrie sie auf und raste hinaus. Hinter ihr her erscholl Mohrchens Jammergemaus, dem sie auf den Schwanz getreten, und Lorchens heiseres „Hurra“.

„Wer lebt?“ Ganz bestürzt schaute das Tantchen der Davoneilenden nach. Es kannte doch keine Menschenseele in Afrika. Und was war das nun für eine Angehörigkeit von dem Magdachen, mit dem an sie, die Tante gerichteten Brief davonzulaufen — da stimmte doch wieder was nicht. Schwerfällig erhob sich die alte Dame, und so schnell sie ihre Beine trugen, folgte sie der Nichte zum Arbeitszimmer des Vaters.

Die Tür war sperrangelweit offen geblieben, und was sie da sah, war allerdings dazu angetan, das Tantchen noch mehr aus der Fassung zu bringen.

Auf der Schreibtischlehne saß Magda und küßte und streichelte den Vater und weinte und lachte dabei durcheinander. So lange die Tante denken konnte, hatte sie derartige Zärtlichkeitsausbrüche dem ernststen Vater gegenüber in diesem Hause nicht beobachtet. Der regelmäßige Geburtstagskuß war das höchste der Gefühle.

Auf dem Fußboden lag ihr Brief aus Afrika, der die ganze Aufregung verursacht, und Trautchen und Peter schnuppern daran herum.

„Tante Brigitte, weißt du's schon — unser Heinz ist gar nicht tot — ganz lebendig ist er in Afrika — bloß gefangen!“

schmetterte die Kleine der Tante, als sie ihrer ansichtig wurde, entgegen.

„Ich hab's gewußt“ — ich hab's ja ge — — —“ aber weiter kam das alte Tantchen diesmal nicht. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Magda sprang hinzu und stützte die Schwankende. Die Gemütsregung war zuviel für die Gute.

Der Vater und Magda führten das Tantchen zum grünen Ripssofa. Und wie sie damals die schwersten Stunden gemeinsam getragen, vereinte sie jetzt die höchste Freudestunde.

„Und an mich schreibt der gute Junge — an mich — —“ das war das erste, was das Tantchen hervorstieß, als ihm die Stimme wieder gehorchte.

Nun sollte es auch endlich den Brief hören, Magda las ihn mit glückstrahlendem Gesicht vor.

„Gefangenenlager bei Marokko, d. 1. August 1917.“

Meine liebe Tante Brigitte! Heute mache ich den letzten Versuch, mich mit Euch, meine Lieben, in Verbindung zu setzen, indem ich diese Zeilen an Dich sende. Auf alle an den Vater und Magda gerichteten Briefe bin ich ohne jede Nachricht geblieben. Ich weiß gar nicht, was ich davon zu halten habe. Ihr seid doch alle gesund? Entweder sind Eure Briefe auf der weiten Reise verloren gegangen, oder die Zensur hat sie nicht durchgelassen. Ich hoffe, daß Euch wenigstens meine Nachrichten erreicht haben, und daß Ihr Euch meinetwegen keine Sorge macht. Es geht mir nach wie vor leidlich. Die Gefangenearbeit ist schwer, aber ich bin ja jung und widerstandsfähig. Nachdem ich das Sumpffieber, das keinen von uns hier unverschont läßt, überwunden habe, merke ich nicht mehr allzuviel von dem Tropenklima. Nur ab und zu macht

mir meine Kopfwunde, die ich mir bei dem Absturz zugezogen, und die mich damals tagelang besinnungslos daniederliegen ließ, zu schaffen. Wenn man nur wenigstens wüßte, wie es im lieben Vaterland ausschaut. Aber so ganz von allem abgeschnitten zu sein, wo man doch so brennend gern dabei sein möchte, das ist hart. Gebt mir bitte gleich nach Empfang dieses Briefes Nachricht, wie es Euch geht. Und schreibt nichts, woran die Zensur Anstoß nehmen könnte, damit ich endlich, endlich einmal von Euch eine Zeile erhalte. Ich grüße jeden Einzelnen von Euch recht herzlichst. Ach, wie sehne ich mich nach unserm schönen Rothenburg und unserm lieben alten Haus heim. Mal muß doch der Friede kommen.

Euer Heinz.“

„Der liebe Gott hat wieder mal gezeigt, daß er keinen verläßt, der auf ihn vertraut,“ sagte das Tantchen leise.

„Der arme, arme Junge, nun sitzt er so allein in dem heißen Afrika — — —“ wie gern hätte Magda ihren Heinz hier gesund gepflegt.

„Wenigstens lebt er — alles andere ist Nebensache. Mein Junge, mein lieber! Sicher hat der junge Brausekopf in seinen früheren Briefen etwas geschrieben, was die Zensur nicht durchließ.“

„Und ich hab's doch gleich gesagt, wenn einer totgesagt wird, braucht er's noch lange nicht zu sein. Aber auf die Barbara hat ja keiner gehört.“ Die treue alte Seele fiel erst dem Magdachen und dann der Tante um den Hals. Ja, sogar dem Ratsherrn streichelte sie mit ihren verarbeiteten Händen das glückdurchleuchtete Gesicht. Alle Unterschiede waren heute ausgelöscht. — Freude war wieder in das alte Patrizierhaus gezogen.

Selbst die Tiere merkten es. Der kluge Pudel ließ sein Quastenschwänzchen in toller Lebhaftigkeit die Luft durchsaufen, — Mohrrchen schnurrte mit besonderem Behagen und Lorchchen konnte sich heute gar nicht genug tun im Hurra-schreien.

Für Magda war es nun aber die höchste Zeit zu ihrem Lazarettendienst. Während der Vater sich sofort niedersetzte, um an seinen Jungen zu schreiben, während Tante Brigitte sogleich ihrer Speisekammer einen Besuch abstattete, um dem Neffen ein Liebespaket zu senden, und Trautchen mit Barbara in die Stadt lief, die große Neuigkeit, daß Bruder Heinz lebte, auszuposaunen, eilte sie wieder an ihre Pflicht.

Was mochte der Freund nur von ihr denken, daß sie ihn heute so lange vernachlässigt! Unterwegs zwang Magda den Überschwang ihres Glücksgefühls zur Ruhe. Sie war sich darüber klar, daß sie Erwin Lindner die frohe Botschaft noch vorenthalten mußte. Auch eine große, plötzliche Freude konnte schädlich auf feinmühsam beruhigtes Nervensystem einwirken, das wußte sie. Jede Gemütsbewegung mußte sie jetzt kurz vor der Operation von ihm fernhalten.

Und das Ratsstöchterlein, das noch vor einer Stunde so verzagt und kleinmütig gewesen, blickte jetzt dankbaren Auges zum blauen Äther empor. Hatte der liebe Gott nicht seine Allmacht und Güte wieder bewiesen? Ach, er würde sich auch weiter ihrer erbarmen und alles zum Guten wenden!

Endlich hatte sie ihre Pflichten den andern Verwundeten gegenüber erfüllt und konnte sich nun ihrem Privatpatienten widmen.

Der saß in der herbstroten Weinlaube, in der sie stets gemeinsam zu arbeiten pflegten, und lauschte nun schon über

eine Stunde auf jeden Schritt, auf jede Stimme. Hatte die Magda ihn heute ganz vergessen?

Ach, wie durfte er sich nur so daran gewöhnen, daß sie stets für ihn da war. Sie gehörte doch sich selbst, dem Licht und der Freude. Es war höchste Zeit, daß der Sommer zu Ende ging und er sich von ihrer ihn so beglückenden Gegenwart zu lösen begann. Je länger es dauerte, umso schwerer wurde ihm die Trennung, die doch sein mußte.

Da — ein leichter Schritt.

„Schwester Magda?“ — Eigentlich hätte Erwin Lindner gar nicht zu fragen brauchen. Sein Herz sagte es ihm deutlicher, daß sie da war, als seine Augen es vermocht hätten.

„Ei, Herr Doktor, heute bekommt ihre nachlässige Pflegerin sicherlich Schelte. Und mit Recht. Ich hab' mich mit meiner Freundin Anne verplaudert — — —“

„Das ist recht — das freut mich. Ganz anders klingt Ihre Stimme heute, Schwester Magda, so hell, so jubelnd — es hat Ihnen gut getan, wieder mit einem jungen, frohen Menschen zusammen zu sein.“ Die monatelange Nacht hatte das Ohr des Blinden auf das feinste geschärft. Ganz besonders in allem, was mit Magda zusammenhing.

Wie gern hätte diese dem Freunde ihre Glücksbotschaft, daß Heinz lebte, zugejubelt.

„Anne Griebel geht in einigen Tagen nach München in das Atelier von Professor Hellmann,“ berichtete sie schnell, um ihre Gedanken abzulenken.

Einen Augenblick schwieg Erwin Lindner, zögerte er. Dann hatte er die kleine selbstische Anwandlung überwunden.

„Schließen Sie sich der Freundin an, Schwester Magda. Während unseres Beisammenseins habe ich mich davon

überführen können, daß Sie sich mit eisernem Fleiß und Willensstärke die Reife zum Abiturium errungen haben. Ich gebe Ihnen eine Empfehlung an einen befreundeten Professor dort mit, und Sie werden dann mit Leichtigkeit Ihr Examen bestehen.“

„So schnell wollen Sie mich los sein, Herr Doktor?“ scherzte Magda mit zuckenden Lippen. „Nein, daraus wird nichts. Fahnenflüchtig werde ich nicht — erst muß unser Buch fertig sein. Lassen Sie uns flink an die Arbeit gehen, wir haben heute lange genug gefaulenzt,“ versuchte sie ihn von dem Gedanken, der ihn leicht erregen konnte, abzulenken. Sie legte das Manuskript und die Fachliteratur, die sie brauchten, zurecht.

„Ich werde mich allmählich daran gewöhnen müssen, ohne meine kleine Assistentin auszukommen,“ sagte der Doktor still ergeben.

Magda hielt es für richtiger, nicht mehr auf diesen heißen Punkt einzugehen. Sie schlug das Manuskript auf und las ihm die letzten von ihr niedergeschriebenen Seiten über die Entstehung des Namens Rothenburg vor. Ob derselbe von „rote Burg“ oder „Burg der Rodungen“ herzuleiten sei. Im Augenblick war das Interesse des Gelehrten geweckt. Er diktierte, fragte, ließ nachschlagen, vorlesen und diktierte von neuem. Verständnisinnig wußte Magda auf jeden Gedanken des Historikers einzugehen und in feinem Anpassungsvermögen ihn niemals aus seiner Sammlung zu reißen. So hatten sie beide den Sommer über miteinander gearbeitet, und Dr. Lindner hatte dabei wieder sein seelisches Gleichgewicht erlangt. Das Bewußtsein, trotz der mangelnden Sehkraft noch etwas leisten zu können, hatte ihn wunderbar aufgerichtet.

Seine junge Assistentin aber war heute nur halb bei der Sache. Bald flogen ihre Gedanken heim zum Vater, der so glückverklärt ausgeschaut, bald gar nach Afrika. Und dann wollte ihr der verhaltene Jubel schier das Herz zersprengen. Mitten in der gelehrten Abhandlung summten Magdas rote Lippen: „Dulde, gedulde dich fein — — —“

22. Kapitel

Es wird Licht

Es war zwei Tage später. In dem Wartesaal des abgelegenen kleinen Bahnhofs zu Ansbach saßen nur wenige Reisende. Einige Feldgrau, ein blasser Herr mit dunkler Brille, dem man den Gelehrten schon aus der Entfernung ansah, und daneben eine bildschöne, goldhaarige Krankenschwester. Neugierig musterte Resi, die rotbackige Kellnerin die Herrschaften. Wie still und ernst die waren. Da gefielen ihr die munteren Feldgrauen auf der anderen Seite, die stets ein Scherzwort bei der Hand hatten, ungleich besser.

Aber als jetzt der Schnellzug nach Würzburg signalisiert wurde, und die Schwester den Herr behutsam durch die vielen Tische hindurchführte, hätte die gutherzige Resi beinahe losgeslennt. Jesso Maria — solch ein schöner junger Herr und blind! Und gar so ein liebes Gesicht hatte er — die lustigsten Scherze der Feldgrauen wollten nicht mehr bei der Resi verfangen.

Inzwischen fuhren Dr. Erwin Lindner und seine Pflegerin Würzburg zu. Schwester Magda vermochte heute ihrer Pflicht nicht nachzukommen, ihren Patienten durch munteres Geplauder von der bevorstehenden Operation abzulenken und aufzuheitern. Die Gedanken wollten ihr nicht gehorchen. Immer nur das eine konnte sie bei der gleichmäßigen Musik der Räder denken: Du, mein Gott und Vater da droben, steh' ihm bei — hilf!"



In Würzburg erwartete die Mutter den Sohn. In dem glattgescheitelten Haar Frau Lindners, von der gleichen hellbraunen Farbe wie das des Sohnes, flimmerte eine weiße Strähne. Die schweren Monate, in denen die Mutter gegen den Herzens der Heilung entgegen hoffte, hatten ihre Spuren hinterlassen.

„So, Mutterchen, da wären wir wieder daheim. Und was nun auch die nächsten Tage bringen werden, wir tragen es gemeinsam,“ sagte Erwin Lindner liebevoll und streichelte beruhigend die Wangen der Mutter.

Die aber reichte ihre Hand mit warmem Gruß der sich bescheiden zurückhaltenden Magda. Längst wußte sie es, daß diese für den Sohn litt und bangte wie sie selbst.

Seitdem Magda erwachsen war, hatte sie es sehnlichst gewünscht, mal aus den engen Mauern Rothenburgs herauszukommen. Wie oft hatte sie den Vater gebeten, sie in Gesellschaft der Freundinnen nach dem unweit gelegenen Würzburg herüberfahren zu lassen. Aber mit den strengen Erziehungsgrundsätzen des Rats Herrn war eine solche selbständige Reise junger Mädchen nicht in Einklang zu bringen. Dann kam der Krieg — Magda hatte andere Pflichten, andere Wünsche.

Und nun fuhr sie endlich heute durch die Straßen der reizenden Universitätsstadt. Vorbei an dem Prachtbau der Residenz und hatte doch keinen einzigen Blick für seine Schönheit. Der Professor der Augenheilkunde hatte gewünscht, daß der Patient sofort in seine Klinik käme. Und als Magda sich nun dort mit festem Händedruck von dem Freund trennte, außerstande, auch nur das armseligste kleinste Wörtchen herauszubringen, da kam sie sich vor, wie der Henkersknecht, der den Delinquenten zum Schafott führt.

Ohne Frau Lindner, die sie wie eine Tochter bei sich aufnahm, würde Magda nicht gewußt haben, wie sie die nächsten Tage hätte ertragen sollen. Keiner durfte zu dem Patienten, die Stunde der Operation war den Angehörigen unbekannt. Mit welcher Seelenstärke trug die zarte Frau Lindner dieses furchtbare Hangen und Bängen. Wie wußte sie ihren jungen Gast abzulenken, frohe Gedanken in ihm zu wecken. Immer wieder brachte sie das Gespräch auf den Brief des totgeglaubten Bruders. Sie vermochte sich trotz ihrer großen Muttersorgen mit dem jungen Mädchen innig über das Lebenszeichen zu freuen. Sie regte Magda an, dem Bruder ins Gefangenenlager zu schreiben, und dabei vergaß das erregte Mädchen den Druck, der ihr das Herz abpreßte. Aber als Frau Lindner ihr den Vorschlag machte, Bruder Werner aus seiner Pension abzuholen, und sich von ihm Würzburg zeigen zu lassen, war sie dazu doch nicht fähig.

Wohl ging Magda fort, aber zu der Augenklinik trugen sie ihre Füße ganz mechanisch. Vielleicht, daß irgend jemand herauskam, den sie nach dem Stand der Dinge befragen konnte.

Ein feiner Sprühregen ging hernieder. Das schöne Herbstwetter war vorüber. Magda merkte es nicht. Ohne Schirm ging sie auf der andern Straßenseite hin und her, die Augen angstvoll zu den teilweise verhangenen Fenstern gerichtet. Hinter welchem mochte er sich befinden? War der Würfel schon gefallen — zeigte er auf Licht oder ewiges Dunkel?

Kein Mensch ließ sich blicken. Magda wagte es nicht hineinzugehen. Sie wußte, daß man ihr in ihrer Schwesterntracht unbedingt Auskunft erteilt hätte. Aber sie, der Abkömmling des mutigen Topplergeschlechtes war so feige, da

es sich um Sein oder Nichtsein des ihr teuren Mannes handelte, daß sie diese Frage von Minute zu Minute verschob. Da trat eine Schwester aus dem Portal. Sie überschritt den Damm und kam grade auf Magda zu. Die riß sich mit aller Gewalt zusammen.

„Verzeihung“ — sagte sie mit vor Aufregung heiserer Stimme — „können Sie mir wohl darüber Auskunft geben, ob die Operation bei Herrn Dr. Lindner schon vollzogen ist?“

Die Angeredete blickte auf die Kollegin, der die Seelenangst so deutlich aus den dunklen Augen schaute. „Ja, bereits vorgestern, ich selbst war zugegen,“ sagte sie freundlich.

„Und ist es gut gegangen? Wird — wird er sehen?“ Sie packte die Hand der ihr gänzlich Fremden.

„Das steht bei Gott — aber wir hoffen es!“ beruhigend klang die dunkle Altstimme. „Morgen soll die Binde gelöst werden, da wird es sich entscheiden. Seien Sie zu der gleichen Zeit morgen wieder hier, Schwester, dann kann ich Ihnen Auskunft geben.“

Raum vermochte Magda der Menschenfreundlichen zu danken. Nochmals vierundzwanzig Stunden! Sie krochen förmlich dahin, ja manchmal war es der erregten Magda, als ob der Zeiger an dem gemüthlichen Regulator in Frau Lindners Wohnzimmer rückwärts ginge. Sie hatte der Mutter nichts von ihrer Erkundigung gesagt, um deren Seelenpein nicht noch zu vergrößern.

Am nächsten Tage, lange vor festgesetzter Frist, schritt wieder die goldblonde Schwester mit den verängstigten großen schwarzen Augen vor der Augenklinik auf und nieder.

Der Pförtner kannte sie jetzt schon. Er kannte diesen unruhigen Schritt der beinahe täglich hier auf Licht oder Finsternis harrenden Angehörigen der Patienten.

Diese letzte halbe Stunde schien Magda länger zu währen, als all die vorangegangenen zusammen.

„Hilf — lieber Gott — hilf!“ krampfhaft preßte sie die Hände zusammen.

Da trat der Pförtner an sie heran.

„Die Oberschwester läßt Sie bitten hereinzukommen,“ er schritt ihr voran.

Treppen ging es hinauf, durch lange Korridore. Magda kannte seit Jahren die Lazarettluft, und doch legte sich ihr dieser warme, mit Lysol und Äther durchsehte Krankheitshauch, den alle Räume ausströmten, wie einem Neuling beklemmend auf die Brust.

An einer Tür blieb der Pförtner stehen und klopfte. Lauter klopfte Magdas Herz. Die Tür öffnete sich. Die Oberschwester, die sie gestern angesprochen, zog sie freundlich herein.

In einem Sessel am verdunkelten Fenster erkannte die auf den Zehenspitzen Näher tretende den Freund. Eine breite, schwarze Binde deckte seine Augen.

Der Patient wurde unruhig. Er schien ihre Gegenwart zu fühlen.

„Ist jemand da?“ fragte er.

Die Oberschwester legte die Finger auf die Lippen und stellte den Besuch ins helle Licht. Dann begann sie an der Binde zu knüpfen.

Magda wagte nicht zu atmen. Jetzt — jetzt würde es sich entscheiden!

Da fiel die Binde — — — von den Lippen des Patienten ein gepreßter Subellaut: „Ich sehe — dich!“ und schon hatte die Schwester das schügende Dunkel wieder vor die des Lichts noch nicht gewohnten Augen des Doktors gezogen.

Magda war, wo sie stand, auf die Knie gesunken. Lautlos rannen Tränen höchsten Glückes ihr die erblaßten Wangen entlang. Ein stummes Dankgebet stieg aus ihrer Brust zum Himmel empor.

Sie griff nach der sich ihr entgegenstreckenden Hand des Geheilten — sie drückte im Überschwang ihrer Gefühle die Lippen darauf.

Ei, Ratsstöchterlein von Rothenburg, was würden die strengblickenden, ehrwürdigen Ahnenbilder daheim zu solch einem Tun sagen!

Dann war die Überselige wieder draußen, denn noch mußte der Patient aufs strengste geschont werden.

Wie sie in die Lindnersche Wohnung gekommen, wie die Treppen hinauf, das wußte Magda nicht. Erst am Hals seiner Mutter fand sie sich wieder, die sie unter Tränen küßte: „Er sieht — er hat mich gesehen!“ — — — — —

Uch Wochen sind seit jenem Tage vergangen. Das alte Patrizierhaus zu Rothenburg schmückt sich. Grüne Tannengewinde umkränzen das geschnitzte Eingangsportal, durch das einst Könige geschritten.

Eine junge Königin schreitet auch heute über die Schwelle zum Vaterhaus hinaus, das bräutliche Myrtendiadem in dem Goldhaar.

Wie die Fenster der verschörkelten Giebelhäuser heute

im Sonnenlicht bligen. Im schloßweißen Neuschneekleid stehen sie gleich Brautjungfern längs der Herrengasse. Aus allen Türen und Toren winken lächelnde Kobolde der Renaissance und Gotik, die guten Freunde der beiden, dem vorüberfahrenden Brautpaar zu. Der heilige Georg auf dem Herterichsbrunnen reckt sich den Hals aus, um das junge Paar zu sehen. Und vor der Jakobskirche drängt sich die schaulustige Menge: „Sie kommen — sie kommen!“ Die Brautkutsche mit den weißen Seidenpolstern hält. Ein blumenstreuender kleiner Blondkopf — dahinter das Brautpaar. Heute ist es Erwin Lindner, der sein junges Weib führt. Still verklärt schreiten sie über Blumen dem brausenden Orgelton entgegen.

Inzwischen sind all die kleinen Geister der Vergangenheit in dem alten Patrizierhause wie losgelassen. Von den Uhrgewichten der alten Standuhr springen sie, aus den großen Truhen schlüpfen sie heraus, aus der alten Glaservante mit den Blümchentassen. Über des Tantchens gehütete Empiremöbel in der blauen Stube geht die wilde Jagd. Husch — husch — die gewundene Treppe hinauf zu Magdas Mädchenreich.

Wie toll gebärden sie sich hier. Den Löwentopf an dem wuchtigen alten Schreibtisch, über den sich das goldblonde Ratstöchterlein so oft in eifriger Arbeit gebeugt, zupfen sie an seiner holzgeschnitzten Mähne. Das Geheimfach öffnen sie sogar, aber der Kamm und der Gürtel der Urahne Magdalena sind daraus verschwunden. Die trägt die junge Braut heute an ihrem Ehrentage. Das Nähtischchen, das sich nie besonders Magdas Gunst erfreut, kriegt einen Nasenstüber von der ausgelassenen Gesellschaft. Schnell noch mal durch

die bunten Buzenscheiben in das verträumte Hofgärtchen hinuntergeschaut und dem kleinen dreieckigen Balkon, der wie ein Schwalbennest hoch oben an der Stadtmauer klebt, einen Besuch abgestattet.

Und „hast du dir auch jedes gemerkt, weißt du auch alles wohl, was ihr hier bei uns lieb gewesen?“ wispert und pispert es einem kleinen Gesellen zu, der nicht ganz so verhuselt ausschaut wie die andern. Es ist der Geist der Erinnerung, der dazu auserkoren ist, das Kind des alten Topplerhauses in die neue Heimat zu begleiten.

Husch — husch — die Treppe wieder hinab. Sei, dort unten in dem ernstesten Arbeitszimmer des Ratherrn geht's ja lustig zu. Über die alten vergilbten Blätter und Pergamente wirbelt der tolle Reigen. Und der kleine Geist, der in der Topplerschen Familienchronik wohnt, welche die Magda eigenhändig niedergeschrieben, führt ihn an. Er ist der stolze von all den Wichten, denn durch ihn allein hat ja das Ratstöchterlein, das aus den engen alten Mauern hinausstrebte zu modernem Studium, ihr Glück trotzdem im Alten gefunden. Beinahe kommt es deshalb zu einem Streit zwischen ihm und dem kleinen klatschfüchtigen Geist, der in Tante Brigittes eingemauertem Fensterspiegel haust. Der will ihm sein Vorrrecht streitig machen und behauptet wie seine Herrin, das Tantchen: „Ich hab's gewußt — ich hab's geahnt, von Anfang an.“

Horch — Räderrollen.

Husch — husch — ist der Spuk der Vergangenheit zerflattert, das kleine Gesindel wieder ehrbar in seinen dunklen Nischen und Winkeln. Der winzige Geist der Erinnerung

hat grade noch Zeit, in die neue Reisetasche zu flüchten, die bereits gepackt auf der Diele steht.

Da fahren die Wagen vor, und von der Wand herab schauen all die Ahnenbilder lächelnd auf das Glück des Rats-töchterleins von Rothenburg.

Dieses Buch hat Dir gefallen, nicht wahr? Jetzt ließt Du von

J o h a n n a K l e m m
H e i m a t z a u b e r

*

Es ist nicht weniger schön. Die Verfasserin kennst Du doch?
Verlange es von Deinen Eltern oder kaufe es Dir selbst.
Es erschien ebenfalls bei

Adriaan M. van den Broecke Verlag
Leipzig